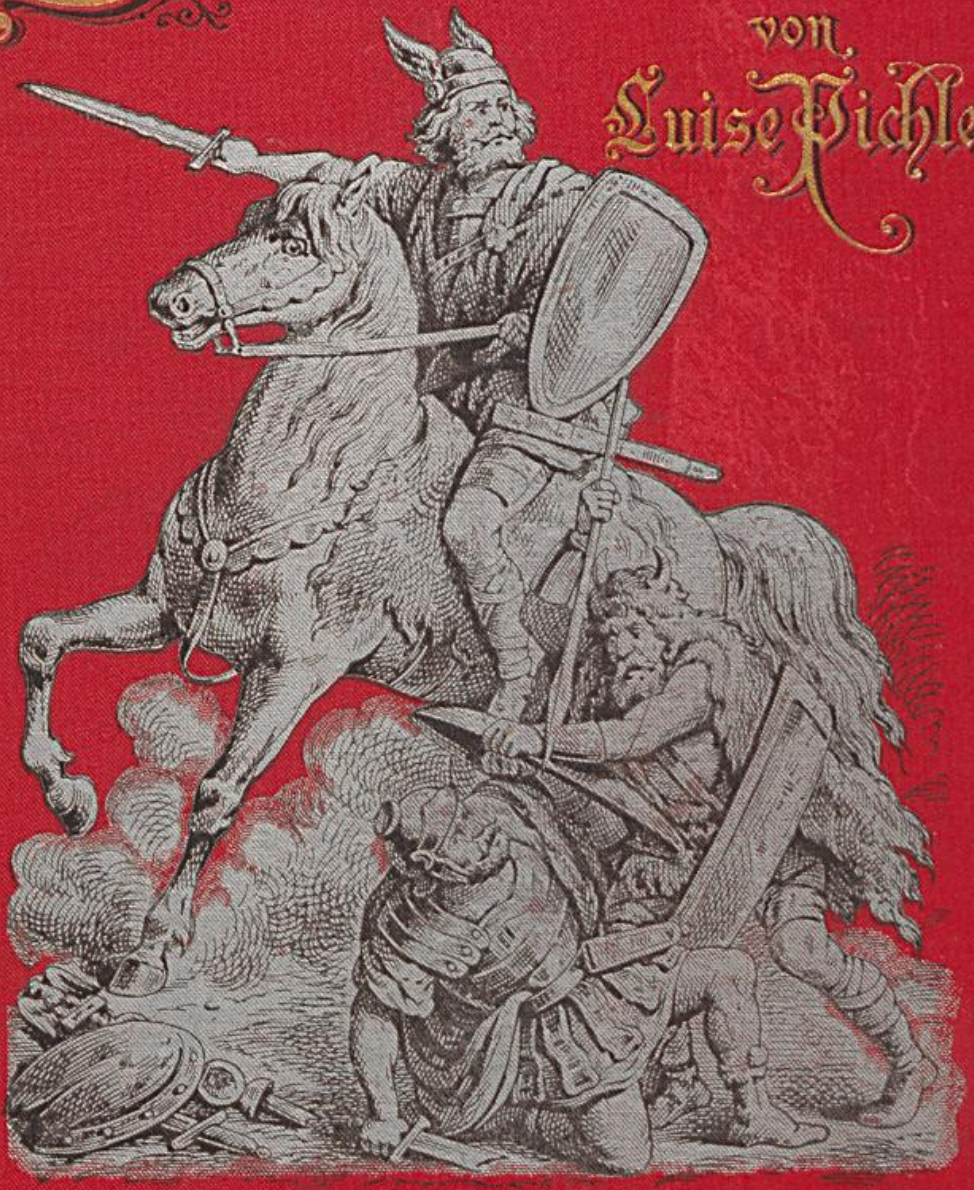
# Germania

von

Luise Pichler



## Hermann der Befreier.

R 42

€ 32.–

Verlag von Alfred Oehmigke in Leipzig.

# Historische Erzählungen für die Jugend

von

## Luise Pichler.

| Bd. | |
|---|---|
| 1. | Der Gerichtstag zu Cannstatt. — Ein Weihnachtsfest. |
| 2. | Der Ring der Herzogin. |
| 3. | Kaiser und Fährmann. — Der Goldschmied von Stuttgart. |
| 4. | Der Expeditionsrat. |
| 5. | Deutsche Treue. |
| 6. | Kaiser Karls Urenkel. |
| 7. | Meister Konrad der Schöppe. |
| 8. | Die Schwarzwaldmühle. — Ein deutscher Prinz. |
| 9. | Die Schwestern. |
| 10. | Der Rotmantel. |
| 11. | Der Sohn der Witwe. |
| 12. | Die Brüder. |
| 13. | Das Hünenschloß. |
| 14. | Die Kartause. |
| 15. | Die Ansiedler im Schwarzwalde. |
| 16. | Franzosengeneral und deutscher Professor. |
| 17. | Pfarrer und Kriegsmann. |
| 18. | Ein deutsches Königsleben. |
| 19. | Die Rose von Byzanz. |
| 20. | Der Steinmetz zu Speier. — Ein Karlsschüler. |
| 21. | Freihof von Siebeneichen. |
| 22. | Der erste Zollern. |
| 23. | Der alte Barbarossa. |
| 24. | Unter Karl dem Großen. |
| 25. | Vater Friedibertz Haus. |
| 26. | Im Teutoburger Wald. |
| 27. | An den Ufern des Rheins. |
| 28. | Vater und Sohn. |
| 29. | Hermann und Thusnelda. |
| 30. | Über den Rhein. |
| 31. | Am Fuße der Achalm. |
| 32. | Der erste Brandenburger. |
| 33. | Sigulf und Grimolt. |
| 34. | Die Deutschen in Rom. |
| 35. | O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt. |
| 36. | Unter dem großen Kurfürsten. |
| 37. | Hermann und Tiberius. |
| 38. | Ein Grenadier des großen Fritz. |
| 39. | Zur Zeit der Königin Luise. |
| 40. | Auf dem deutschen Meer. |
| 41. | Der Rekrut. |
| 42. | Die Nachbarn. — Auf der Brücke zu Basel. |
| 43. | Das eiserne Kreuz. |
| 44. | Am Johannisfeste. |
| 45. | Der Überfall im Odenwald. |
| 46. | Der Sandwirt von Passeier. |
| 47. | Konradin von Schwaben. |
| 48. | Der Burggraf von Nürnberg. |
| 49. | Alarich in Rom. |
| 50. | Der Findling. |

Preis jedes Bändchens gebunden in illustriertem Umschlag 75 Pfg.

18 L 7279

24909 A 21.

Im Verlage von Alfred Oehmigke in Leipzig erschienen folgende, zur Anschaffung für Schulbibliotheken, sowie als Schulprämien und Festgeschenke dringend zu empfehlende

# Jugendschriften von Ferdinand Schmidt.

**Homers Iliade und Odyssee** erzählt von Ferdin. Schmidt. Illustriert nach W. von Kaulbach und Flaxman. Gebunden in eleganten Leinwandband mit Gold- u. Farbenpressung. 9. Aufl. Preis 4 M.

**Homers Iliade** erzählt von Ferdin. Schmidt. Illustriert nach W. von Kaulbach und Flaxman. Gebunden in illustr. Umschlag. 9. Aufl. Preis 1 M. 50 Pfg.

**Homers Odyssee** erzählt von Ferdin. Schmidt. Illustriert nach W. v. Kaulbach und Flaxman. Geb. in illustr. Umschlag. 9. Aufl. Preis 1 M. 50 Pfg.

**Reineke Fuchs** erzählt von Ferdin Schmidt. Mit 6 Buntdruckbildern und vielen Holzschnitten illustriert von G. Bartsch. Gebunden in illustrierten Umschlag. 12. Aufl. Preis 2 M. 50 Pfg.

**Für jüngere Knaben u. Mädchen.** Erzählungen und Märchen v. Ferd. Schmidt. Mit 6 eleganten Farbendruck-Bildern. Geb. in illustr. Umschlag. 8. Aufl. Preis 3 M.

**Die junge Griechin am Hofe des Kaisers Nero.** Erzählung von Ferd. Schmidt. Mit einem Titelbild. 2. Aufl. Geb. Preis 1 M.

Obige Werke werden von berufener pädagogischer Seite zu den besten des gefeierten hervorragenden Autors gezählt, stehen überhaupt in erster Reihe der gesamten Jugendlitteratur und haben die wärmste Anerkennung und Empfehlung gefunden von Männern wie A. v. Humboldt, A. Diesterweg, Fr. v. Raumer, Prof. Ad. Stahr, Prof. G. H. v. Schubert, Titus Ulrich, Schmidt-Weißenfels, R. v. Gottschall, Prof. Rosenkranz, Gneist, v. Holzendorf, Bluntschli u. v. a.

---

**Märchenkranz.** Eine Sammlung der beliebtesten und volkstümlichsten Märchen in Bearbeitungen für die Jugend von und nach den besten Erzählern, wie Grimm, Bechstein, Hauff, Musäus, Andersen u. s. w. Mit 8 Farbendruckbildern u. zahlreichen Holzschn. nach Originalbildern von M. Block. 3. Aufl. Geb. Preis 3 M.

**Coopers Lederstrumpf-Erzählungen.** Für die Jugend bearbeitet v. Adam Stein. Mit bunten Bildern u. Holzschnitten. 22. Aufl. Geb. Preis 3 M.

**Veilchenkranz.** Sammlung lehrreicher und unterhaltender Erzählungen, Gedichte, Fragen, Rätsel ꝛc. für die Jugend. Verfaßt und gesammelt von Matthias Eßl. Mit 8 Bildern in Farbendruck. 3. Aufl. Oktav. Geb. in illustr. Umschl. Preis 3 M.

**Der kühne Nordpolfahrer John Franklin.** Reisebeschreibung f. jung u. alt v. G. Mensch. Mit 4 Bildern in Farbendruck. Geb. Preis 1 M. 50 Pfg.

**W. Hauffs Märchen.** Für die Jugend durchgesehen von G. Hofmann. Mit 8 f. Buntdruckbildern und farb. Umschlag nach Originalen von K. Weigand. 3. Aufl. Geb. Preis 3 M.

**Das Steppenroß.** Nach Kapitän Mayne Reid. Für die Jugend beard. von Ed. Wagner. Mit 6 Bildern in Farbendruck. 4. Aufl. Geb. Preis 3 M.

**Die letzten Tage von Pompeji.** Nach dem Engl. des Bulwer-Lytton. Für die Jugend bearb. v. R. Springer. Mit 4 Bildern in Tondr. 2. Aufl. Eleg. geb. Preis 3 M. 75 Pf.

**Märchen aus Tausend und Eine Nacht.** Für die Jugend bearbeitet von Eduard Wagner. Mit bunten Bildern u. Holzschn. 8. Aufl. Geb. Preis 3 M.

**Robinson Krusoe.** Nach Campe von K. Reimer, Schuldirektor. Mit 6 feinen Farbendruckbildern. 5. Aufl. Gebunden Preis 3 M.

**Gullivers Reisen in fremde Welt-teile.** Nach Jonathan Swift. Für die reifere Jugend bearbeitet v. Eduard Wagner. Mit 6 Bildern in Farbendruck nach Orig.-Aquarellen von H. Leutemann. 5. Aufl. Oktav. Geb. in illustr. Umschl. Preis nur 3 M.

**Leben und Thaten des sinnreichen Junker Don Quixote.** Für die Jugend erzählt von Dr. Lauckhard, Ober-Schulrat in Weimar. Mit 8 Bildern in Farbendruck nach Originalen von L. Lössler u. a. 2. Aufl. Oktav. 20 Bogen. Geb. in illustr. Umschlag mit Rückenvergoldung. Preis 3 M. 75 Pfg.

**Der abenteuerliche Simplicissimus.** Von Christoffel von Grimmelshausen. Für die reifere Jugend und das Volk bearbeitet von Dr. Lauckhard Ober-Schulrat in Weimar. Mit 6 Bildern in Farbendruck von W. Schäfer. Oktav. Geb. in illustr. Umschl. Preis 4 M. 50 Pfg.

**Die Heldensagen des Firdusi.** Für die Jugend bearbeitet von Dr. Lauckhard. Mit 6 Bildern in Farbendruck nach Zeichnungen von Ludwig Lössler. Oktav. 21 Bogen. Geb. in illustr. Umschlag mit Rückenvergoldung. Preis 4 M.

**Der Tempel.** Die Mythologien der vorzüglichsten Kulturvölker bis zum Christentum. Für jung und alt. Von Dr. Joh. Minkwitz, Prof. an der Universität Leipzig. Oktav. 53 Bogen. Mit über 100 Abbildungen in Tondruck auf 46 Tafeln. Eleg. brosch. Preis 5 M. Geb. in Prachtband mit besonders dazu gefertigten Platten. Preis 7 M. 50 Pfg.

Dem lieben Leopold Hörion zum
Weihnachtsfeste 1896 —

Von der Germania, wo die Bestellung
der Briefe so lange dauerte

M. Platz.

A. Symon.





LITH. ANST. v. A. BURKHARDT, LEIPZIG-R.

# Germania.

# Hermann der Befreier.

Erzählung

für

Deutschlands Jugend

von

Luise Pichler.

6 chromolith. Tafeln

Dritte Auflage.

Leipzig,
Alfred Oehmigke's Verlag.

18 L 7279
Sep.

Höret Thaten der vorigen Zeit!
Zwar braucht ihr, euch zu entflammen, die Thaten
der vorigen Zeit nicht,
Doch tönen sie eurem horchenden Ohr
Wie das Säuseln im Laube, wenn die Mondennacht glänzt.

**Klopstock.**

Landesbibliothek Detmold
107-2992

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

# Inhaltsverzeichnis.


| | Seite |
|---|---|
| 1. Vater Friediberts Haus | 5 |
| 2. Im Teutoburger Walde | 51 |
| 3. Sigulf und Grimolt | 93 |
| 4. Jäger und Hirte | 135 |
| 5. Hermann und Thusnelda | 167 |
| 6. Auf dem deutschen Meere | 207 |
| 7. Hermann und Tiberius | 257 |

# Vater Friedibergs Haus.

# 1.

## Das Fest der Sonnenwende.

Horcht mir, Enkel, und lernt
Das Geschlecht und die Sitten der Väter!

„Sonnenwende!“ scholl es fröhlich durch die Wälder Germaniens. Es war dies zur Zeit des tiefsten Winters; die Nächte waren lang, die Sonne verhüllt hinter Nebelwolken, aber die Söhne Teuts wußten, daß von jetzt an die Sonne näher komme, daß sie den holden Frühling zurückrufe, darum feierten sie diese Tage inmitten ihrer Häuser und Hütten durch festliches Gelage beim Herdfeuer. Grüne Tannenzweige schmückten duftend die Wände der niedrigen Hütten und Häuser.

Sonnenwende, Julfest genannt, wurde um die Zeit von Christi Geburt fröhlich gefeiert im Hause Friediberts, das freundlich am Ufer der Lippe gelegen war. Friedibert war ein wohlhabender Mann; rings umgrünten das Haus im Sommer Felder und Wiesen, auf denen die Herden weideten. Jetzt deckte der Schnee Saaten und Rasen, aber um so freundlicher loderte das Feuer auf dem heimischen Herde.

Diesem gegenüber an dem schweren eichenen Tische, dessen Füße im Boden des Gemaches feststanden, saß Friedibert mit seinen sechs Söhnen und doppelt so vielen Gästen, Anverwandten des Hauses. Es war eine Reihe schöner, hoher Gestalten, von dem greisen Hausherrn an, dessen Schultern das Alter noch nicht beugte, obwohl es ihm Haar und Bart silberweiß färbte, dem ältesten Sohne Kunerich, der im kräftigsten Mannesalter stand, bis zu den beiden jüngsten herab, die an Höhe des Wuchses den Brüdern nur wenig nachstanden, denen aber noch die wuchtige Breite von Schultern und Brust, die derbe Kraft der Fäuste fehlte, denn sie zählten erst sechzehn und achtzehn Jahre.

Die Männer hatten eben abgespeist. Hadumar, die einzige Tochter des Hauses, eine schön gestaltete Jungfrau, trug die Reste vom Tische und füllte dagegen die Krüge aufs neue mit schäumendem Bier.

Jetzt entfernte sich die alternde Hausfrau, um in dem anstoßenden Gelasse, wo um den tannenen Tisch die roh gezimmerte Bank lief, die Knechte und Mägde

mit den Resten der Tafel zu versorgen. Hadumar aber machte sich am Herd zu schaffen, denn die Männer begannen den Gesang, dem sie so gerne lauschte. Zwar klangen die Stimmen mehr stark als wohllautend, und im Tonfall war wenig Abwechselung, aber der Inhalt ihrer Gesänge atmete Begeisterung. Sie sangen von kühnem Heldentum, von Schlacht, Sieg und Tod. Auch vom grünen Wald und von der frischen, mutigen Jagd erzählte ein Lied, und heiter klang der Sang.

Da sprang plötzlich Dagobert, der dritte Sohn des Hauses, auf, mit ihm sein Jagdgenosse und Freund, Teutobald; sie griffen zu der Framea, dem Wurfspeer, den sie in die Ecke gelehnt hatten, und zu dem aus starkem Weidengeflechte gebildeten Schild. Der Sang hatte ihnen Lust zum Waffenspiele erregt. Werno und Germar, die jüngsten Söhne des Hauses, folgten ihnen nach mit Jünglingen gleichen Alters, die sich unter den Gästen befanden. Im geräumigen, mit hölzernem Zaune umfriedeten Hofraume fingen sie an, den Speer zu werfen. Später folgte der Schwertkampf und endlich der Streit mit dem Ger, einer langen, zum Stoße dienenden Waffe. Binnen kurzem erhoben sich auch die Männer und zuletzt die Greise, um prüfend zu schauen, was die Jugend zu leisten vermöge, und ob sie es den Alten an Waffengewandtheit gleichthue.

Den Männern in den Hof zu folgen, durfte Hadumar nicht wagen. Aber sie schaute durch die Fensterluke ihrer Schlafkammer den Kämpfenden zu. Frau Gutta, die Mutter, schalt über ihre Neugier. Doch als Hadumar rief: „Schau doch, Mutter, so wie unser Dagobert wirft keiner den Speer“ — da lugte die alte Frau selbst über die Schulter der Tochter. Dagobert, der in seinen ersten Lebensjahren weniger stark gewesen war, als seine älteren Brüder, und der Mutter darum manche Sorge bereitet hatte, war ja ihr Liebling.

Lange wurden die Jünglinge des Spieles nicht müde. Selbst die jungen Männer, von ihrem Eifer ergriffen, nahmen einer um den andern Framea, Schwert und Ger zur Hand und maßen ihre Kraft mit der Gewandtheit der Jünglinge. Hinter der Umzäunung das Hofes standen die Knechte gereiht und schauten mit regem Eifer den Übungen zu, und in der Hütte Geros, des Leibeigenen, die gegenüber vom Herrenhause an den Hof stieß, hatten sich die Mägde unter der Thüre und an den Dachluken versammelt und ließen kein Auge von den Waffenspielen. Auch sie winkten sich triumphierend zu, wenn einer der Söhne des Hauses es den Gästen an Waffengewandtheit zuvorthat.

Erst die einbrechende Nacht machte den Waffenübungen ein Ende. Inzwischen hatte die sorgsame Hausfrau am lodernden Herdfeuer das Abendessen bereitet und unter ihrer Anleitung Hadumar den Tisch neu zugerüstet. Die Germanen liebten es, so einfach sonst ihre Sitten waren, daß zum Unterschied von den Knechten jeder Freie seinen eigenen Sitz und seinen eigenen Teller habe. Darum standen zwanzig

Stühle um den Tisch, alle stark, wenn auch schmucklos aus hartem Holze gefertigt. Zwei derselben, die obenan standen, waren mit Armlehnen aus starkem Weidengeflecht versehen. Sie boten Ruhesitze für die beiden Greise, Friedibert und seinen Gegenschwäher Ringmar, dessen Tochter Friediberts ältester Sohn zum Weibe hatte.

Mit Wohlgefallen sahen die rückkehrenden Männer und Jünglinge auf den dampfenden Tisch, denn die Waffenübungen hatten ihre Eßlust aufs neue gereizt. Festesfroh setzten sie sich nieder; im geselligen Kreise erheiterten sich die Gemüter der sonst meist einsam Lebenden.

Reichlich war die Mahlzeit. Neben der Rinderkeule prangten Ziemer und Schlegel vom Hirsche, neben dem gemästeten Hausschwein das Schwarzwild. Dazu kamen noch gebratene Enten und Gänse samt Fischen; als Zuspeise gekochtes Obst, verschiedene Rüben und Kohlarten. Neben den schweren, überschäumenden Bierkrügen standen Humpen starken, süßen Mets, aus Honig mit Obst bereitet, und endlich kühlender Most aus den Äpfeln und Birnen gepreßt, die in rauhen Sorten schon damals im germanischen Lande heimisch waren.

Unter dem Essen wurde mancherlei Gespräches gepflogen, es wurde von Kriegsthaten alter, verflossener Zeit erzählt, auch manches Wundersame von fernen Landen berichtet, denn für das germanische Gemüt hatte die fremde Ferne allezeit einen geheimnisvollen Reiz.

Werno und Germar, die beiden jüngsten in der Reihe der Brüder, lauschten besonders eifrig diesen Erzählungen; sie waren phantasiereichen Gemüts und beseelt von dem ihrem Volk eigenen Trieb, in die Ferne zu schweifen. Ihre Augen leuchteten, als der Greis Ringmar von Rom und seinen Wundern erzählte, das er in jungen Jahren gesehen hatte, wo er mit andern germanischen Jünglingen unter Julius Cäsars Fahnen diente, bis die Sehnsucht nach der Heimat ihn ergriff und er zurückkehrte in die rauhen germanischen Wälder.

Dagoberts Gesicht dagegen verfinsterte sich. Er liebte über alles der Heimat Art und Sitte, ja er haßte das Fremde, insbesondere alles römische Wesen als feindlich dem heimischen. Darüber kam es zum Wortwechsel zwischen ihm und den Brüdern, und die Gäste nahmen Partei für und wider ihn. Vater Friedibert aber, der Streit fürchtete, holte die Würfel herbei und schlug ein Spiel vor.

Klein waren anfangs die Einsätze, doch sie steigerten sich, je mehr die Spieler warm wurden. Um Jagdbeute wurde gespielt, um Felle und Hörner, wie sie ein jeder im Besitz hatte, dann um Waffen; von den Männern um Vieh, ja um Stücke Acker- oder Weidelandes.

Jetzt begann die alte Hausfrau, die im Winkel hinter dem Herde zurückgezogen saß, unruhig zu werden, — Friedibert, der so besonnene Mann, verlor seine beste Kuh an seinen Gegenschwäher Ringmar. Auch Dagobert, sonst friedliebend wie

sein Vater, warf sich, erhitzt vom vorhergehenden Streite, mit blindem Eifer aufs Spiel. Er würfelte mit seinem ältesten Bruder Kunerich, dem stolzen, hochfahrenden Manne. An diesen verlor er erst den Fuchspelz, den er neulich erlegt, dann die Hörner des Auerochsen, an die er sein Leben gewagt hatte, zuletzt die kostbare Bärenhaut, um deren Preis er sich vom Schmiede ein Schwert einhandeln wollte, denn bis jetzt besaß er an Waffen nur Wurfspeer und Ger.

„Ja, nun mußt du wohl aufhören, du hast nichts mehr auf die Würfel zu setzen!" rief Kunerich höhnisch.

„Meinst du?" entgegnete aufflammend Dagobert, den der Hohn ebenso reizte wie der Verlust ihn kränkte. „Noch bleiben mir Framea und Ger samt meinem Schilde, der neuer und stärker ist als der deinige. Ich setze sie gegen die Bärenhaut. Das Glück ist launisch; ich muß nun endlich einmal gewinnen!"

„Laß verloren sein, was verloren ist, und höre auf, Dagobert!" mahnte dringend sein Freund Teutobald, der selbst die Würfel niedergelegt hatte, um Dagoberts Spiel zu überwachen.

„Nein, ich muß die Bärenhaut wieder haben! Wer weiß, wann mir in Jahr und Tagen wieder gelingen wird, solch ein prächtiges Tier zu erlegen? Der Bär ist schlau, und schwer ist, ihm beizukommen." Mit diesen Worten schüttelte Dagobert die Würfel in der Hand. Sie fielen. Auch Kunerich warf; sein war abermals der Gewinn. Höhnischer als zuvor klang sein Lachen. „Nun ist dein Spiel aus," spottete er. „Framea, Schild und Ger sind deinem erhofften Schwerte gefolgt. Sie ist schön, deine Bärenhaut — schade, daß du nichts mehr hast, sie einzulösen!"

„Mich selbst, meine Freiheit setze ich ein gegen die Bärenhaut und die Waffen!" rief, aufs äußerste gesteigert, Dagobert.

„Halt! das Angebot gilt nicht," rief Teutobald dazwischen und riß Dagobert die Würfel aus der Hand. „Mein Roß setze ich ein gegen das Fell und die Waffen!"

Kunerich nickte. Ein Pferd war ein überaus geschätztes Besitztum, dessen sich nur die reicheren Freien rühmen konnten. Er hatte ein solches besessen, aber es war auf der Weide von einem Wolfe zerrissen worden. Jetzt hoffte er durch einen nochmaligen glücklichen Wurf wieder in den beneideten Besitz eines solchen Tieres zu gelangen. Doch das Glück hatte sich gewendet. Teutobalds Wurf für den Freund wies die höchste Zahl der Augen.

Glühende Röte und Blässe wechselten in Dagoberts Gesicht; fieberhaft schlugen seine Pulse. Er empfand jetzt erst, wie tollkühn er das Höchste, die Waffen, das Ehrenzeichen des freien Mannes, und die Freiheit selbst fast in den Staub geworfen habe. Kunerich aber, zürnend, daß ihm der gewünschte letzte Gewinn entgangen war, mit dem auch die früheren wieder an den Besitzer zurückfielen, warf

die Waffe, die er schon gefaßt und prüfend betrachtet hatte, dem Bruder zu, indem er rief: „Da nimm die Framea wieder! Bald genug wirst du doch Waffen samt Freiheit verlieren. Minder wäre die Schmach gewesen, hättest du bei dem Bruder als Knecht gedient, statt in fremdem Hause."

Das war zuviel des Hohnes. Dagobert, seiner nicht mehr mächtig, hob die Hand mit dem Wurfspeere, um ihn nach dem Spötter zu schleudern.

Entsetzt sprangen alle Männer vom Tische auf. Obwohl blutige Streitigkeiten nicht selten waren bei den germanischen Gelagen, wenn das Bier die Köpfe erhitzte, so war es doch hier ein anderer Fall, wo ein Bruder die Waffe gegen den andern erhob. Einen Weheruf stieß die alternde Mutter am Herde aus. Doch Teutobald war noch rechtzeitig dem Freunde in den Arm gefallen, und der Wurf ging unschädlich an dem Bedrohten vorüber in die Wand.

Alle atmeten auf. Dagobert taumelte und erblaßte. Kunerich aber war plötzlich nüchtern geworden; seine Streitsucht und Spottlust verschwand mit den Dünsten des Bieres. Schweigend bot er dem Bruder, den er gereizt zu haben sich bewußt war, die Hand zur Versöhnung.

Die Lust zum Spielen war jetzt allen entschwunden. Das Herdfeuer flackerte nur mehr schwach, auch die Kienfackeln waren niedergebrannt und es begann im Gemache dunkel zu werden. „Es ist spät in der Nacht. Laßt uns zur Ruhe gehen!" sagte der Hausherr und zog sich mit seinen Söhnen in die anstoßenden Schlafgelasse zurück, wo in selbstgezimmerten Bettstätten die wohlgefüllten Betten bereitlagen. Stroh- und Laubsäcke bildeten die Unterlage, Kopfkissen aber und Decke bestanden teils aus Fellen, teils waren sie mit Federn gefüllt, von denen die Gänseherde reichen Vorrat lieferte. Reinliches Linnen bedeckte jedes Bett.

Die Gäste dagegen legten sich, jeder in seinen Pelz gehüllt, auf dem erwärmten Boden am Herde nieder. Nach dem Lärmen des Gelages kehrte die Stille des Schlummers im Hause ein.

Nur zwei Jünglinge verließen geräuschlos das Haus, Dagobert und Teutobald. Schweigend schritten sie zum nahen Wald. Dort zog Dagobert sein kurzes Jagdmesser und ritzte erst sich selbst, dann den Freund in den Arm, bis einige Tropfen Blutes flossen. Das blutige Messer stieß er tief in den Stamm einer jungen kräftigen Eiche. Mit diesem Zeichen wurde Freundestreue für Leben und Tod beschworen.

Dagobert aber setzte hinzu: „Bei deinem und meinem Blute schwöre ich dir, Teutobald, nie wieder mit Würfeln zu spielen."

Schweigend kehrten dann beide aus dem Walde zurück.

## 2.

# Die Römer in Deutschland.

Im Herzen Deutschlands stand der Römer Heer,
Des stolzen Drusus tapfre Legionen;
Im weiten, weiten, grünen Waldesmeer
Senkten die Eichen ihre stolzen Kronen.

Und immer weiter fiel nun Wald an Wald,
Dumpf klirrte nieder jede deutsche Keule:
Stolz flog des Römers mächtige Gestalt
Darüber hin wie eine Feuersäule.

Doch plötzlich — halt! es bäumt sich wild sein Roß
Und vor ihm steht — von Blitzesglut umflossen,
Die aus den Wolken, aus den Augen schoß —
Ein mächt'ges Weib, als wie in Erz gegossen.

Ein gramvoll Schweigen liegt auf weitem Rund,
Der starke Römer schwanket bleich im Bügel,
Da ruft das Weib wie mit Drommeten Mund:
„Nicht weiter mehr! — nun lenke deine Zügel!

Nicht weiter mehr! hier steck ich dir ein Ziel;
Ich warne dich, — du, höre meine Stimme.
Treib mit der Freiheit nicht ein freches Spiel,
Du kennst sie nicht in ihrem wilden Grimme!"

Sie hob die Rechte wie ein Schwert, verschwand
Im Waldesrauschen und Gewitterdampfe.
Die deutsche Freiheit hat man sie genannt —
Und Drusus fiel nach neuem, frechem Kampfe.

Die Sonnenwende war vorüber, und ob noch lange Monate der strenge Winter in dem waldreichen germanischen Lande herrschte, — die Sonne stieg höher und höher und brachte den Frühling mit seinen Blüten, den Sommer mit seinen reifenden Feldern und seinem Waldesschatten zurück. Aber der Frühling brachte keine Freude, und die Sommerfrucht durfte nicht reifen. Ein römisches Heer drang unter dem Feldherrn Markus Vinicius ins Land der Cherusker und zog erst nach blutigem Kampfe sengend und brennend in die Standlager am Rheine zurück.

Vor einem halben Jahrhundert hatten die weltherrschenden Römer unter Julius Cäsar das kriegerische Gallien erobert, die Helvetier durch List unterworfen. Von da an suchten sie allmählich ins Land der freien, starken Germanen, der Söhne

Teuts, wie sie selbst sich nannten, vorzudringen. Erst bauten sie sich Festungen und Städte längs der Grenze und legten römische Legionen darein, dann rückten sie vorsichtig weiter, bald mit List, bald mit Gewalt ein Stück Land und einen Stamm um den andern zu unterwerfen.

Im Jahre 10 vor Christo hatte Drusus, welchen Kaiser Augustus unter seinen beiden Stiefsöhnen am meisten liebte, den ersten Streifzug vom Rheine bis zur Weser und von da bis zur Elbe gemacht, wo bis dahin noch kein römischer Adler gesehen worden war. Als er aber über die Elbe setzen wollte, nicht ferne von der Mündung der Saale, trat ihm eine Frau entgegen, so hoch von Gestalt, daß sie keine Erdgeborene zu sein schien. Diese redete ihn in lateinischer Sprache an mit den Worten: „Drusus, wohin willst du? Giebt es keine Grenze, kein Maß? Kehre um, hier ist das Ende deiner Thaten, deines Lebens!“

Und der römische Feldherr, erschrocken über die Warnung, die ihm als eine göttliche erschien, kehrte um. Die Weissagung der deutschen Frau aber bewährte sich, denn Drusus starb auf dem Rückzuge, indem er unversehens von seinem Pferde abgeworfen wurde.

Um die Zeit von Christi Geburt hieß ganz Ober- oder Süddeutschland römisches Zehntland. Rastlos strebte die römische Herrschaft nun weiter, auch den Norden zu unterjochen. Erst wurde Tiberius, dann Domitius, endlich Markus Vinicius über den Rhein geschickt, um von hier nach der Weser und Elbe vorzudringen; letzterer im Jahre, da Kaiser Augustus das Gebot der Schatzung ergehen ließ und Christus geboren wurde im fernen jüdischen Lande. —

Abend war's geworden. Die Leibeigenen trieben die Herde auf die Nachttrift zusammen, die stattlichen Kühe und Rinder samt der Stute der eine, die Schafe der andere, und ein dritter die wohlgenährten Schweine. Dagobert war mit den zwei jüngsten Brüdern auf der Jagd, um die Wölfe zu erlegen, die vor kurzem wieder den Herden nachgestellt hatten. Die Saat war im Boden und es drängte jetzt die Zeit nicht zur Feldarbeit. Zwei der übrigen Brüder waren dem Fischfang am kleinen Bache nachgegangen. Plötzlich und unvermutet kam eine Schar Flüchtlinge den Weg vom untern Lande hergeeilt; es war Kunerich, der unten am Lippestrand sich ein Gehöfte erbaut hatte, mit seinem Weibe und zwei kleinen Kindern; zwei leibeigene Knechte und eine Magd trieben die Herden nach. Sie kamen, flüchtend vor den Römern, die das ganze Thalgebiet anfüllten und jetzt gegen das waldige Land vordrangen.

Wie verwandelte sich die stille Abendruhe um Friediberts Hof jetzt in eilige Regsamkeit! Zu allererst wurden die Herden unter Obhut der Leibeigenen in den Schutz der Wälder geschickt. Die Leibeigenen und Knechte waren größtenteils Abkömmlinge von früheren, geistig und körperlich schwächern Einwohnern des Landes,

die von den Germanen unterjocht waren, welche, stärker als sie, von Osten her in das Land eindrangen. Durch die Länge der Zeit waren sie in dieses Abhängigkeitsverhältnis so eingewöhnt, daß es sie kaum mehr drückte. Wohnten und lebten sie doch besser unter der Obhut der germanischen milden Herren, als ehedem im rohen, wilden Naturzustand ihres Volkes. Darum teilten sie auch innig Freude und Leid mit denselben.

Dann galt es, die Frauen zu retten. Amalgunda, Kunerichs Weib, behielt den Säugling; das ältere, doch noch zarte Kind nahm die Großmutter, Frau Gutta, zärtlich in ihre Arme. Hadumar war die einzige, die Zeit behielt, um das nötigste für die Flucht zusammenzuraffen, ehe sie sich in die Wälder versteckten.

„Fort! fort von hier!" drängten die Männer, die inzwischen Framea, Schild und Ger zur Hand genommen hatten. Noch einmal flog Friediberts und Guttas Blick bedauernd über das trauliche Gehöfte hin, worin sie lange Jahre durch friedlich gelebt hatten, dann nahm der Waldesschatten sie still in seine Hut.

Nur die drei anwesenden Söhne begleiteten Friedibert auf die Flucht. Als am folgenden Abende die übrigen mit den Pelzen zweier Wölfe zurückkamen, leuchtete ihnen schon von ferne eine Flamme entgegen; kurz darauf trafen sie statt der heimischen Wohnung einen rauchenden Schutthaufen. Es war ein Merkzeichen, daß die römische Legion dieses Weges gekommen war.

In wildem Schmerze stampfte Dagobert auf den Boden, auf dem er die glücklichen Tage der Jugend verlebt hatte, der jetzt von den Tritten der römischen Feinde entweiht war. Traurig schauten die jüngeren Brüder zu ihm auf; beschämt und bereuend gedachten sie jetzt der Abenteuerlust, mit der sie die Wunder Roms zu sehen verlangt hatten.

Dagoberts Stimme rief sie empor. „Zurück in den Wald!" sprach er. „Dort werden wir Vater, Mutter und Brüder finden — dort auch die römischen Räuber!"

Werno und Germar folgten dem Bruder ohne Widerrede in den Wald nach, obwohl ihnen die Füße den Dienst versagten, da sie nach dreitägiger Jagd hungernd und dürstend zur Heimat zurückgekehrt waren; voraus stürzten heulend die Hunde, die Spur der Flüchtigen zu suchen.

Drei Monate verflossen; schon färbte der Herbst die Wipfel des Waldes, bis eines Abends Vater Friedibert mit den Seinen nach dem verödeten Platze seiner früheren Wohnung zurückkehren konnte. Solange die Römer das Land durchstreiften, hatten die Flüchtlinge im Walde bald da, bald dort gerastet, sich vom Wilde genährt, das die Söhne erjagten, nur in der Not ein Stück der kleinen geretteten Herde geschlachtet. Während die Frauen mit den wenigen Knechten diese sorgsam hüteten, waren die Männer mit allen Gaugenossen unermüdet den römischen Kohorten gefolgt; in zahllosen Kämpfen war fast die Hälfte der Mannschaft auf

beiden Seiten gefallen. Im offenen Lande waren die schwer bewaffneten Römer in entschiedenem Vorteil; die Germanen in ihrer leichten, vor Verwundung nicht schützenden Bekleidung, Arme und Beine, oft auch Brust und Schulter nackt, das Haupt nur vom üppigen Haarwuchs bedeckt, konnten ihnen dorthin nicht folgen. Führte aber die immer vorwärtsdringenden Römer der Weg wieder durch Wald, so schwirrten von allen Seiten die gefürchteten Wurfspeere mit der eisernen Spitze auf sie zu und durchdrangen, von den starken Armen mit Wucht geschleudert, selbst den römischen Stahlharnisch. Manch ein Römer moderte jetzt im deutschen Walde — seine Waffen waren den Germanen eine geschätzte Beute. Zuletzt sah sich Markus Vinicius genötigt, des nahenden Herbstes wegen seine Legionen in die Städte und Standlager im unterworfenen Lande am Rheine zurückzuführen. Jetzt erst kehrten auch die germanischen Flüchtlinge heim zu den verödeten Wohnstätten.

Friedibert hatte zwei seiner Söhne verloren, Diethelm und Rotbert, die beiden friedliebenden der Brüder, die am Abende des Überfalles der Römer dem Fischfange obgelegen hatten, aber als es den Kampf mit den römischen Feinden galt, so unerschrocken vordrangen wie die jagdgeübteren Brüder.

Von den Knechten waren noch zwei am Leben; ihr Vater, der alte Eckhard, war von einem Wolfe zerrissen worden, dem er sich kühn, die Herde zu schützen, entgegengestellt hatte. Sie trieben die wenigen Stücke der Herde vor sich her, die noch erhalten geblieben waren, nachdem die übrigen Rinder, Schweine und Schafe sich teils verlaufen hatten, teils von den Wölfen geholt worden waren.

Schweigend standen nun Vater und Söhne mit der trauernden Mutter und Schwester und schauten ringsumher auf die verstampften Felder, die keine Ernte getragen hatten. Aber dieser verödete Ort war die Stätte ihrer Jugendfreuden, ihrer Heimat, und Vater und Söhne beschlossen, hier aufs neue ihre Hütte aufzurichten.

Noch waren die Nächte mild; es konnten auch die Frauen mit Kunerichs Kindern so wie bisher im Schutze der Baumzweige die Nächte zubringen. Von früh aber bis zum Abend waren die Brüder thätig, Baumstämme zu fällen, zu behauen und mit Hilfe der Knechte herbeizuschleppen. Die im Kampf errungenen Römerschwerter kamen ihnen hierbei zu statten, da Beil und Axt im Schutte des Hauses begraben lagen.

Bald kam der Tag, an dem sie das Gebälke in den Boden einrammeln, darüber die Querbalken und das schräge Dach befestigen konnten. Darauf wurden die Zwischenräume mit Lehm verstopft, Waldgras mußte die Stelle des Strohes vertreten, mit dem derselbe sonst durchknetet wurde, um feste Wände zu schaffen. Das Dach wurde, weil kein Stroh zur Hand war, mit Rasen gedeckt, zuletzt ein Herd aus Steinen aufgebaut, Tisch und Stühle roh und notdürftig gezimmert und statt der früheren, wohlgefüllten Bettstätten auf niederen Pfosten

die Häute und Pelze des Wildes ausgespannt, das Dagobert und seine Brüder der Nahrung wegen erjagt hatten. Neben der Hütte wurden Stall und Stadel errichtet und die Hofraite mit einem Zaun umzogen. Thongeschirr formten und brannten die Frauen inzwischen mit Hilfe der Knechte, auch flochten sie Körbe und richteten Felle und Pelze zur Winterkleidung zu, da weder Linnen noch Wollengewebe jetzt zur Hand waren.

Ehe der Herbst mit Regengüssen und kalten Nächten einbrach, konnten sie die Hütte beziehen, die ihnen Obdach für den Winter gab, wenn sie auch nur mit dem Notdürftigsten, wie sonst die Hütte eines Leibeigenen, ausgestattet war und sogar des Bierkessels mangeln mußte, der indes nicht vermißt wurde, da es keine Gerste zum Brauen gab.

---

## 3.

## Der Scheiterhaufen.

Thränen wein' ich der Wut
Und will sie nicht trocknen.
Fließt, fließt die glühende Wange herab, Thränen der Wut!
Sie sind nicht stumm. Du vernimmst, was sie rauschen —
Fluch ist's — höre sie, Hela!

Drei Jahre war Vinicius in Deutschland und führte den Unterdrückungskrieg mit solchem Eifer, daß ihm nach seiner Zurückberufung nach Rom ein Triumphzug zuerkannt ward. Dennoch blieb der Gau, in dem Friedibert wohnte, von fernerer Verwüstung verschont. Allmählich war die Herde wieder angewachsen, die Felder waren wieder bestellt, das Haus ward vergrößert, und in der Einrichtung zeigte sich der nach und nach wiederkehrende Wohlstand. Der verlorenen Söhne und Brüder wurde nicht mehr mit Trauer, sondern mit ehrender Erinnerung gedacht, da sie als Helden im ruhmvollen Kampfe für das Land der Väter gefallen waren.

Ein frohes Gelage sammelte die Sippen (Verwandten) von nah und fern im Hause, da Teutobald, Dagoberts Freund, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings Hadumar als sein Weib heimführte. Frohe Glückwünsche folgten dem Paare in das neue Haus nach, das Teutobald am jenseitigen Saume des Waldes besaß, umgeben von Feld und Wiesenland, auf dem eine stattliche Herde weidete. Selbst Frau Gutta überwand die natürliche Wehmut, als sie die einzige Tochter aus dem Elternhause scheiden sah, denn sie wußte, daß sie ein glückliches Weib werden würde.

Wer hätte bei diesem frohen Feste zu Frühlingsanfang gedacht, daß der Sommer wiederum keine Ernte, wohl aber Blut und Flammen und Tod bringen werde?

Tiberius, der ältere der Stiefsöhne des Kaisers Augustus, der schon vor des Markus Vinicius Zeit verwüstend durch die germanischen Gaue gezogen war, kam mit einem starken Heere, unterwarf einen Stamm um den andern teils durch Waffengewalt, teils durch Schrecken, den er vor sich her verbreitete, und durch gleißende Überredung. Siegreich drang er vor bis zur Elbe. „Wieviel Blut deutscher Männer aber geflossen ist, wie viele Thränen deutsche Frauen und Mütter vergossen haben über den Jammer, das verbirgt ein undurchdringlicher Schleier, der von den Römern über das Werk der Ungerechtigkeit und Sünde gebreitet ist," berichtet der Geschichtschreiber über jenen Siegeszug des Tiberius.

Abend war's, noch grünte der Wald in der ersten Frische, die Vögel sangen, und der Kuckuck rief; den Boden aber, auf dem noch weiße Maiglöckchen sproßten, rötete Blut. Auf der kleinen Waldlichtung, wo eine Schar tapferer Cherusker sich den Römern entgegengestellt hatte, lagen jetzt die stillen Toten, — doch unter ihnen manch stolzer Römer, der die welterobernde Herrschsucht seines Volkes und seiner Kaiser mit dem eigenen Leben gebüßt hatte.

An ihnen vorüber schritt Dagobert. Sein Blick beachtete die Toten nicht, ihre Waffen mochten andern als gute Beute zufallen. Weiter ging sein Schritt, bis er unter dichtem Gezweige gebettet zwei Leichen Hand in Hand liegend fand. Rasch kniete er nieder, faßte ihre Hände, hob die starren Augenlider und legte das Ohr horchend jedem auf die Brust. Kein Herzschlag war mehr zu verspüren. „Tot! Beide tot!" rief er aus, indem er sich erhob.

Jetzt kamen seine jüngeren Brüder, Werno und Germar herzu, denen er rascheren Schrittes vorangeeilt war. Stumm zeigte er auf die Toten; es bedurfte keiner Worte, sogleich erkannten die Brüder Teutobald und Hadumar.

Eine tödliche Wunde hatte Teutobald im Kampfe empfangen. Dagobert, selbst vom Kampfe in Anspruch genommen, konnte sich nicht nach dem todwunden Freunde umsehen, aber rasch sandte er den jungen Germar ab, der Schwester die Nachricht zu bringen. Ganz nahe bei dem Kampfplatz stand sie im Gebüsch mit Mutter und Schwägerin, mit den Frauen der sämtlichen kämpfenden Männer. Furchtlos war sie durch das Gewühl geeilt, um den verwundeten Gatten zu suchen. Als sie ihn gefunden hatte, war sie bei ihm niedergekniet, um seine Wunden zu verbinden. Hier traf sie das Schwert eines Römers mit tödlichem Schlage, und neben dem Gatten war sie verblutet. Dagobert aber hatte gehofft, daß es Hadumar gelungen sei, ihren Gatten in Sicherheit zu dem Versteck der Frauen und Kinder zu bringen, wo Teutobald in ihrer treuen Pflege bald genesen müßte.

Nun lagen beide, Schwester und Freund, tot auf dem Moose, das beider

Blut gerötet hatte! Stumm winkte er den jüngeren Brüdern, und schweigend beluden sie sich mit den teuren Leichen, um sie nach dem Waldversteck zu tragen, wo der greise Vater und die Mutter, Bruder Kunerich mit seinem Weibe und den zarten Kindern bange auf ihre Rückkunft harrten.

Tief seufzte Friedibert, und Gutta verhüllte das Haupt, als ihre Söhne die beiden Leichen stumm zu ihren Füßen niederlegten. Amalgunda, Kunerichs Weib, die soeben dem Gatten die Wunden verbunden hatte, schauderte, Kunerich aber sprang rasch auf und schaute den Leichen voll ins Angesicht. Dagobert, der bisher den ältesten Bruder am wenigsten geliebt hatte, blickte erwartungsvoll auf ihn.

„Teutobald, Hadumar!“ rief Kunerich aus, „ihr sollt gerächt werden! Die stolzen Römer sollen büßen für euer junges Blut!“

Da trat Dagobert näher und faßte Kunerichs Hand. „Kunerich,“ sprach er, „wie du, schwöre ich, daß dies Blut gerächt werden soll. — Wir standen uns bisher fremd, mein Bruder, heute bitte ich dich, sei mir ein Freund, wie Teutobald es mir war seit den Knabenjahren, da wir zusammen der Väter Herden hüteten, zusammen an den Eichen emporkletterten und uns übten, die abgenützten Waffen der Brüder nach dem Ziele zu schleudern, bis wir endlich selbst Framea und Ger samt dem Schwerte führen lernten!“

Tiefaufatmend schwieg Dagobert. Kunerich aber, der stolze, wortkarge Mann, schaute dem Bruder fest ins Auge und versetzte: „Bei diesen Toten schwöre ich dir, Dagobert, daß ich dir fortan Bruder und Freund sein will. Wir haben uns gemieden, weil du stolz und trotzig warst wie ich. Fortan soll nichts zwischen uns stehen, des einen Ehre soll die des andern sein!“ Und beide tauschten die noch vom Gefechte blutigen Waffen zum Zeichen des neuen Bruderbundes. Dann kehrten sie zurück zum freien Platze, wo all die andern in schweigender Trauer um die Leichen geschart saßen; stumm reihten sich die beiden Brüder den andern an.

Bis zum Morgen verharrten sie alle im trauernden Kreise, nur ein unterdrücktes Schluchzen gab zuweilen kund, wo die Mutter Gutta saß. Jetzt, sobald das Frührot den ersten Schein in die Waldlichtung warf, erhoben sich die Männer und Jünglinge, um Holz zu fällen zum Scheiterhaufen. Währenddessen wuschen die alte Mutter und Amalgunda die Leichen und schmückten sie mit Blumen, die Kunerichs kleiner Sohn eifrig aus dem Walde herbeibrachte.

Schon war's hoch am Morgen, als der Scheiterhaufen errichtet stand. Sanft hoben die Brüder die Leichen auf und legten sie auf das von den Frauen mit Blumen und Grün bestreute Holz. Dann zündete der Greis Friedibert die harzreiche Kienfackel an der sorgsam erhaltenen Glut an und trat damit zu der Scheiterbeuge. Langsam nur fing sie Feuer. Kienholz, das die Brüder dazwischengesteckt hatten, mußte die Flamme immer wieder neu anfachen. Endlich loderte

sie hell empor; die Flammen umspielten die blassen Gesichter und gaben ihnen einen Schein von Leben, als grüßten die starren Züge die Ihrigen noch einmal. Jetzt verschlang die lodernde Flamme die Gestalten, und bald versanken Flammen und Gluten in dunkle Asche. Nun schritten die Brüder vor; feierlich wurde die Asche begraben und über der Begräbnisstätte als Erinnerungszeichen ein kleiner Hügel von Erde und Steinen errichtet.

Darauf trat Friedibert zu seinem greisen Weibe Gutta, die mit verhülltem Haupte zugeschaut hatte, und sprach: „Höre nun auf zu weinen, Gutta! Teutobald ist als ein Held gestorben und Hadumar ihm als treues Weib gefolgt. Wodan und Freya haben sie in ihre seligen Wohnungen aufgenommen, sie bedürfen keiner Klage.“ Die beraubte Mutter trocknete die Augen und richtete das Haupt auf.

Wenige Tage nach dieser Totenfeier kehrten die Flüchtlinge an die Heimatstätte zurück, denn das ganze Cheruskervolk unterwarf sich samt den umwohnenden Stämmen den Römern. Nur zehn Tage lang waren sie diesmal auf der Flucht gewesen, abermals trafen sie ihre Hütte in Asche, die Felder zerstampft; auch die Herde war teilweise den Römern in die Hände gefallen. Doch es war noch nicht Hochsommer; unverdrossen begannen Vater und Brüder den Bau einer neuen Wohnung. Nach wenigen Wochen konnten sie dieselbe beziehen; ringsum weidete die klein gewordene Herde unter der sorglichen Hut eines Knechtes, und selbst die zerstampften Felder gaben noch eine kärgliche Ernte.

Endlich schien in die verwüsteten Gaue der Frieden zurückzukehren, denn Tiberius verließ Germanien und ließ den leutseligen Sentius Saturninus als Statthalter zwischen Rhein und Weser zurück, einen Mann, der das Vertrauen der Germanen durch Milde zu gewinnen suchte.

Keiner gedachte mehr mit Klage der Verlorenen; Kunerich und Dagobert aber ließen Haupthaare und Bart, die sonst im Frieden kurz geschoren wurden, wachsen zum Zeichen des Gelübdes, das sie abgelegt hatten, Teutobald und Hadumar an den Römern zu rächen, ob auch Jahre und Jahrzehnte vorübergehen würden, ehe die Zeit dazu käme.

Werno und Germar erstarkten von Tag zu Tag mehr unter Jagd- und Waffenübungen, Friedibert trug das greise Haupt wieder aufrecht, Frau Gutta aber hatte das ihre unter der Last des Leides gesenkt und war verschieden. Mann und Söhne trugen die Leiche, wie sie gewünscht hatte, zum Totenhügel der Ihren in den Wald, zündeten den Scheiterhaufen an und begruben die Asche. Vater Friediberts Haus aber bewohnte nun Kunerich, dem zweimal sein Haus stromabwärts an der Lippe abgebrannt und die Herden weggetrieben worden waren. Amalgunda, sein Weib, wartete des Herdes, rüstete den Tisch für den Mann und seine Brüder und pflegte treulich den alten verwitweten Schwäher.

Dagobert aber ward es nimmer heimisch im neuen Hause, wo die Gestalten der ehrwürdigen Mutter und der Schwester, der Freundin seiner Kindheit, nicht mehr am Herde walteten. Darum, als abermals Sonnenwendfest gefeiert wurde, als Kunerich mit den Schwägern, die ihn besucht hatten, am Tische saß samt den jungen Brüdern und alles Leid der letzten Jahre versenkt war in der Lust frischen Lebens, führte Dagobert den Vater beiseite und sprach: „Ich bin dreißig Jahre alt, Vater, es ist an der Zeit, daß ich mein eigen Haus gründe."

„Thue das, Dagobert!" erwiderte der Greis erfreut. „Ich überlasse dir das Acker- und Wiesenland, das im Walde gelegen und verwildert ist; du mußt es wieder urbar machen, denn was an Feld und Weiden hier ums Haus gelegen ist, habe ich Kunerich zugesagt. Dazu sollst du noch ein Joch Rinder haben, zwei Kühe, zwei Mutterschafe, ein Mutterschwein, eine Gans mit der Brut, auch das junge Stutenfüllen und einen der Knechte. Mehr habe ich nicht mehr zu geben."

„Es ist genug für mich, Vater, was bedarf ich mehr?" versetzte Dagobert. Denn er selbst war indessen nicht müßig gewesen; Wolfs- und Bärenpelze, Auerochsen- und Elenhörner hatte er in dem kleinen Gelasse, worin er schlief, aufgeschichtet; er war ein kühner, unermüdlicher Jäger. Diese verkaufte er an den römischen Händler, der von Zeit zu Zeit das Land durchzog, und kaufte dafür beim Schmiede Äxte und Beile, Spaten und Kelle.

Auf der Waldlichtung aber, wo seiner Schwester und Teutobalds Grabhügel grünte samt dem der Mutter, lagen große und kleine Baumstämme bereit, die er selbst mit starkem Arm gefällt hatte, um daraus einst sein Haus aufzubauen. Sobald die lauen Märzenlüfte das Eis aufgetaut hatten und der Schnee schmolz, ging er Tag für Tag in der Frühe hinaus mit dem Knechte, und unablässig arbeiteten beide bis zum späten Abend. Erst gruben sie das kellerartige Erdgelaß im Boden, das sowohl zur Aufbewahrung von Früchten als auch zum Weberaume diente. Dann ging's an die Zimmerarbeit. Ein Gaugenosse, der als Zimmermann bei manchem Bau zu helfen pflegte, gab Anleitung zum Behauen der Stämme und half zuletzt das Haus aufrichten, — Vater Friedibert überließ ihm zum Lohne ein junges Kuhkalb. Die Zwischenräume des Gebälkes wurden mit einem Gemengsel von Lehm und Stroh ausgefüllt, das bald zur festen Wand austrocknete. Bei dem Dache endlich, das mit Stroh gedeckt wurde, half Kunerich mit seinem Knechte nach.

Währenddessen trieb der Wald ringsum Knospen und Blätter, im Moosgrunde blühten die ersten Frühlingsblumen auf, der Schlehdorn bedeckte sich mit schneeiger Blüte. Ringsum klang Vogelsang, so jubelnd, als wollten die kleinen gefiederten Sänger Glück zu dem Baue, Frieden und Freude ins neue Haus wünschen.

Zuletzt wurde von den Abfällen des Baues eine kleine besondere Hütte für den Leibeigenen erbaut. Rund wie ein Bienenkorb, von wenigem Holzwerk und Lehm

aufgeführt, wurde sie im Innern in zwei Hälften geteilt, die eine für das Vieh, denn ein Kalb und ein Ferkel hatte Dagobert dem Knechte zum Anfang für seinen künftigen Haushalt zugesagt, — die andere für die Bewohner. Um das ganze Gehöfte wurde der Etterzaun gezogen.

Neben dem Hausbau hatte Dagobert nicht versäumt, mit Hilfe des Knechtes die verwilderten Felder zu bestellen, und freudig sproßten Korn, Gerste und Hafer samt dem blaublühenden Flachse der Ernte entgegen.

Bei der Gauversammlung, die zur Vollmondszeit vor der Ernte gehalten wurde, stellte Friedibert seinen Sohn, der mit neuen Waffen bekleidet erschien, der Gaugemeinde vor und wies vor dem Anführer des Gaues und der Gemeinde nach, welche Stücke urbar gemachten Landes er demselben als Eigentum überlasse. Dagobert wurde als selbständiger Gaugenosse anerkannt und ihm von der Gemeinde sein Teil an der Eichelmast im Bannwald und am gemeinschaftlichen Weideland angewiesen.

Am andern Tage begab sich Dagobert nach dem Hause Childerichs, der weiter unten an der Weser wohnte. Dort war er einmal als Fremder eingekehrt, verirrt auf der Jagd. Gotelinde, die Tochter des Hauses, hatte ihn gastfrei bewirtet, und ihre freundliche Weise hatte des Gastes Herz gewonnen, so daß er den Wunsch trug, sie als Hausfrau in sein Haus einzuführen. Jetzt kam er, um ihren Vater Childerich darum zu fragen, nicht ohne schüchternes Bangen, denn Childerich war ein reicher Mann, er hatte große Herden, ein ausgedehntes Stück Feld, und leibeigene Knechte und Mägde wohnten ihm in Hütten ums Haus her.

Während Dagobert am gastlichen Tische saß, den schäumenden Bierkrug vor sich, trug er dem Hausherrn, der ihm gegenüber Platz genommen hatte, seinen Wunsch vor. Er verhehlte nicht, daß er nur geringes Besitztum habe und zählte dasselbe auf. „Neu ist das Haus," schloß er, „rötlich bemalt; an Geräte habe ich alles angeschafft, was der Hausfrau von nöten, irden und hölzern Geschirr, dazu von Erz einen Braukessel und einen Farbenkessel zum Färben für die Gewande. Das habe ich von meiner Jagdbeute mir erworben, und noch sind Felle und Pelze genug für den Hausbrauch vorrätig."

Das Auge fest auf den jungen Mann geheftet, hörte Childerich ihn an. „Bist du es nicht, von dem sie sagen, daß er beim Gelage am Herdfeuer niemals Würfel berühre?" fragte er sodann.

„Ich bin's — ich habe es einst gelobt," antwortete Dagobert und berichtete treu, was an jenem Abende sich zugetragen hatte.

„Wohl dir!" sprach Childerich; „schon mancher Mann, der Haus und Feld und Herden besaß, hat sie verspielt, — ja mancher hat sogar seine Freiheit selbst verwürfelt und ist als Knecht gestorben. Wohl dem Weibe, dessen Mann keinen Würfel berührt!" Bei diesen Worten stand er vom Tische auf und rief die Tochter herzu,

Landesbibliothek Detmold

die draußen auf dem grünen Anger Linnen zur Bleiche ausbreitete. Als sie eingetreten war, begann er: „Dieser junge Mann, Dagobert, Friediberts Sohn, begehrt dich zum Weibe. Er ist ein freier Mann von wackerer Art, aber klein seine Herde. Entscheide du selbst, ob du Mühe und Arbeit mit ihm teilen willst!"

„Ich will es, mein Vater," antwortete Gotelinde, und Childerich nahm beider Hände und verlobte sie einander. Die Hochzeit wurde aufs nahe Erntefest angesetzt.

Froh kehrte Dagobert nach dem Vaterhause zurück, und all die Seinen nahmen teil an seinem Glücke. Dem Vater und dem Bruder schmeichelte es, mit dem reichen und angesehenen Hause Childerichs verwandt zu werden.

In seinem Glücke vergaß Dagobert nicht, auch seinem Knechte Kuno Wort zu halten, dem er versprochen hatte, für ihn um die flinke Berchta, die Magd seiner Schwägerin, zu freien. Unter der gemeinsamen Arbeit im stillen Walde waren Herr und Knecht gar vertraut geworden, und Kuno, welcher empfand, daß Dagobert ihm ein guter Herr sein werde, hatte ihm seinen Wunsch anvertraut.

Frau Amalgunda zögerte zwar, denn ungern verlor sie die Magd; da aber Dagobert ihr die schöne Auerochsenhaut samt den Hörnern versprach, die er noch im letzten Winter als Jagdbeute heimgebracht hatte und um die er von dem Bruder beneidet worden war, sagte sie zu. Dagobert aber reute der teure Preis nicht, denn der Germane hielt sein Wort, einem Knechte gegeben, so heilig, als wenn er's einem Fürsten verpfändet hätte.

---

## 4.

## Das Hochzeitsfest.

Und von des Rheines Drillingsquellen,
Bis seine Flut vergeht im Sand,
Bis zu der Weser Felsenschwellen
War römisch Zehnt- und Zinsenland.

Das war ein frohes Erntefest! Tags zuvor kam Dagobert mit Vater und Brüdern nach Childerichs Hause, wo sie die zahlreichen neuen Verwandten versammelt trafen. Feierlich begab sich der ganze Familienkreis nach dem heiligen Eichenhaine, wo der Vater der Braut die Gottheit durchs Los über die Zukunft des Paares befragte. Im weihevollen Dunkel des Haines knieten sie im Kreise umher, Augen und Hände zum Himmel aufhebend. In der Mitte stand der Hausvater und rief in wenigen, ehrfurchtsvollen Worten die Götter an, daß sie die Neuvermählten in ihre schützende Obhut nehmen möchten. Nun reichte ihm die Brautmutter ein kleines

Bündel Stäbchen, von dem Zweige eines Apfelbaumes genommen, jedes durch ein anderes Zeichen unterschieden, das in die dunkle Rinde eingeschnitten war. Zugleich breitete sie ein weißes Gewand auf die Erde. Childerich streute, die Augen gen Himmel gerichtet, die Stäbchen auf das Gewand. Dann griff er mit stets empor-gerichtetem Blicke eins ums andere auf, beschaute es und merkte sich die Reihenfolge der verschiedenen Zeichen.

Dreimal warf er das Bündel nieder, dreimal griff er die Stäbchen wieder auf. Das erste Mal blieb seine Miene ernst, beim zweiten Male heiterte sie sich auf, und als er nach dem dritten Male die Stäbchen zusammenfaßte und seinem Weibe zurückgab, sprach er fröhlich: „Die Zeichen lauten günstig; das erste war warnend, das zweite gut, das dritte glückverheißend. Mich bedünkt, daß ihr, meine Kinder, im Anfange eures Hausstandes von Leid oder Sorgen nicht werdet verschont bleiben, aber gnädig werden's die Götter für euch wenden, und helle wird die Sonne ob eurem Hause scheinen."

So erfragten unsere Voreltern in heiligen Hainen der Götter Willen. Tempel zu bauen wie die Griechen und Römer wagten sie nicht; wie sie selbst am liebsten im grünen Walde weilten, so fühlten sie sich im Wehen und Weben uralten, schattenden Waldes von geheimnisvoll waltender Gottesnähe erfüllt. Darum weihten sie den Göttern abgegrenzte Haine. Weitästige Eichen breiteten sich hier in stattlichen Wölbungen über dem schlichten Steinaltar, immergrüne Eibenbäume strebten als schlanke Pfeiler empor, laubdichte Linden und Buchen schlossen den Hain ein und verbreiteten dämmerndes Dunkel.

Hier verehrten sie als Gott der Götter Wuotan, den Webenden, Waltenden, als Herrn des Himmels und Schöpfer der Welt; alldurchdringend, neuschaffend und bildend erschien ihnen seine Macht und Kraft. Die andern Götter waren Ausflüsse aus Wuotans oder Wodans Wesen, er sie zugleich alle umfassend, Donar, der über Wolken, Winde und Regen gebietende, durch die Lüfte fahrende, und Thio, der als Sohn Wodans verehrt wurde, der die Schlachten leitete, den Menschen geneigt war.

Als Göttin war vornehmlich gefeiert die liebliche Freya mit goldenem Haar, die den häuslichen Herd beschützte, dem Fleiße sich hold zeigte, weshalb das Flachsfeld ihrer Huld empfohlen ward.

Loki hieß der schreckliche Gott, von dem das Übel kam, der auf der Menschen Verderben sann, zur Strafe seiner Unthaten von den Himmelsgöttern in Fesseln gelegt war. Seine Tochter war Hella, die schwarze Göttin, die tief im Dunkel der Erde die Seelen der Abgeschiedenen empfing und diejenigen festhielt, die nicht im ehrlichen Kampfe gefallen, zu den Helden in Wodans Saal nicht aufgenommen wurden.

Frohen Mutes erhoben sich die Versammelten. Die Verwandten wünschten dem Paare Glück, die beiden Väter schüttelten Dagoberts Hände, die Mutter aber

drückte ihre Tochter ans Herz. Dann kehrten alle heim zum festlichen Mahle in Childerichs Hause. Es schäumte das Bier, es perlte der süße Met in zahlreichen Trinkhörnern, von denen einige in Silber gefaßt waren. Die Ernte war allenthalben glücklich eingebracht worden, darum hatten die Männer Zeit und waren fröhlichen Mutes; die neuen Verwandten schlossen Bekanntschaft und tauschten Nachrichten über diese und jene Vorfälle in den verschiedenen Gauen ein, denen sie angehörten.

Auch Frauen, die sonst am Gelage der Männer nicht teilnahmen, waren bei dem Familienfeste zugegen. Sie saßen an einem kleineren Tische in der Nähe des Herdes und pflogen zusammen Gespräche über ihre Kinder, Knechte und Mägde, über die Herden, den Garten, den Webstuhl und die Kunst, Zeuge zu färben.

Die Männer aber, nachdem sie sich über Saat und Ernte, Jagd und Gauversammlung unterredet hatten, führte das Gespräch auf die römischen Landesbedrücker.

Nur ein Jahr lang hatte der leutselige Sentius Saturninus im Lande zwischen Rhein und Weser als Statthalter gewohnt. Als ein Mann von milder Art und zugleich von vollendeter römischer Staatsklugheit strebte er nicht durch Gewalt, sondern durch Verbreitung römischer Sprache und römischer Bildung die Germanen zu unterwerfen. Er hatte besonders die angesehensten Familien, die Gaugrafen und die Fürsten, durch ehrenvolle Auszeichnung zu gewinnen gesucht. Darum erwirkte er dem ganzen Hause des Cheruskerfürsten Siegmar von Kaiser Augustus das römische Bürgerrecht und bewog Siegmar, seine beiden Söhne, welche die Römer Armin und Flavus*) nannten, nach Rom ziehen zu lassen, damit sie mit Tausenden germanischer Jünglinge, die ihnen folgten, im Heere des Cäsar Augustus den römischen Kriegsdienst lernten.

Flavus war in Rom zurückgeblieben, gefesselt vom Glanze der römischen Bildung und Sitte. Hermann aber, von den Römern Armin genannt, nachdem er sich erst durch tapfere Thaten im Kriege gegen fremde Völker bewährt hatte, kehrte zurück nach der deutschen Heimat, die ihm teurer war, als Rom mit seinen Palästen.

Sentius Saturninus ließ außerdem Straßen bauen, römische Städte anlegen und römische Händler das Land durchziehen. Man zweifelte in Rom nicht mehr, daß, wie die andern Länder alle, endlich auch das starke Germanien sich der römischen Herrschaft willig fügen werde. Da wurde Sentius Saturninus abberufen, um mit drei Legionen nach Böhmen zu ziehen, wo der große Suevenfürst Marobod sich ein Reich gegründet hatte, das selbst im stolzen Rom gefürchtet wurde. An seine Stelle wurde nach dem Standlager an der Lippe Quintilius Varus geschickt, um den Cheruskern, den Chatten, den Brukterern und all den umwohnenden

*) Blondkopf.

Stämmen, die jetzt für unterworfen galten, die Verfassung einer römischen Provinz zu geben und in deren Gefolge namentlich das römische Gerichtswesen einzuführen.

Drei Legionen standen um ihn im Standlager Aliso an der Lippe, zwei weitere unfern am Rhein; einzelne Kohorten waren in den zahlreichen römischen Städten und Kastellen den Rhein und die Donau entlang verteilt. Doch Varus, an sklavische Orientalen gewöhnt, vermochte es nicht, wie der milde Sentius, die römische Herrschaft ohne fühlbare Härte bei den bisher freien Germanen geltend zu machen. Noch kein volles Jahr war er in Germanien, und schon empfanden die umwohnenden Gaue den Druck, den er ausübte, als unerträglich.

Darum verwandelte sich die fröhliche Stimmung der Hochzeitsgesellschaft schnell in eine ernste, sobald der Römer gedacht wurde. Nur einer der jungen Männer, der kürzlich zu Aliso gewesen war, rühmte die Pracht und Herrlichkeit, die er dort geschaut habe. Er wies stolz auf die blinkende römische Rüstung, die er trug, und auf das schimmernde Gewand, in dem seine Frau prangte, mitten unter den Schwestern und Schwägerinnen, die ihr schlichtes Gewand von selbst gefärbtem blauen oder roten Linnengewebe trugen.

Ihm versetzte auffahrend Dagobert: „Was prangst du mit römischen Waffen? Unsere Framea durchdringt den römischen Panzer, unsere rohen Schwerter schlagen den Römer nieder. Unsere Frauen aber im heimischen Gewande, gleichen sie nicht den frischen Blumen der Wälder?“

Hochmütig lächelnd meinte sein Gegner: „Dem, der Besseres nie gesehen, mag unser Leben gut dünken. Wer die Römer kennt, der weiß, wie viel wir zu lernen haben, um ihnen zu gleichen.“

„Lernet von ihnen — und werfet eure Freiheit dahin!“ rief Dagobert wild. „Der Römer Sitte macht uns aus freien Mannen zu römischen Knechten!“

Die Mehrzahl stimmte Dagobert bei, und es schien sich weiterer Streit zu entspinnen. Darum gab Childerich das Zeichen zum Aufbruch des Hochzeitszuges. Feierlich wurden die Weihgeschenke gewechselt. Dagobert übergab seiner Braut Framea, Schwert und Schild samt einem mit Blumen bekränzten Rindergespann, zum Zeichen, daß er sie zu schützen wie zu ernähren imstande und bereit sei. Er dagegen empfing aus ihrer Hand eine volle Waffenrüstung, die ihm Gewähr sein sollte, daß sein Weib ihm treue Gefährtin auch in Kampf und Not des Lebens sein werde.

Darauf verließ die Verlobte das Vaterhaus, begleitet von den Eltern und Verwandten; die leibeigenen Knechte und Mägde riefen der scheidenden Tochter des Hauses ihr »Fahre wohl« nach, und das Waldesdunkel nahm den Brautzug auf. Im Schatten der Eichen und Buchen schritten die hohen Gestalten dahin, die Männer im vollen deutschen Waffenschmuck. Ein kurzes Linnengewand trugen die Jünglinge

Germar und Werno, ein Ledergürtel um die Hüfte hielt das Schwert; die Rechte umspannte die eisenbeschlagene Framea, die Linke hielt den selbstgeflochtenen Schild. Den reiferen Männern hing lose über die Schulter noch der kurze Mantel. Im rotgefärbten Wollzeuge, das die kunstfertige Hand seines Weibes gewoben und mit weißem Lämmerfell besetzt hatte, prangte Kunerich; Dagobert trug eine selbst zugeschnittene Auerochsenhaut, Childerich einen blauen Mantel mit Wolfspelz besetzt. Letzterer war überdies, sowie auch Friedibert, über dem Linnenrock noch mit einem Lederwamse ohne Ärmel bekleidet. Arme und Beine waren unbedeckt, wie auch das Haupt, nur die Füße waren durch Lederschuhe geschützt.

Ein kurzes Linnengewand ohne Ärmel trugen auch die Braut und die Mädchen, ihre Gespielen, doch war dieses mit farbigem, rotem und blauem Saume und ähnlichem Gürtel verziert. Dagegen floß das Gewand der Brautmutter und der übrigen älteren Frauen bis zum Knöchel herab; auch waren ihre Arme in faltigen Ärmeln verhüllt. Für das Haupt dagegen hatten auch sie keine andere Bedeckung, als die der ergrauenden Haare. Blaue Kornblumen und rote Feldblumen hatten sich die Gespielinnen der Braut in die blonden Haare gesteckt, die Braut aber trug einen Immergrünzweig um die Stirne geschlungen.

Jetzt blinkte das Haus in seinem rötlichen Schmucke aus der Waldlichtung; auf dem Ackerfelde nebenan stand, Garbe an Garbe schon aufgebunden, das reife Korn, auf dem Rasen weideten die beiden Kühe und die Schafe; die Gans mit ihrer Brut schwamm auf dem Bache, das Mutterschwein mit seinen Jungen grunzte vom Waldessaume her und das Fohlen sprang wiehernd auf seinen Herrn zu; aus ihrer Hütte aber kamen glückwünschend Kuno und Berchta der jungen Herrin entgegen.

Den Verwandten Gotelindens gefiel das kleine Anwesen gar gut, und die junge Hausfrau trat an der Hand des Mannes unter leise geflüstertem Anrufe der Götter über die Schwelle. Sie fachte, von den Frauen im Kreise umgeben, das erste Feuer auf dem Herde an; Dagobert aber spannte die Rinder an den Wagen, um, gefolgt von den Männern, die erste Ernte vom eigenen Acker heimzuführen, ehe die sich neigende Sonne hinter dem Walde verschwand. Eine volle Garbe goldschimmerden Korns, umwunden mit Blumen, ließ er auf dem Acker zurück, als Gabe des Dankes für die himmlische Spende von Sonnenschein, Regen und Tau. Den gefiederten Sängern der Lüfte ward's willkommene Gabe. Frohzwitschernd sammelten sie sich auf der Opfergarbe und wurden nicht verjagt, denn sie galten dem Opfernden als Boten der Himmlischen, daß ihnen das Opfer genehm sei.

Plötzlich — was gleißte vom Walde her? Stahlhelm und Harnische schienen's, die Waffen römischer Krieger. Es war keine Täuschung! Alsbald betraten die Waldlichtung drei Boten des Quästors, die von dem neuen Hausvater den Zehnten seines Ernteertrages einzufordern kamen. Dem spähenden Auge des römischen

Beamten war die kleine neue Ansiedlung nicht entgangen, und wie ein Geier, der sich auf den Raub stürzt, fielen seine Unterbeamten dort ein.

Wie flammte es wild in Dagoberts Auge! Wie zuckte seine Hand nach der Waffe! Entweiht schien ihm sein Besitztum durch den Fußtritt der Römer, unsägliche Schmach dünkte es ihm, daß die stolzen Fremdlinge es wagen durften, von dem Felde des freien Mannes, als wäre es das ihre, Zins zu fordern.

Blutig hätte vielleicht der frohe Hochzeittag geendet, wenn nicht Childerich, der besonnene Mann, die Hand auf seine Schulter legend, ihn mit kurzem, eindringlichem Worte gemahnt hätte, sich der Gewalt zu fügen, da er sein Leben, seine Sicherheit und sein Gut um seines jungen Weibes willen zu schonen verpflichtet sei.

Dieser Mahnung gehorchend trat Dagobert zurück und schaute stumm mit an, wie die Römer die Garben zählten, die schönsten derselben auswählten und auf den Wagen luden, der, von römischen Soldaten bewacht, ihnen nachgefahren kam.

Jetzt hatten die Römer ihr Werk vollbracht, und der Anführer hieß den Wagen weiterfahren, um auch vom nächsten Gehöfte den Zehnten darauf zu laden. Wohl schauten die römischen Soldaten, die ihn begleiteten, verlangend nach dem Hause auf. Die bekränzte Thüre verriet, daß Hochzeit dort gefeiert werde; sie waren ermattet und dürstend vom weiten Gange, und die Germanen pflegten sonst so gastfrei zu sein. Doch über Dagoberts fest geschlossene Lippen kam kein Wort der gastlichen Ladung. Er rief nicht der Frau, daß sie den Krug mit schäumendem Bier und den Hochzeitkuchen über die Schwelle bringe und die Fremdlinge labe. Lüge war seinem Wesen fremd; er konnte die Römer, die er auf Leben und Tod haßte, nicht gastlich bewirten als Freunde.

Sie zogen ab, innerlich grollend über das rauhe Land und seine rauhen Menschen. Dagobert aber führte den Erntewagen ins Haus, und die Gäste folgten ihm nach. Sie halfen ihm, die Garben abzuladen und in dem Schuppen aufzuschichten, der mit leichtem Dache ohne Wände neben dem Hause errichtet war — denn gegen Diebe brauchte er nicht verwahrt zu werden. Dann reihten sie sich um den neugezimmerten Tisch, auf dem die Hochzeitkuchen, von Berchtas kundiger Hand bereitet, neben Bier und Met winkten. Doch die ungetrübte Heiterkeit wollte nicht mehr einkehren. Mit umwölkter Stirn saß der junge Hausvater oben am Tische. Die gehaßten, stolzen Römergestalten waren, die Freude verjagend, mitten in sein Hochzeitfest getreten. Ob die Gäste auch allmählich sich wieder erheiterten beim Mahle, beim Becherklang und Sang, — er konnte die Gewaltthat nicht verwinden und vergessen, die er am festlichen ersten Tage seiner häuslichen Würde hatte hinnehmen müssen.

## 5.

# Die Schreckensbotschaft.

Die Freiheit sank in den blutigen Staub,
Germanische Ehre ward römischer Raub,
Es welkte der Eiche herrlicher Kranz,
Und die Fessel umschlang den Germanen ganz.

Am folgenden Morgen segneten scheidend Vater und Mutter die junge Frau, es herzten sie zum Abschied die Jugendgespielinnen, die Verwandten; alle wünschten Glück und Segen ins Haus. Dann ward's stille in der Waldlichtung.

Dagobert brach die Felder zur Wintersaat um, sammelte Heu für seinen kleinen Viehstand, fällte mit Kuno Holz für den Winterbedarf des Herdes und begann Korn, Gerste und Hafer auszudreschen. Dazwischen aber ging er tagelang auf die Jagd in die Wälder, so oft er wußte, daß Kuno mit Hilfe der umsichtigen Hausfrau die notwendigen Arbeiten werde besorgen können.

Zweimal belaubte der Frühling den Wald, zweimal kehrte das winterliche Fest der Sonnenwende wieder und brachte in die stille Ansiedlung im Walde fröhliches Festgetümmel; es schäumte das Bier, das die Hausfrau braute, beim rötlichen Kienfackelscheine. Ein kleiner Knabe übte die ersten Schritte auf dem blumigen Anger am Hause, ein zweiter schlummerte in der von Kuno geflochtenen Korbwiege, als die Blüten wiederkehrten und der Kuckucksruf hell erschallte.

Behaglich auf das Bärenfell ausgestreckt, das, in der Ecke zwischen Herd und Wand ausgespannt, ein Lotterbett darbot, schaukelte Dagobert das kleine Kind in der Korbwiege. Er war von der Jagd gekommen, hatte die Felder besichtigt und zur Ernte reif befunden. Draußen vor der offenen Thüre wetzte Kuno Sense und Sichel zum morgenden Erntetage, und neben ihm lief, sich am hellen Klang erfreuend, der kleine Teutobald umher. Am lodernden Feuer aber stand Gotelinde und bereitete eine Rinderkeule samt Hafermus für die Abendmahlzeit zu.

Da wurde rasch die Thüre aufgerissen und ins Haus stürzte ein Weib mit fliegendem Haare, einen Säugling in den Armen, gefolgt von mehreren weinenden Kindern. „Hilf, Dagobert, rette deinen Bruder!“ rief sie, und erst jetzt erkannte Dagobert in dem verstörten, blassen Weibe seine schöne, mutvolle Schwägerin Amalgunda.

„Was ist Kunerich zugestoßen? sprich!“ rief er, indem er sich rasch aufrichtete.

Atemlos, in fliegender Hast berichtete Amalgunda: „Ein Trupp von Römern hat uns überfallen — erst glaubten wir, sie kommen, die Ernte abzuschätzen, aber sie waren da, um Werno und Germar festzunehmen.“

„Ha!“ stieß wild auffahrend Dagobert aus, „was wollten die Römer von den Jünglingen?“

„Sie sollen nach Rom in die Leibwache des Imperators —“ fuhr Amalgunda fort. „Eine germanische Legion will Varus an den Augustus schicken, und dazu läßt er nach schönen, starken Jünglingen fahnden in allen Gauen.“

„Auch dies noch! — Wären sie doch tot! — lieber tot, als in römischen Diensten!“ keuchte Dagobert, dem in der höchsten Aufregung die Stimme versagte.

„Sie sind entflohen, Dagobert,“ fuhr Amalgunda fort. „Auf dem Felde waren sie mit Kunerich, die Ernte, den Segen der Götter, mit scharfer Sichel zu schneiden. Ich mit den Mägden band die Garben.“

Dagobert machte eine ungeduldige Bewegung, und rascher fuhr sie fort: „Als Kunerich sah, wie die Römer nach den Jünglingen griffen, schwang er die Sichel, schlug den vordersten der Römer nieder und rief den Brüdern zu: »Fort mit euch! flüchtet in die Wälder gegen Sonnenaufgang — dort erreicht euch kein Römer!«

„Und sie haben gehorcht und sind entflohen?“ fragte Dagobert atemlos.

„Sie haben sich den Händen der Römer entwunden und sind entflohen,“ berichtete Amalgunda weiter. „Die Schwerbewaffneten versuchten vergebens, die Flüchtlinge im leichten Linnengewande einzuholen, — der Wald nahm sie auf — die Römer aber haben sich in Wut auf Kunerich geworfen, haben ihn gefesselt und weggeschleppt!“ Dagobert fragte nichts mehr; rasch gürtete er das Schwert um den halbnackten Leib und nahm ein Ger und drei scharfgespitzte Wurfspieße in die gewaltige Hand. „Den Weg? sage mir den Weg!“ rief er aus, indem er sich noch einmal nach des Bruders Frau umwandte. Amalgunda gab Richtung und Weg an.

Rasch faßte jetzt Dagobert Gotelindens Hand, schüttelte sie heftig — es war ein Abschied auf Leben und Tod, und eilte hinweg, ohne nur noch einen Blick nach seinen Kindern zu werfen. Gotelinde trat unter die Thüre und schaute dem Scheidenden nach, den sie vielleicht nicht wieder sah. Ihn auch nur mit einem bittenden Wort aufzuhalten, hätte sie nicht wagen dürfen, denn die heiligen Bande der Blutsverwandtschaft heischten, daß jeder Mann mit Blut und Leben für den andern einstehe. Dagobert eilte rastlos vorwärts auf einem schmalen Waldpfade, auf dem er die Römer, die den Umweg der Straße genommen hatten, überholen konnte. Childerich und seine Söhne samt den übrigen Männern der Sippe zusammenzurufen, blieb keine Zeit. Nur durch Überraschung der Römer auf dem Wege konnte Dagobert hoffen, seinen Bruder zu befreien.

Wie schritt er rasch aus Leibeskräften den einsamen Waldpfad entlang! Oft war er ähnliche Wege dahingerannt, um einen Auerochsen, einen starken Bären oder schnellen Hirsch zu erjagen. Jetzt aber galt es Leben und Freiheit des Bruders; er mußte an den engen Pfad der Kluft beim Ausgang des Waldes

gelangen, ehe die Römer diese Stelle erreichten; dort allein konnte ein einzelner Mann den Kampf mit mehreren aufnehmen.

Schon dunkelte der Abend in der Schlucht, als er dort anlangte; in der Ferne tönten die Schritte geharnischter Männer — er war zur rechten Zeit gekommen.

Jetzt betrat der erste Römer die Kluft, — er stürzte nieder, getroffen von der wohlgezielten Framea des Germanen. Mit gellendem Schlachtruf stürzte sich dieser, das Schwert in der Hand, auf den zweiten. Die Schlucht gab Waffenklirren und Ruf in verstärktem Widerhall zurück, so daß es klang, als ob eine ganze Schar von Männern im Kampfe begriffen sei.

„Auf, Kunerich, zerreiße deine Bande! Ich bin hier, dich zu befreien!" rief Dagobert jenem zu, während er mit der vollen Wucht des nackten, starken Armes auf den schwer bewaffneten Römer eindrang. Da traf ihn von hinten ein Schlag aufs Haupt, und bewußtlos sank er nieder. Der Römer, der von der Framea niedergestreckt war, hatte sich unversehens wieder erhoben. Der Wurfspeer war am Stahlharnisch abgeglitten, nur die Wucht des Stoßes hatte den Mann zu Boden geworfen.

Der Kampf war zu Ende. Als Dagobert aus seiner Betäubung wieder erwachte, fühlte er seine Arme auf dem Rücken gefesselt. Aus einer breiten Kopfwunde rieselte Blut nieder; ohne die dichte Fülle des Haares, die den Hieb auffing, würde sie tödlich gewesen sein. „Wie viele Hiebe mag solch ein Germanenschädel ertragen!" höhnte einer der Römer, als er das Wiederaufleben des Mannes wahrnahm.

„Das Beil des Liktors wird sicherer treffen, als dein Schwert," versetzte finster der Anführer. „Auf denn mit den Gefangenen, wir haben keine Zeit zu verlieren!" Unsanft wurde der Verwundete emporgerissen und an des Bruders Seite weitergeführt, dem römischen Standlager zu.

Der Abend ging vorüber, ihm folgte die lange, schlaflose Nacht. Gotelinde hatte noch vor Einbruch derselben Kuno ausgeschickt, um auf dem Wege, den sein Herr gegangen war, Nachricht einzuziehen. Wachend erwartete sie die Rückkehr des Knechtes. Mitternacht war's, als er zurückkam. Er hatte keine Spur seines Herrn gefunden, aber er war in einem Gehöfte eingekehrt, aus dem spätes Licht ihm entgegenschimmerte, und hatte dort vernommen, die Römer haben abends zwei Gefangene daselbst vorübergeführt.

Gotelinde hatte keine fruchtlosen Klagen. Rasch entschlossen befahl sie der Hut der Schwägerin und Berchtas ihre beiden schlummernden Kinder an und machte sich in stiller Nacht auf nach dem Hause ihres Vaters. Den Knecht, der die Herrin schützend begleiten wollte, schickte sie mit gebietendem Wort in seine Hütte. Wie sollte er am Tage der Herde warten, wenn er nicht den Rest der

Nacht ruhte? Sie selbst bedurfte ja keines Geleites. Ein scharfgespitzter Ger, den sie in die Hand nahm, war eine gute Waffe wider die Wölfe. Die übrigen Tiere, Auerochsen, Eber, Hirsche und Elentiere mit scharfem Geweihe pflogen während der Nacht des Schlafes.

So schritt sie rüstig ihren dunkeln Weg entlang, ohne zu irren. Als der Tag sonnengolden anbrach, hatte sie das Vaterhaus im Thale erreicht. Eben erst erhob sich Childerich vom Lager; als wohlhabender Mann, der Knechte genug hatte, plagte er sich selten mit Feldarbeit. Er war erstaunt, die Tochter so früh zu sehen, bestürzt aber, als sie ihm berichtete, weswegen sie komme. Stumm und regungslos hörte er sie an.

„Rette ihn, o Vater, rette ihn aus der Römer Händen!“ schloß Gotelinde.

„Was soll ich thun?“ antwortete Childerich kopfschüttelnd; „wenn ich auch alle Sippen unserer Familie zusammenberufe, so sind wir doch nicht stark genug, um ihn aus dem römischen Lager zu befreien.“

„Verloren soll Dagobert nicht sein, und müßte ich selbst vor Varus treten, meinen Mann mit diesen meinen Händen aus den Fesseln der Gerichtsschergen zu befreien!“ rief Gotelinde aufspringend mit funkelnden Augen aus.

„Nein,“ antwortete beschwichtigend der erfahrene Childerich; „nicht du, eine Frau, sollst dich den Händen der Römer ausliefern. Dagobert selbst wird dies nicht wollen. Ich weiß einen andern Rat. Ich gehe sogleich von hier zum Fürsten Siegmar, er gilt viel bei dem römischen Statthalter, noch mehr gilt sein Sohn Hermann, der selbst in Rom war, in römische Kriegsdienste trat und wie ein römischer Edler geehrt und belohnt wurde. Ist er dennoch ein Deutscher geblieben nach Herz und Sinn und meint er es treu mit den Seinen, wie er selbst behauptet, so soll er bei Varus vorsprechen, Dagobert und Kunerich erretten aus römischer Haft!“

„Geh hin, Vater, sprich zu Siegmar und Hermann!“ flehte Gotelinde.

„Ich werde es thun,“ erwiderte der Vater, „doch erst laß mich ruhen und setze mir ein Frühstück vor! Nüchtern bin ich noch, und einen weiten Weg habe ich vor mir. Bringe mir erst, meine Tochter, was der Herd vermag!“

Wie da Gotelinde eilte, das fast erloschene Feuer anzufachen, wie sie hurtig die reichen Vorräte von Würsten, Schinken und Speckseiten, die im Rauche des Herdes hingen, musterte, um möglichst schnell ein Mahl auf den Tisch zu besorgen, das den Vater Childerich zufriedenstellte und stärkte für den weiten Weg! Und wie die Mutter erstaunt war, als sie mit den Mägden vom Bache heimkehrte, wo sie gebadet und die Leinwand auf den Rasen gebreitet hatten, als sie die fern wohnende Tochter geschäftig am eigenen Herde fand.

Der wohlhabende Mann, der viele der Herden weiden ließ, und dem die

Söhne Wildes genug ins Haus brachten, war heute nicht wählerisch, wie sonst. Nachdem er ein halb zubereitetes Mahl rasch eingenommen, stand er auf, um den weiten Weg zum Wohnsitz des Fürsten der Cherusker anzutreten.

„Sage Hermann, er möge helfen, wenn es wahr sein solle, daß er in Rom ein Deutscher geblieben ist!“ rief Gotelinde unter der Thür noch dem Scheidenden zu.

„Halte dich ruhig, meine Tochter! Ich werde ihm alles sagen, und er muß Hilfe schaffen!“ rief Childerich zurück, indem er an der Waldecke verschwand.

Als der Abend niedersank, hatte er wegmüde des Fürsten Haus erreicht.

---

## 6.

## Hermann, der Cherusker.

Gewaltig, hohen Geists und kühn
Erwuchs in deutschen Waldes Nacht,
In deutscher Haine ernstem Grün,
Dem Vaterland zu Heil und Macht
Der edle Jüngling, Fürst und Held,
Der einst den Stolz der Römerwelt
Zerschmettern sollte in den Staub
Und mit den siegesstarken Händen
Zu wunderbarem Ruhme wenden.

Tags darauf, da der erste Sonnenstrahl am Horizonte erblitzte, trat aus der Pforte seines Vaterhauses ein junger Mann, kraftvoll und schön wie der frische Maimorgen; ihm blickte von der Schwelle die alternde Mutter nach.

Er schwang sich aufs Roß, das der Knecht am Zaume herbeigeführt hatte. Darauf wandte er sich noch einmal zurück, grüßte zum Abschied und rief ermunternd: „Walte getrost des Hauses und härme dich nicht! Bis der Mond seinen Lauf vollendet hat, sind wir wieder zurück.“

Da rang sich der angstgepreßte Ruf von den Lippen der sorgenden Mutter: „Hermann, wirst du, wird dein Vater mir auch zurückkehren? Wird dein Geheimnis treu bewahrt werden?“

Doch mit zuversichtlich lächelnder Miene versetzte der junge Mann: „Ob Tausende darum wissen — unter den Deutschen ist kein Verräter!“ Mit diesen Worten ritt er hinweg; bald verschwand er den Augen der Mutter und der Knechte, die ihm aus dem Herrenhaus und den Hütten rings um dasselbe, den Wohnungen der Leibeigenen, nachschauten; der stille, dichte Wald nahm ihn auf.

Morgenfrische atmete ringsumher. Die Vögel begrüßten zwitschernd und

jubelnd den Tag; auf dem tauigen Rasen duftete blühender Thymian und roter Klee; die Wipfel der Buchen und Birken blinkten im vollen, satten Grün, und durch die Zweige blickte der Himmel im heitersten Blau.

Die Gestalt des jugendlichen Reiters aber war inmitten dieser Frühlingswelt anzuschauen wie ein herrliches Bild in prachtvoll würdiger Umrahmung. Sein Wuchs war zugleich schlank und hoch, markig und kraftvoll, wie der einer königlichen Eiche. Die glänzend blonden, in natürlichen Locken niederwallenden Haare, die frische, weiß und rötliche Farbe des offenen Antlitzes, die blauen Augen, die bald helle wie Sonnen strahlten, bald düster wie blaue Flammen blitzten — bekundeten den Deutschen. Er trug die Kleidung eines germanischen Edelings, einen Leibrock von Linnen, den um die Hüfte ein silberdurchwirkter Gürtel umschlang, ein kurzes Lederwams, das Brust und Schulter deckte, im Winter mit feinem Pelzwerk, jetzt mit blauer Wolle verziert war, darüber einen Mantel aus rotem Wollzeuge, gefärbt und gewoben von den Händen der Hausfrau. Die nervigen Beine waren unbekleidet, die Füße durch lederne Halbstiefel geschützt, das Haupt bedeckt mit einer helmartigen Kappe von Leder, die mit Adlerfedern geschmückt war.

Wohl besaß der junge Reiter auch vollständige römische Rüstung mit allen ritterlichen Ehrenzeichen; denn obwohl er erst fünfundzwanzig Jahre zählte, hatte er schon mehrere Kriege in römischen Diensten mitgemacht und hatte sich durch Mut und Tüchtigkeit bis zur Stelle des Obersten einer römischen Heerschar aufgeschwungen; heute aber zog er vor, die einfache vaterländische Tracht zu tragen. Nur das Schwert an der Hüfte zeigte den römischen Ritter, aber daneben stak im Sattel die deutsche Framea.

Welche Gedanken mochten diese jugendlich glatte Stirne mit so schweren Wolken besäumen? Welcher Entschluß blitzte aus den Augen bald drohend ernst, bald freudig und hochgemut? Sein Ritt ging drei Tage lang durch Feld und Wald weiter. So oft er bei einem größeren oder kleineren Gehöfte vorüberkam, hielt er an und sprach wenige Worte mit dem Herrn des Hauses, doch nur zweimal des Tages hielt er kurze Rast, um sich und sein Roß durch Speise und Trank zu erquicken. Nachtlager nahm er in dem nächsten besten Hause, an dem ihn der Weg vorbeiführte, mochte es nun das große Gehöfte eines Edelings, umgeben von Hütten der Lassen, oder das kleine Haus eines armen Frilings sein. Mit Aufgang der Sonne war er allemal wieder zu Rosse.

Bis jetzt hatte sein Weg meist durch waldiges Land geführt, als er aber am dritten Morgen weiterritt, dehnte sich ein fruchtbares, rings angebautes Thal vor ihm aus, durchströmt von der Lippe. Noch wenige Stunden des Rittes — noch war es frischer Morgen — da tauchte mitten aus grünenden Gärten, mit Obst-

bäumen besetzt, eine römische Ansiedlung mit Tempeln und Landhäusern auf, um die sich im weiten Kreise, von mehreren Gassen durchzogen, langgestreckte Gebäude, Kasernen für die römischen Soldaten, nebst den kleineren Häusern der mannigfachen Handwerker und den säulengetragenen Verkaufshallen für Händler aller Art gruppierten. Dies war der Ort, wo der Statthalter Varus inmitten dreier Legionen seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Früher nur ein Sommerlager für die römischen Heere, die sich des Winters in die wohlbefestigten Orte am Rhein zurückzogen, war es seit wenigen Jahren als Standlager behauptet worden, aus dem sich rasch eine Stadt zu entwickeln versprach.

Der Reiter, dessen Miene sich beim Anblick der Stadt verfinstert hatte, ritt auf die ansehnlichste der Villen, einen kleinen Palast zu, den Quintilius Varus bewohnte. Das Pferd einem der Sklaven übergebend, die im Hofe gelagert waren, trat er festen Schrittes durch die mit prachtvollen Marmorstatuen geschmückte Vorhalle des Hauses, das Vestibulum. Unter der Thüre trat ihm der Pförtner, Ostiarius genannt, mit abwehrender Gebärde entgegen, der Prokonsul sitze beim Frühstück und dürfe jetzt nicht gestört werden. Doch der junge Cherusker nannte seinen Namen und ehrerbietig öffnete ihm der Ostiarius die Thüre des Vorsaals, Atrium genannt, wo er ihn zu warten bat, bis er dem Statthalter gemeldet sei.

Gleichgültig über den prachtvollen Mosaikboden wegschreitend, betrachtete der junge Germane inzwischen die Wandgemälde, die das Atrium schmückten. Er war nicht unempfänglich für ihre Schönheit, hatte doch sein Auge in Rom selbst sich dafür geübt! Aber die Pracht, die ihn umgab, verwirrte und blendete ihn auch nicht, wie so manchen Germanen, der sie zum erstenmal schaute. Er trug in sich das Gefühl von Höherem; mit hellem Blick hatte er in Rom durchschaut, wie unter dem Glanz der höchsten Bildung inmitten der Schönheit jener Kunstgebilde, die den Sinnen schmeichelte, sich die tiefste sittliche Fäulnis verbarg. Mit reinem Sinne zurückschaudernd vor der römischen Verworfenheit war er zurückgekehrt in die frische Luft der germanischen Wälder, in denen Männer sich sammelten zum gemeinschaftlichen Rate, zu den einfachen, kunstlosen Häusern, wo am Herdfeuer die deutsche Hausfrau waltete.

Ähnliche Gedanken mochten jetzt hinter der hohen, freien Stirne sich bewegen, als er ein Gemälde betrachtete, dessen Schönheit einen römischen Beschauer fesseln mochte, das aber dem deutschen Auge mißfiel. Doch eben kehrte der Ostiarius zurück und sprach ehrerbietig: „Varus will dich sogleich empfangen. Folge mir ins Triklinium, Ritter Arminius!“ Er öffnete eine Thüre zur Rechten und hob den Purpurvorhang, der innerhalb derselben niederwallte.

Hier, im Triklinium, dem kleinen Speisegemache, hatte sich Varus zum Frühstück niedergelassen. Der vornehme Römer liebte es nicht, allein zu speisen,

darum waren zwei junge Römer, Söhne edler Familien, zum Frühstück geladen worden. Jeder derselben lag auf einem kleinen Ruhebett mit schwellendem Polster vor dem Tische, auf dem silberne, goldene und krystallene Gefäße schimmerten.

Varus selbst war ein Mann von etwa fünfzig Jahren; das gelblich blasse Antlitz war von echt römischem Schnitte, die dunkeln, eingesunkenen Augen hatten einen schlaffen, verlebten Ausdruck; die kurzgeschnittenen, einst schwarzen Haare waren stark ergraut. Seine beiden Gäste waren, der eine mit dem feurigen Blick und der stolzen Haltung, Anführer einer Kohorte, der andere mit den grauen, durchdringenden Augen und dem höhnischen Lächeln um die fleischlosen Lippen, ein Rechtsgelehrter.

Die Wände des Gemaches waren mit zierlichen Wandmalereien geschmückt, welche die griechischen Sagen von Bacchus darstellten; in den Ecken standen Marmorstatuen; der Fußboden von verschiedenfarbigem Marmor war zum großen Teile mit einem kostbaren persischen Teppich bedeckt. Purpurvorhänge verhüllten die Thüren, waren aber an den Fenstern zurückgeschlagen, um den freundlichen Strahlen der Sonne Eingang ins Gemach zu gönnen. Drei schön gekleidete jugendliche Sklaven bedienten die Speisenden. Andere trugen geräuschlos die Speisen auf und wieder ab.

„Wie munden dir die Forellen, Cajus Calpurnius?“ fragte Varus den jungen Rechtsgelehrten.

„Der Fisch ist untadelhaft zubereitet,“ lautete die Antwort. „Ich erinnere mich nicht, daß ich je in Rom besser gespeist hätte, als bei dir, vortrefflicher Publius Quintilius.“

„Du schmeichelst mir,“ versetzte Varus; „doch ist wahr, daß ich meinen Köchen vor der Abreise zu Rom den sorgfältigsten Unterricht geben ließ. Überhaupt übertrage ich jedem einzelnen nur eine Art von Gerichten, so daß je einer nur Fische, ein anderer Braten, ein dritter die süßen Speisen zu bereiten hat. Nur auf diese Weise erlangen die Köche die höchste Vollkommenheit in ihrer Kunst.“

Jetzt wurden die Gerichte gewechselt, die Sklaven trugen den Nachtisch auf.

„Welch schmackhafte Erdbeeren!“ rief Eggius, der Kohortenführer, aus; „wie frisch und welch markiges Fleisch! Unmöglich kannst du sie von Rom bezogen haben.“

„Sie wachsen hier in den Wäldern, Eggius. Einmal gezwungen in diesem rauhen Lande zu leben, muß man sich den Aufenthalt so angenehm machen, wie man kann. Und die Mühe ist nicht vergebens. Allmählich findet römische Gesittung Eingang auch bei den germanischen Barbaren.“

„Gewiß, Publius Quintilius,“ sprach der Rechtsgelehrte, indem sein unheimliches Lächeln stärker hervortrat, „selbst der Neid muß dir gestehen, daß du es

trefflich verstehst, auch dieses bis jetzt unergiebige Land dem Kaiser zinsbar zu machen."

„Ja," nickte der Statthalter, indem er einen Kelch mit Chierwein zum Mund führte, „der erhabene Augustus braucht Geld, und angenehm ist im Kaiserpalaste, wer dessen reichlich nach Rom schickt. Germanien vermag nur wenig zu entrichten im Vergleich zum reichen Syrien, doch mit klugem Blick und festem Willen läßt sich manches auch aus dem armen Lande ziehen. Flaum und Federn der germanischen Gänse, Pelzwerk der Wälder, Wolle der Schafe, endlich Schinken und Würste der Schweine, das alles giebt Handelsware, die sich gut verwerten läßt und Zinse für den erhabenen Cäsar abwirft."

Indessen waren persische Sklavinnen eingetreten, die, in schimmernde seidene Gewänder gekleidet, einen kunstreichen Tanz aufführten. Die vornehmen Römer liebten es, während der Mahlzeit sich an Schauspielen aller Art zu ergötzen.

Während Varus und seine jüngeren Gäste die Augen an den anmutigen Gruppen weideten, welche die Perserinnen abwechselnd bildeten, kam der Ostiarius Kleophon, ein Freigelassener, der die Aufsicht über die Sklaven führte, um dem Statthalter zu melden, daß ein deutscher Fürst ihn zu besuchen komme.

„Der Barbar mag warten, bis ich vom Tische aufstehe! Im Triklinium will ich nicht gestört sein," lautete die hochfahrende Antwort des Römers.

„Er verlangt dringend, dich sogleich zu sprechen," warf der Freigelassene ein.

„Wer ist es?" herrschte Varus ihm zu.

„Fürst Arminius," sagte Kleophon.

„Arminius?" rief Varus aus, indem er sich rasch umwandte; „Fürst Arminius hat zu jeder Zeit Zutritt im Triklinium wie im Atrium und Tablinum."

„Der junge Mann," fuhr er mit seltsamer, gepreßter Stimme fort, „hat zu Rom Aufsehen erregt durch Wohlgestalt und Geist. Ich soll ihn behandeln, will Augustus, wie einen zu Rom geborenen Ritter."

Noch sprach er, als der Cheruskerfürst eintrat. Sein Wuchs überragte an Höhe und gewaltigem Gliederbau die Gestalten der Römer. Das schöne, offene Antlitz mit der weiß und rötlichen Farbe stach auffallend ab von den bräunlich blassen Gesichtern der Römer. Ob die Deutschen sonst auch bei den stolzen Römern Barbaren hießen, dieser Cheruskerfürst hatte eine Hoheit in seiner Haltung, in dem Blicke seines Feuerauges, die auch den übermütigen Römern Achtung einflößte. Das höhnische Lächeln verschwand von den Lippen des Prätors Calpurnius, und der stolze Eggius erwiderte mit Höflichkeit den Gruß des Eintretenden. Varus aber hieß denselben mit leutseliger Handbewegung willkommen; es lag in der Feuerseele dieses germanischen Fürsten etwas, vor dem Varus ahnungsvoll zurückbebte, und das dennoch, wie ein Hauch von neuer, großer

Zeit seinen ermatteten Geist belebte. Darum stritten in seiner Seele Haß und Bewunderung für diesen Jüngling.

Einer der Sklaven rollte auf des Varus Wink einen Polsterstuhl mit Rücken und Armlehnen herzu, in dessen Samtkissen der Sitzende sich halbliegend versenken konnte. Fürst Hermann aber wies ihn mit lächelnder Bewegung zurück und nahm sich selbst einen einfachen Stuhl aus schön geglättetem Ebenholz. Ebenso lehnte er die leckeren Gerichte ab, die ihm angeboten wurden, und nahm nur dankend einen Becher Weines an, den er, nach scharfem Ritte durstig geworden, in raschen Zügen leerte. Dann nahm er das Wort: „Varus, ich komme des Gerichtstages wegen, den du auf den heutigen Tag anberaumt hast."

„Ganz gut, Arminius," versetzte der Statthalter; „glaube mir, die Roheit der Germanen wird erst dann vollkommen besiegt werden, wenn sie den römischen Gesetzen unterthan geworden sind."

Eine hohe Röte flog über Stirn und Wangen des jungen Cheruskerfürsten, als der Römer in so verächtlichen Ausdrücken von seinem Volke sprach, doch er begnügte sich mit der Antwort: „Die römischen Gesetze erscheinen den Germanen sehr streng. Darum komme ich, um Fürbitte für zwei Männer einzulegen, Kunerich und Dagobert mit Namen."

„Wessen sind sie beschuldigt?" fragte Varus gleichgültig.

„Kunerich," rief Calpurnius dazwischen, „heißt der gemeine Freie, der einen Römer erschlagen hat, welcher gekommen war, für des Kaisers Leibwache zu werben. Seiner wartet das Beil."

„Verhält es sich also, so kann ich auf deine Fürbitte keine Rücksicht nehmen," sprach Varus, und ließ sich während dieser Worte einen silbernen Teller mit Datteln füllen, die er aus Afrika über Rom bezogen hatte.

„Bedenke, Publius Quintilius, daß der Mann schwer gereizt war!" versetzte Hermann; „die besten Stücke der Herde wurden ihm nach und nach weggetrieben, die trächtige Milchkuh, die Schafe vor der Schur, das Schwein von der Eichelmast, sein einzig Roß, der Stolz und die Freude des freien Mannes. Als ihm zuletzt die Brüder geraubt werden sollten, um gewaltsam der Leibwache des Kaisers eingereiht zu werden, übernahm Kunerich der Zorn, und er schlug den Dränger nieder."

„Du verschweigst," fiel Calpurnius ein, „daß durch seine Hilfe die Jünglinge entflohen sind, die ausgehoben waren."

„Das verstärkt seine Schuld," versetzte Varus. „Die reichen Lande von Asien und Afrika legen dem Cäsar Augustus ihre Reichtümer zu Füßen. Germanien hat nur wenig, seine Herden, sein Wild, einige Feldfrüchte und seine waffentüchtigen Männer, aus denen der Kaiser seine Leibwache bildet. Schwer

genug wird es, von den Abgaben, die ich erhebe, auch nur meine Legionen zu erhalten."

„So kehre doch nach Rom zurück samt deinen Legionen!" sprach Armin.

„Ich wollte, ich dürfte zurückkehren, und Cäsar Augustus übertrüge einem anderen die Statthalterschaft in diesem kalten Lande. Doch will ich nicht wieder in Rom einziehen, ohne meinen Triumphzug zu feiern, wie die anderen Feldherren zuvor. Und er wird mir nicht vorenthalten werden, wenn es mir gelungen sein wird, im wilden Germanien allenthalben römische Sitte und römische Gesetze herrschend zu machen."

„Ja, wie vermöchte ein Volk sich über den Zustand der Barbarei zu erheben, das nicht einmal ein feststehendes geschriebenes Gesetz kennt? Wer ist da seines Lebens und seiner Habe sicher?" rief der Prätor aus.

„Kein Germane rührt das Eigentum des anderen an," entgegnete Armin mit blitzendem Auge, „wie hinwiederum auch keiner dem andern ein Geschenk versagt, um das dieser bittet. Auch von hinterlistigem Mord weiß Germanien nichts; hat einer im Zorn seinen Knecht, oder trunken beim Gelage seinen Nachbar und Freund erschlagen, so richten die Schöffen des Gaues samt der ganzen Gemeinde über ihn und er muß eine Buße erlegen, wovon Weib und Kinder des Erschlagenen oder die alten Eltern leben mögen. Reicht seine Habe nicht zu, so wird er selbst als Knecht ihnen hingegeben und büßt mit seiner Freiheit. — So nimm denn auch du, Publius Quintilius, dem Manne das Höchste, was er hat, seine Freiheit! Reihe ihn in deine Legionen ein, daß er dem Kaiser statt des Erschlagenen diene, aber taste sein Leben nicht an! Eure römischen Gesetze sind zu hart für uns Germanen."

„Du begehrst, Arminius, was ich nicht gewähren kann," sprach Varus; „lassen wir das Gespräch!" Er winkte mit der Hand, und abermals hob sich der Vorhang, und schöne griechische Knaben traten ein, um zum Vergnügen der kleinen Tischgesellschaft gymnastische Spiele aufzuführen.

Ein Blick der tiefsten Entrüstung blitzte aus dem Auge des germanischen Fürsten auf die stolzen Römer nieder, die ein paar Augenblicke, bevor sie das Leben mehrerer Menschen dem Beile der Liktoren preisgaben, an tändelndem Spiele sich ergötzen konnten. Rasch erhob er sich, um das Haus zu verlassen.

„Ich verabschiede mich auf kurze Zeit von dir, Quintilius," sprach er mit ruhigem Ernste; „nachdem ich der Gerichtsverhandlung, welche du auf dem Forum anberaumt hast, beigewohnt haben werde, gedenke ich einen Ritt in ferne Gaue zu machen, wo mir Bekannte wohnen, doch werde ich wieder zurück sein, ehe der Mond sich zu füllen beginnt."

„Lebe wohl, Arminius, die Götter mögen dir Glück zur Reise geben!“ sprach Varus herablassend. Stumm erwiderten die beiden andern Römer den Gruß des Germanen, der dann raschen Schrittes die Villa verließ.

---

## 7.

# Ruten und Beile.

Und vor ihm her mit drohendem Tritt,
Mit Ruten und Beilen der Liktor schritt;
Dem schändlich mißbrauchten römischen Recht
Ward unterthänig das deutsche Geschlecht.

Kaum hatten die Knaben ihr Spiel beendet, als der Sklave eintrat, dem die Besorgung der Sonnen- und Sanduhren oblag, um zu melden, daß die vierte Stunde des Morgens — mit sechs Uhr begann die Zeitrechnung des Tages — vorüber sei. Varus erhob sich, um sich für die Gerichtsverhandlung ankleiden zu lassen, und entließ mit grüßender Kopfbewegung seine Gäste, die ihre Schritte beeilten, denn auch sie hatten auf dem Forum zu erscheinen.

Jetzt eilten zwei Sklaven herzu und rollten sanft und geräuschlos das Ruhebett, von dem Varus sich nicht erhob, in das Ankleidezimmer, das nicht weniger kostbar eingerichtet war als das Triklinium. Die Wandmalereien zeigten hier statt der Gestalten der griechischen Götterlehre Blumengewinde und grüne Ranken, auf denen sich Vögel schaukelten, und während im Triklinium Rot und Gold vorherrschend waren, zeigten hier Vorhänge, Teppiche und Decken der Ruhesitze mildes Blau mit Silber. Von Silber in feinster Vollendung der Arbeit war auch das mannigfaltige Geräte auf den Tischen; da waren Töpfe mit köstlichen Salben, kleine Zangen, um Haare und Bart zu kräuseln, Bürsten von verschiedener Größe und noch vieles andere, dessen sich die üppigen Römer zu bedienen pflegten.

Für jetzt ließ sich Varus nur eine frische Tunika, von weichster, glänzend weißer Wolle mit breitem Purpurstreifen, dem Zeichen seiner hohen Würde, anlegen, darüber die sorgfältig in schöne Falten gelegte Toga schlingen und die Füße mit goldgestickten Purpurschuhen umgürten.

Währenddessen kam ein vertrauter Freigelassener, um dem Statthalter zu melden, daß der Prätor und seine Untergebenen, die Liktoren und Dreimänner, sowie der Hauptmann Eggius mit seiner Kohorte vor dem Portikus versammelt stehen. Varus nickte gleichgültig, wechselte noch die goldenen Ringe an seinen Fingern und schritt langsam durch mehrere Gemächer, deren Thüren von dienst-

willigen Sklaven ehrerbietig geöffnet wurden, nach dem Vestibulum, dem von Säulen getragenen offenen Anbau des Hauses, von wo er die versammelte und zum Zuge geordnete Schar überschaute und mit leichter Kopfbewegung grüßte.

Nachdem er mit flüchtigem Blicke sich überzeugt hatte, daß alles in Ordnung sei, schritt er durch die Pforte und bestieg das Pferd, das inmitten des Zuges seiner wartete.

Tausende von Germanen standen ums Forum, den römischen Gerichtsplatz, gereiht, in finsterer Spannung wartend, was das Gericht der Römer über ihre Stammesgenossen verhängen werde. Ein Flüstern rauschte durch ihre Reihen wie fernes Meeresbrausen: „Hermann ist hier, Siegmars Sohn! Er wird Rettung schaffen."

Aller Augen richteten sich auf den jungen Mann. „Willkommen, Fürst der Cherusker!" riefen viele ihm zu.

Fürst Hermann verstand gar wohl die Bedeutung dieser Blicke, aber er antwortete ihnen nicht. Mit finsterer Entschlossenheit schritt er nach dem Platze, der ihm nicht fern von dem erhöhten Sitze des Statthalters angewiesen war. Noch immer drang im allgemeinen Flüstern und in Zurufen sein Name zu seinem Ohr. Man hoffte auf seinen Einfluß bei Varus zu Gunsten der Angeklagten.

Plötzlich ward's stille; man vernahm die Schritte der römischen Kohorte. Inmitten derselben wurden die Angeklagten geführt, von den Tresviri oder Dreimännern, den Aufsehern der Gefängnisse, umgeben. Mit Dagobert und Kunerich wurde noch eine Anzahl anderer wegen verschiedener Anklagen eingekerkerter Germanen zum Gerichte geführt. Wie hoben sich die hohen breitschultrigen Gestalten der Gefangenen mit ihren wildfeurigen Gesichtern, ihren wallenden Haaren ab von den sie umgebenden Römern mit den streng, wie in Erz gegossenen Zügen, dem kleineren, doch nervigen Wuchse!

Die Kohorte umgab das Tribunal, die erhöhten Sitze des Richters und der Rechtsgelehrten; die Tresviri stellten die Angeklagten vor denselben auf. Ein brausender Lärm gab die Teilnahme der Germanen ringsum, die sie für die Angeklagten hegten, zu erkennen; doch abermals ward's stille, denn man sah den Zug der Richter nahen.

Tiefes, unheimliches Schweigen herrschte jetzt auf dem Platze, über den bedeutungsvoll die weißschimmernden Villen, Tempel und Kasernen der römischen Pflanzstätte herblickten, während jenseits im dunkeln Grün die germanischen Wälder winkten.

Jetzt schritten ernst die zwölf Liktoren einher, Rutenbündel und Beile, die Sinnbilder der vollstreckenden Gerichtsgewalt in den Händen. Auf sie folgten zwei Quästoren mit mehreren Ädilen, dann der Prätor Calpurnius, zuletzt

Quintilius Varus selbst in der purpurumsäumten Toga eines römischen Senators. Er nahm seinen erhöhten Platz auf dem Tribunal ein, auf dessen steinernen Stufen vor ihm der Prätor, dann die Quästoren und die Ädilen sich reihten.

Die Sonne brannte heiß, es war nahe am Mittag; ringsum herrschte banges, schwüles Schweigen. Da ertönte aus der Mitte der Germanen ein wilder Schrei — ein Weib hielt mit den nackten, weißen Armen ein Kind empor; Kunerich und Dagobert schauten grüßend hinüber, es war Gotelinde mit ihrem Säugling, die nach mehrtägiger Wanderung auf der Gerichtsstätte angekommen war, an ihrer Seite stand Amalgunda.

Der Prätor begann in römischer Sprache seine Rede, in welcher er die Schuld der Gefangenen darlegte. Ob die Angeklagten und die Menge auch ringsum lauschten, nur wenige verstanden die römische Sprache. Unheimlich tönten in ihren Ohren die fremden Klänge; nur aus den Gebärden der Redenden konnten sie schließen, was vorging.

Darauf sahen sie die Liktoren vortreten; sechs der Verurteilten wurden an die Pfähle gebunden, um mit Ruten gepeitscht zu werden. Varus und die ihn umgebenden stolzen Römer ahnten nicht, mit welch innerer Empörung die von ihnen als Barbaren verachteten Germanen solch ein entehrendes Verfahren ansahen. Während im entsittlichten Rom das Gefühl für Menschenwürde erloschen war, sprach es in den Herzen der noch wenig gebildeten Germanen so lebendig, daß sie selbst ihre Leibeigenen nie schlugen.

Doch rings um die Gerichtsstätte stand ein Ring geharnischter Römer; Widerstand war unmöglich gemacht. Die germanischen Männer mußten zusehen, wie ihre Volks- und Gaugenossen, ihre Verwandten, Brüder, Väter und Söhne durch die Ruten der Römer aufs schimpflichste mißhandelt wurden.

Varus saß unempfindlich, um die Lippen des Prätors Calpurnius aber lagerte sich über diese Kundgebung des Unwillens der germanischen Barbaren ein verächtliches Lächeln. Jetzt erhob sich Fürst Hermann von seinem Sitze und trat, zwei hochgestaltete Jünglinge an der Hand führend, vor des Varus Tribunal. Es waren Werno und Germar, die er mit sich führte. „Diese Jünglinge," sprach er in fließender römischer Sprache, indem er sich an den Statthalter wandte, „waren geflüchtet und stellen sich nun freiwillig zum Dienste des Kaisers, wofür du, edler Quintilius, ihre Brüder von der Strafe losgeben wollest, der sie um der Jünglinge willen verfallen sind. Du rühmst dich, verwandt zu sein mit dem Hause des hohen Augustus, du bist stolz darauf, einer der Edelsten zu sein unter den stolzen Römern. Dem Edeln aber ziemt Edelmut, dem Hohen und Großen, Großmut zu üben, darum wirst du die freiwillige Aufopferung dieser Jünglinge nicht unbelohnt lassen."

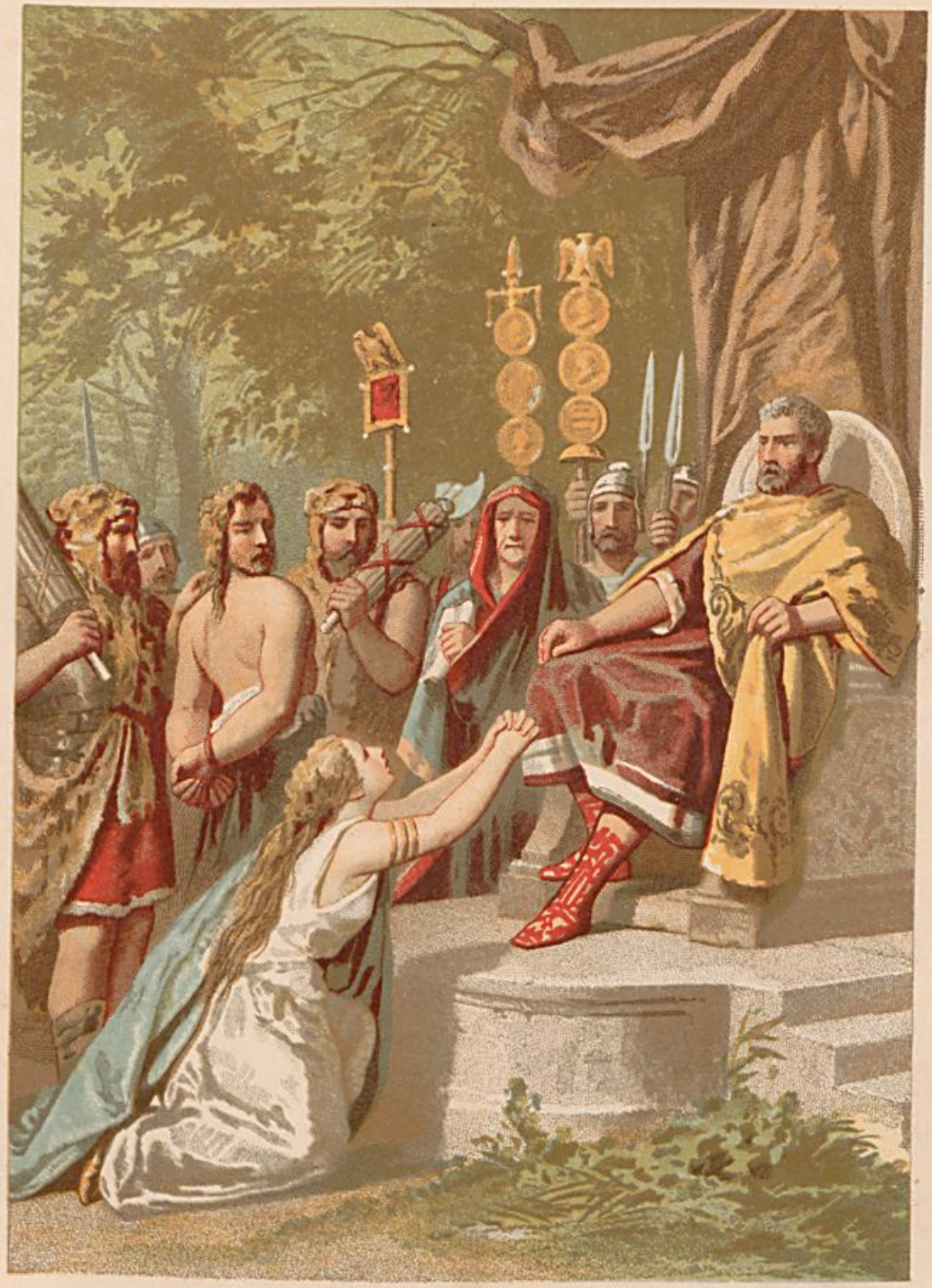
Varus blickte auf die vortretenden Jünglinge. Die hohen, schönen Gestalten erregten sein Wohlgefallen; er war erfreut, sie den Deutschen einreihen zu können, die er zur Leibwache des Imperators nach Rom zu schicken beabsichtigte. Überdies ergriff er gern die Gelegenheit, Hermann, dem an dem Leben der verurteilten Brüder zu liegen schien, einen Gefallen zu erweisen, nicht nur des hohen Ansehens wegen, in dem er im Cheruskerlande stand, sondern noch mehr, weil der herrliche Jüngling mit der Feuerseele und der feinen römischen Bildung erfrischend auf des Römers in Genüssen ermatteten Geist wirkte und deshalb seine persönliche Gunst in hohem Grade besaß. Schon wollte er mit gnädigem Kopfnicken die Freisprechung jener beiden Verurteilten andeuten, als der Prätor Calpurnius, welcher ahnte, was in ihm vorging, mit den scharfen Worten dazwischentrat: „Arminius, vergeblich suchst du den erhabenen Varus mit süßer Rede zu bethören. Er sitzt an Kaisers Statt hier und darf die beleidigte Majestät nicht ungerächt lassen. Diese Männer haben sich dem römischen Adler mit Waffen in der Hand widersetzt, römisches Blut ist geflossen, und jener Mann hat den Anführer einer Kohorte erschlagen. Was soll mit des Kaisers Herrschaft in Germanien werden, wenn solcher Frevel ungerächt bliebe? Was ist im übrigen so Großes darin, daß die Jünglinge freiwillig aus frevelhafter Flucht zurückkehrten? War's nicht hohe Ehre für sie, daß sie auserwählt wurden, unter dem römischen Adler zu dienen, ja den erhabenen Cäsar Augustus selbst, unter seine Leibwache gereiht, schützen zu dürfen?"

Varus nahm während dieser Rede wieder die eiserne Strenge der Miene an, der Prätor aber winkte, und eine Abteilung trat vor, um die beiden Jünglinge Werno und Germar abzuführen.

„Thoren, die ihr seid! Euch habt ihr geopfert und uns nicht gerettet!" rief Dagobert den von Überraschung und Entsetzen Überwältigten nach.

Noch einmal sprach der Prätor, um die Schuld sämtlicher Angeklagten darzulegen. Dann erhob sich Varus und sprach das Urteil. Alle sechs sollten mit Ruten gezüchtigt werden zum abschreckenden Beispiel für ihre Volksgenossen, fünf sollten darauf mit dem Beile hingerichtet und nur der eine, Dagobert, der Fürsprache Fürst Hermanns zulieb von der Hinrichtung frei sein.

Jetzt banden die Liktoren die Angeklagten an die Pfähle fest, Kunerich und Dagobert waren unter ihnen. Fürst Hermann aber hob den Arm wie beschwörend und verließ mit den Worten: „Ruten und Beile für syrische Sklaven, und nicht für freie Söhne Teuts!" alsbald den Platz; er wollte nicht Zeuge dessen sein, was jetzt vorging. Die Liktoren lösten ihre Rutenbündel, und ihre Streiche fielen auf die entblößten Rücken der freien Germanen nieder. Ein Schrei der Wut rang sich gemeinsam aus tausend Kehlen los, es ballten sich grimmig die Fäuste, aber wie



Lith. Anst. v. A. Burkhardt, Leipzig-R.

eine eherne Mauer stand die Kohorte um den Richtplatz, und die Germanen hatten nur den leichten Wurfspeer zur Hand, an Widerstand war nicht zu denken.

Fünf Liktoren traten jetzt vor, die scharfen Beile in der Hand, und fünf zum Tode Verurteilte mußten mit auf den Rücken gebundenen Händen niederknieen; die Liktoren drückten ihnen das Haupt auf den Block.

„Dagobert, sorge für mein Weib, für meine Kinder!" rief der erste der zum Tode Abgeführten, Kunerich, dem jüngern Bruder zu.

„Ich will sie versorgen," tönte die Stimme Dagoberts, des Gegeißelten, zurück.

Da stürzte ein Weib, hochgewachsen, mit fliegenden Haaren in die Schranken und warf sich, ehe die Wachen sie hindern konnten, mit Gebärden und Worten um Gnade flehend, vor das Tribunal nieder.

Zögernd hielt der Liktor das Beil in den Händen. Doch unbeweglich saß Varus. Die steinernen Züge erhellte kein Strahl von Erbarmen. Der Prätor winkte ungeduldig, und als Amalgunda, das bebende Weib, sich umwandte, sah sie das Beil niederfallen; ein Blutstrahl sprang empor, und Kunerichs Haupt rollte in den Sand nieder.

Abermals rang sich ein tausendstimmiger Schrei aus der empörten Zuschauermenge los. Die Germanen hielten das Menschenleben für ein so heiliges, unantastbares Gottesgeschenk, daß sie selbst ihre Leibeigenen nicht mit dem Tode straften.

Die Arme mit wütender Gebärde in die Luft hebend, rief Amalgunda aus: „Möge dich die Rache ereilen, blutdürstiger Wolf! — Möge dein Blut den Boden tränken, der dies Blut getrunken hat! — Möge Jammer und Verzweiflung, die du über mich gebracht hast, auch deine Seele hinabziehen ins Verderben!" Dann hob sie das blutende Haupt des Gerichteten aus dem Sande auf, küßte es, wickelte es in ihr Gewand und schritt, ohne sich noch einmal umzublicken, aus dem Ring.

Varus verstand die Worte der Germanin nicht, denn er hatte sich nicht bemüht, die Sprache des von ihm beherrschten Landes zu erlernen, aber er verstand die Gebärde der Verzweiflung, und die Verwünschung durchschauerte selbst sein eisernes Herz. Doch der stolze Römer gab dies nicht zu erkennen, unbeweglich blieben seine Züge. Der Prätor winkte, und rasch fiel ein Beil ums andere nieder, vier weitere Köpfe rollten in den Sand. Einem hochangeschwellten, gewaltsam eingedämmten Strome glich das Tosen in der empörten Germanenschar. Verächtlich hörten es die Römer; sie wußten, daß der Zorn der Unterdrückten ein unmächtiger sei, sie fühlten sich sicher inmitten der eiserbepanzerten Kohorten. Gerade durch blutige Strenge gedachten sie germanische Freiheitsliebe zu erdrücken.

In dieser hochmütigen Verachtung jeder Gefahr nahmen die Römer auch nicht wahr, daß einzelne Männer mit eilenden Schritten durch die Volksmenge gingen

und flüsternd die Worte wiederholten: „In der Nacht des Vollmonds kommt zu den heiligen Eichen!“ Die Germanen aber nickten verständnisvoll, — unter den Tausenden war nicht ein Verräter.

Die Gerichtsverhandlung war beendet; Varus erhob sich, mit ihm setzte sich der ganze Zug in Bewegung. Laute Verwünschungen schallten ihm von allen Seiten nach; doch die Römer verstanden die deutsche Sprache nicht, auch verachteten sie die germanischen Barbaren zu sehr, um sie zu fürchten.

Zu Hause angekommen begab sich Varus in sein Badegemach, wo in einem Becken von weißem kararischen Marmor der lauen, krystallklaren Flut köstliche Düfte entstiegen. Ein Sklave entkleidete ihn, ein zweiter blies die Flöte, während der Statthalter des Bades genoß. Im Gemache war angenehm dämmerndes Halbdunkel, da dichte Vorhänge von rötlicher Seide das Fenster verhüllten, wodurch die Wandmalereien, welche Badescenen in üppiger, orientalischer Landschaft darstellten, einen täuschenden Anschein von Wirklichkeit gewannen. Die Palmen und Sikomoren der Oase schienen aus einiger Entfernung zu winken, der Quell lebendig zu sprudeln. Hell hoben sich vom satten Grün dieser Malereien vier Marmorstatuen in den Ecken des Badegemaches ab.

Eine geraume Zeit verweilte Varus im Bade, dann ließ er sich mit duftendem Öle salben, frische Gewänder anlegen und auf einem Ruhebett in ein zweites, größeres Triklinium rollen, denn bei der Hauptmahlzeit des Tages, der Cena, liebte der Römer größere Gesellschaft; darum waren neun Ruhebetten um die prächtig gedeckte Tafel gestellt, wo bereits die Gäste Platz genommen hatten, die mit einem einstimmigen, ehrerbietigen „Salve Quintili“ den Hausherrn empfingen.

Gelagert auf schwellenden Kissen saß Varus beim üppigen Mahle mit seinen Rechtsgelehrten und Kohortenführern, jungen Römern von angesehenen Familien, die sich in Germanien Verdienste und Ansprüche auf spätere hohe Würden in Rom erwerben wollten. Während die köstlichen Speisen von der Gustatio, dem Voressen mit den herrlichsten Fischen und Saucen und der appetiterregenden Laktuka an bis zum reichlichen Nachtische in vielen Gängen auf silbernen Platten und in kunstreichen Vasen zum Genusse luden und dabei in goldenen und krystallenen Bechern feuriger Falerner und Chierwein, von der Sonne Italiens und Griechenlands durchglüht, blinkte, wurden zugleich Augen und Ohren durch Schauspiele, im Hintergrund des Saales aufgeführt, und durch Musik und Gesang ergötzt.

## 8.

# Rache und Tod den gierigen Wölfen!

Mit hellem Blick, im Rat gewandt,
Mit Feuergeist und leicht erregt,
Im innersten Gemüt bewegt,
Doch stets mit siegendem Verstand,
An Leib und Seele stolz ein Mann,
Wie die Natur ihn schaffen kann,
So stand Armin in edler Größe
Inmitten grauser deutscher Schmach
Und sah des Volkes Jammerblöße,
Erharrend der Vergeltung Tag.

Draußen aber im deutschen Walde, wo der Herbstwind die Wipfel der Eichen, Buchen und Tannen schüttelte, bewegte sich langsam ein Trauerzug. Es waren die Väter, Söhne und Brüder der Hingerichteten, welche auf ihren Schultern die Leichen, gebettet auf Baumzweige, wegtrugen. In stummer Wehklage folgten Weiber und Kinder. Im tiefen, dunkeln Forste, wohin sich noch nie eines Römers Fuß verirrt hatte, standen sie stille und legten die blutige Bürde nieder. Düstere Tannen und Föhren begrenzten hier einen freien Platz, jenseits dessen majestätische Eichen emporragten. Dort war der den Göttern geweihte Hain. Auf dem freien Platze an der Grenze desselben wurde jetzt von den Männern der gemeinsame Scheiterhaufen errichtet und unter feierlichem Schweigen die Leichen der Enthaupteten in der Reihenfolge auf das harzreiche Fichtenholz gelegt, das die Frauen und Kinder zuvor mit Blumen und Grün bestreut hatten. Dann wurde das Holz von den Männern auf vier Seiten durch Kienfackeln in Brand gesetzt.

Inzwischen war's Abend geworden; hinter den Eichen des geweihten Hains ging die Sonne unter und das Abendrot erglomm am Himmel, während die Flamme des Scheiterhaufens qualmend hervorbrach. In schaurig wildes Wehklagen, dem Geheule verwundeter Wölfe, dem Brüllen des Auerwildes gleich, dem die Kälber geraubt wurden, brachen die Weiber und Kinder aus; ernst schauten die Männer zu, wie die Flamme endlich den Rauch und Qualm überwand, wie sie siegreich helle emporloderte, die blassen Gesichter umspielte und endlich versengend sie umschlang. Jetzt schrieen die Kinder wilder auf, die Frauen verhüllten das Gesicht, die Väter, Söhne und Brüder riefen den nun dem Blicke entschwindenden Toten ein letztes: „Fahre wohl!" nach.

In diesem Augenblick trat eine herrliche Jünglingsgestalt aus dem Dunkel des Waldes hervor, an Höhe des Wuchses, an Kraft der Schultern selbst die gewaltigen Männer im Kreise überragend.

„Fürst Hermann!" riefen alle ihm entgegen, und in dem Klange des Rufes mischten sich Klage, Vorwurf und Hoffnung. Hermann verstand diesen Ruf.

„Lasset die Flammen lodern um die Toten!“ sprach er mit der klaren, weittönenden Stimme. „Ich habe sie nicht retten können — aber sie sollen die letzten sein, die das römische Beil auf germanischem Boden richtet, und ihre Asche soll ruhen im befreiten Lande!“

Als feierliche Stille eingetreten war, erhob Hermann abermals seine Stimme: „Männer des Cheruskerstammes,“ sprach er, „ich habe euch berufen zu dem geweihten Haine, wollt ihr mich hören?“

„Sprich, wir hören dich!“ hieß es allstimmig im Kreise.

Hermann trat weiter vor; sein Schatten verwob sich mit dem weitragenden Schatten der Eiche. Auf den blonden Locken lag der Glanz des Mondes, als er mit volltönender Stimme begann: „Was ich entsponnen, ist euch allen bekannt. Ich habe die Lande der Brukterer, der Marsen, der Chatten besucht und zu ihnen gesprochen, wie ich zu euch sprach, und willig wie ihr haben sie mich gehört, sind wir doch alle Brüder, Söhne Teuts; Germanen nennen uns die Römer, unser aller Feinde.“

„Fluch und Verderben über sie!“ hieß es mit drohendem Murmeln im Kreise.

Hermann fuhr fort: „Die Römer haben den Weltkreis unterjocht; die weisen Griechen, das Land der reichen Syrer und der Perser im fernen Asien, Ägypten und die ganze Küste des heißen Afrika zollen ihnen Tribut. Nur die waldigen Lande der Söhne Teuts standen ihnen noch unbesiegt gegenüber. Auch die Gallier jenseits des Rheins sind römische Vasallen geworden. Da kamen die Römer von jenseits herüber, um auch uns zu unterjochen. Sie haben längs des Stromes sich feste Städte gebaut für ihre Legionen, doch wenn sie sich hereinwagten in das offene Land, in die Berge und Thäler, in den heiligen Wald, da wurden sie zurückgeworfen. Das hat Julius Cäsar erfahren, den sie den Göttlichen nennen, das Drusus, Tiberius, Domitius Ahenobarbus und zuletzt Sentius Saturninus. Nach ihnen hat Kaiser Augustus den Quintilius Varus geschickt, der kein Held ist, wie die andern, den üppigen Statthalter Syriens, der früh gealtert ist in den Wollüsten Asiens. Wißt ihr aber, weshalb Kaiser Augustus ihn gesandt hat?“

„Varus ist gekommen, uns auszurauben!“ riefen viele Stimmen; „er nimmt Herde und Ernte samt der Jagdbeute hinweg.“

Fürst Hermann hielt inne, bis es wieder stille geworden war, dann begann er aufs neue: „Was wir gesäet, will der Römer ernten, was wir erjagt, will er besitzen; warum sollte er nicht? aber er nimmt uns auch hinweg, was uns höher gilt, unsere Freiheit, unsere Sitte und unser Recht!“

Das Murmeln der Zuhörer wuchs zum Sturme an. Zuruf schallte von allen Seiten, bis Fürst Hermann winkte, daß ihm weiter Gehör geschenkt werden möge. Da dämpfte sich der Sturm, und Hermann fuhr fort: „Unsere Söhne und Brüder werden hinweggeführt, um in römischen Heeren zu dienen. Söhne

Teuts bewachen den Palast des Imperators zu Rom, sie bluten und fallen auf fremdem Boden in Hispanien, in Asien und in Afrika, damit der Römer Herr sei und Herr bleibe, soweit der Erde Grenzen sich dehnen, Herr werde und bleibe auch in den heiligen Hainen Wodans!"

Jetzt ließ sich der Sturm nicht mehr bändigen, der von allen Seiten losbrach. War doch kaum ein Mann zugegen, dem nicht ein Sohn, ein Bruder, ein Schwager oder Freund, sei's mit Gewalt, sei's mit lockender Überredung, entführt worden war, um unter den römischen Adlern zu dienen.

Aber die Stimme des jungen Cheruskerfürsten übertönte auch den brausenden Sturm. „Hört mich, ihr Männer!" rief er, und es ward abermals stille. „Frei übten wir Gericht in den heiligen Hainen. Wir büßten den, der seinen Nachbar geschädigt, an seinem Gute. Heilig aber gilt uns das Leben der Menschen, das die hohen Götter ihnen geschenkt, das wir mit Willen nicht antasten sollen. Kommt es vor, daß in Trunkenheit und Zorn ein Mann dem andern einen tödlichen Streich versetzt, — so ist's doch sein Wille nicht gewesen, so zu freveln, und schwer wird er büßen für seine Schuld, denn an seinem Lager steht nachts der Erschlagene und scheucht von seinen Augen den Schlaf. — So, Söhne Teuts, richteten wir in den heiligen Hainen. Die Römer aber strafen mit Ruten und Beil. Sie geißeln den freien Mann mit ihren Rutenstäben, sie hacken ihm mit dem Richtbeile das Haupt vom Nacken ab."

Ein wilder Schrei erscholl aus dem Kreise. Die Hände gen Himmel erhebend richtete Friedibert das greise Haupt empor, seinen Sohn Dagobert an seiner Seite und rief: „Meinem ältesten Sohn haben sie das Haupt abgeschlagen, den zweiten mit Ruten gezüchtigt, die beiden jüngsten haben sie mir geraubt, um sie nach Rom zu schicken. Wohl bin ich alt, und in meinen Knochen ist das Mark versiegt, aber ich will nicht sterben, bis ich meiner Söhne Leben und Freiheit gerächt sehe an den römischen Wölfen!"

„Sie sollen gerächt werden!" versetzte Fürst Hermann mit lauter Stimme, „und mit ihnen viele andere."

„Rache und Tod den gierigen Wölfen!" tönte es tausendstimmig unter den Eichen.

„Doch nicht das Schlimmste, was der Römer uns bringt, sind seine Ruten und seine Richtbeile," begann Hermann wieder, und seine Stimme schwoll, daß sie wie zürnender Donner durch das Rauschen der Baumwipfel tönte. „Er weiß gar wohl, daß, um unsere Kraft zu brechen, er allererst unsere Sitten durch römische Verderbnis vergiften muß. Nicht durch römische Waffen, wohl aber durch römische Laster sollen wir geknechtet werden — sie sind uns gefährlicher, als die Schwerter der Legionen, denn sie winden uns die Waffen aus der Hand, sie lähmen unsere Arme. Darum bringt uns Varus römischen Prunk, römische Schauspiele, römische Sklaven und Sklavinnen, römische Üppigkeit. Darum durchziehen

römische Händler das Reich und bieten unseren Jünglingen glänzende Waffen, unseren Frauen prunkende Gewänder und Schmuckstücke. Darum hat Varus zu Elsen, das sie Aliso nennen, und im Standlager an der Lippe einen Markt errichten lassen, wo alles feilgeboten wird, was den Sinnen schmeicheln kann, um unsere Sitten, unser Leben zu vergiften, um unsere Jugend zu locken zu weichlichem, zuchtlosem Zeitvertreib."

„Es soll ihm nicht gelingen — nie lassen wir von der Väter Art und Sitte!" riefen die Deutschen.

Doch Hermann antwortete: „Ihr mögt fest daran halten, und viele mit euch, aber Hunderte sind verführt worden durch römischen Glanz und Prunk, und ihrer werden mehr von Jahr zu Jahr. Ja, wenn wir nicht die Römer aus unsern Marken treiben, so wird bald auch in den Eichenwäldern des Landes der Deutschen ein entartetes Geschlecht wohnen — reif, seinen Nacken zu beugen unter das Joch der römischen Knechtschaft."

Jetzt wuchs die Bewegung im Halbkreise unter den Eichen zum wilden Aufruhr an. „Zertreten wollen wir die römischen Schlangen!" tönte der allstimmige Ruf wie Sturmesbrausen durch die Waldwipfel hin, — „nieder mit den Legionen und Burgen der Feinde!"

Als sich endlich der tosende Sturm gelegt hatte, ward eine Männerstimme laut: „War je ein Volk stark genug, die Römer zu besiegen? Drei Legionen hat Varus um sich — sie alle sind bewehrte Römer mit Panzer, Schwert und Schild."

„Wer ist's, der gefragt hat?" rief Hermann zurück.

Im weiten Halbkreise herrschte Stille; keine Antwort erfolgte. Der verzagte Frager hatte sich hinter seinen Genossen versteckt.

„Weißt du," begann Hermann wieder, da alles schwieg, „weißt du nicht, o Cherusker, wie oft die deutsche Framea über die stahlbewehrten Römer obgesiegt hat? Vollkommener sind der Römer Waffen, wir leugnen es nicht und geben den Römern ihren Ruhm. Wer darum römische Rüstung, Schwert, Helm und Schild besitzt, der möge sie gebrauchen im heiligen Kampfe für der Väter Land, wer aber kein Schwert besitzt, der sei nicht verzagt! Framea und Ger, wohlgezielt von starkem, deutschem Arme, durchdringen auch den römischen Panzer, den Helm und den Schild. Nur daß wir einig sind, daß ein jeder sich opfere mit Leib und Leben, mit Weib, Kind und Gut für der Väter und der Kinder Land — das thut uns not, das gelobet mir zu dieser Stunde, Cherusker!"

Weihevolle Stille trat ein; in langen Reihen schritten die Männer vor in den hellen Glanz des Mondes, hoben die Arme empor und gaben ihr Manneswort, zu opfern Leben, Weib, Kind und Gut für die Befreiung des Heimatlandes von dem verhaßten Joche der Römer.

Eine Reihe um die andere war vorgetreten und hatte gelobt. Wieder bildete sich ein Halbkreis um die heilige Eiche und um Hermann, den Fürsten. Seine Stimme war gedämpft von feierlicher Erregung, doch allmählich schwoll sie wieder zu ihrer vollen, weittönenden Stärke, als er fortfuhr: „Cherusker, einer unter euch hat gefragt, wie wir, die ungeschlachten Söhne Teuts, den Kampf aufnehmen können gegen die hochgebildeten Römer? Daß wir es können und wagen dürfen, das weiß ich, der ich Rom und die Römer kenne. Wann aber der Tag und die Stunde kommen wird, welches die günstigste Art sein wird, die Römer anzugreifen in ihren Lagern, ihren Festungen und ihrer ganzen Stärke, das weiß ich heute selbst noch nicht. Dessen aber seid gewiß: Der Winter soll nicht wieder einziehen und das Fest der Sonnenwende nicht gefeiert werden, ehe wir die Römer vertrieben haben aus den deutschen Landen!“

Brausender Beifallssturm erhob sich bei diesen zuversichtlichen Worten. Stürmische Freude, wilde Kampflust, zagender Zweifel machten sich gleichzeitig in lauten Zurufen Luft.

Endlich, da einige ältere Männer vortraten und den andern zuwinkten, ward es stille, und sie vermochten zum Wort zu kommen. „Zu einem großen, blutigen Kampfe rufst du die deutschen Gaue? Ehe wir den Schild erheben, unser Land neuer Verwüstung preisgeben, sage uns, wie du es beginnen willst, den Kampf mit den Römern aufzunehmen, sie anzugreifen, ihnen obzusiegen — sie gar zu vertreiben?“ Und die Männer, die vorgetreten waren, schüttelten ihre greisen Häupter, daß die weißen Haare im Nachtwinde flogen.

Wohl machte sich unwilliges Gegenreden der kampflustigen Jüngern wie Säuseln der Bäume vor dem Sturme bemerklich, doch keiner der feurigen jüngeren Männer wagte es, geradezu den greisen Männern, hochgeachtet um ihres hohen Alters willen, zu widersprechen.

Auch Fürst Hermann nahm in bescheidenem Tone das Wort zur Erwiderung: „Zum Kampfe rufe ich auf, um unsere Gaue vor Raub und Verwüstung der Römer zu sichern für alle Zeiten. Wisset, die Germanen sind gefürchtet im stolzen Rom! Um was ihr mich heute befragt, das sollt ihr erfahren, ehe der Schlachtruf erschallt. Ich wache, wachet auch ihr! Haltet Framea und Ger und Schild bereit, — plötzlich, unvorhergesehen kann der Tag und die Stunde kommen, wo die Boten fliegen durch die Marken der deutschen Stämme und einen Gau, ein Land ums andere aufrufen zum Kampf gegen die römischen Unterdrücker, zum Kampf für das heilige Land der Väter!“

Er schwieg; die Zweige der geweihten Eiche erschütterte ein Windstoß, daß sie flüsternd brausten, und plötzlich tönte es tosend im Ringe: „Hermann, wir werden zu deinem Rufe bereit sein mit Waffen, mit Leib und Leben, jeden Tag, jede Stunde!“

Fürst Hermann wies mit der Hand auf den Scheiterhaufen, dessen Glut allmählich in dunkler Asche verglomm. „Begrabt diese Asche," sprach er, „nicht mit Klagen, sondern mit heiligen Gelübden! Sanft werden diese Toten ruhen, ihre Seelen aber werden fröhlich sein in den lichten Hallen Wuotans, wenn euer Arm die Schmach ihres Todes durch römisches Beil gerächt und den Boden der Söhne Teuts vom Sklavenjoche befreit hat. — Fahret wohl! ich traue eurem Worte, deutsche Männer. Ob noch Verzagte und Zweifelnde unter euch weilen mögen — so ist doch ein Verräter nicht im Volke der Deutschen!"

Mit diesen Worten verschwand Hermann im Schatten der Eichen. Schon rötete sich der östliche Himmel; die versammelten Cherusker zerstreuten sich unbemerkt, wie sie gekommen waren, auf den dicht verschlungenen Waldwegen.

Eine kleine Schar Männer aber schlug gemeinsam den Weg nach einer einsamen Schmiede ein, die tief im Walde gelegen war. Ein bärtiger Cherusker hämmerte am Ambos, ein Jüngling aber machte das Eisen glühend, woraus der alte Meister die scharfe Spitze einer Framea schmiedete. Pflugscharen, einfach, wie sie der Germane benützte, Bündel von Eisennägeln, auch große, dolchartige Messer zum Hausbrauch und für die Jagd, und ein grob gearbeitetes Schlachtschwert lagen fertig in der Ecke.

Die Männer traten ohne Gruß an den Ambos; einer um den andern warf sein kurzes Gewand ab und bedeutete den Meister, ihm einen Eisenring um den Leib zu schmieden. Der alte Schmied fragte nichts; er sah den blutig gegeißelten Rücken der Männer und wußte, daß sie den Ring tragen werden zur stündlichen Erinnerung an ihre Schmach, aber auch an das Gelübde, dieselbe in Römerblut abzuwaschen. Er nahm eine Eisenstange, bedeutete den Jüngling, die Glut zu schüren, daß ein Funkenregen weit durch den Wald hin leuchtete, dann nahm er den Hammer und schmiedete.

Endlich kam die Reihe an den letzten der Männer, dem Haar und Bart struppig ums Gesicht fielen. Er ließ sich zwei Ringe anlegen, einen für sich selbst, den andern zur Rache für das abgeschlagene Haupt des Bruders; es war Dagobert.

Erst als das Werk vollendet war, grüßte sie der Schmied, trat in seine Hütte nebenan und brachte den vollen Bierkrug und rauhes schwarzes Brot, um ihnen eine Erquickung zu bieten auf den Weg. Sie nahmen's dankend an, denn einen vollen Tag war weder Speise noch Trank über ihre Lippen gekommen. Dann verließen sie die Schmiede und trennten sich; jeden führte ein besonderer Weg in die Heimat. Aus der Ferne tönte ihnen noch das Hämmern des Schmiedes bedeutungsvoll durch den stillen Wald nach, eine Mahnung an den nahenden Tag der Rache.

# Im Teutoburger Walde.

1.

# Ihr kämpfet für das Land eurer Väter und eurer Kinder.

Die Deutschen harrten unter ihren Eichen —
Tod oder Freiheit! schallt aus jedem Munde,
Es naht der Rache heißersehnte Stunde —
Herbei! herbei! das Vaterland zu retten.

Welch ein geheimnisvolles Regen ging durchs deutsche Land! Boten ritten von Gau zu Gau, von Land zu Land; bald hier, bald dort wurde nächtlicherweile Gauversammlung im Walde gehalten und Fürst Hermann, allenthalben der erste, ward als Herzog von den Männern auf den Schild gehoben.

In den deutschen Schmiedewerkstätten im Walde, kaum beachtet von den Römern, die ihre eigenen kunstfertigeren Handwerker hatten, wurde Tag und Nacht Eisen geglüht, gehämmert und geschmiedet; in den Gehöften der Germanen wurden Frameen und Gere gefertigt, Schilde geflochten und Schwerter geschärft, wo sich solche vorfanden. Den Frauen und Knechten wurde überlassen, den Rest der Ernte heimzubringen, das Feld zur Wintersaat zuzurichten und diese dem Boden anzuvertrauen.

Endlich nahte der Herbst; schwere Nebelwolken lagerten sich auf den Gipfeln der Wälder. Es war tiefe Mitternacht, als ein Reiter auf Dagoberts Waldlichtung abstieg. Er trat ins unverschlossene Haus. Dagobert fuhr vom Lager auf mit dem Rufe: „So ist es endlich Zeit?“

„Ja, es ist Zeit!“ lautete die Antwort. „Dem Rufe des Herzogs gehorchend, haben die Chatten den Schild erhoben, den römischen Prätor mit seinen Kohorten verjagt und sich aufgemacht, die Festung Aliso zu stürmen. Morgen wird Varus mit den Legionen aufbrechen, um die Empörung zu dämpfen. Heute nacht sammeln sich die Mannen in allen cheruskischen Gauen.“

Wie rasch hatte während dieser Rede Dagobert das Gewand umgeworfen, das aus langwolligem Schaffell für die Schlacht gefertigt war, um Schutz gegen die Regengüsse des Herbstes wie gegen die feindlichen Waffen zu geben! Das Römerschwert, das er einst selbst erbeutet hatte, ward um die Hüfte gegürtet, drei Frameen umspannte seine Rechte, einen Schild und Ger nahm er in die linke Hand. Endlich hing ihm Gotelinde eine aus Rehfell gefertigte Tasche um, worin sich Nahrung

für mehrere Tage vorfand. Sie selbst nahm eine zweite, schwerer beladene Tasche über die Schulter, dann band sie den Säugling sorglich in ein wollenes Tuch, das sie sich umhing, denn sie wollte dem Gatten zum Schlachtfelde nachfolgen, und er wehrte es nicht. Das ältere Kind blieb in Kunos und Berchtas treuer Hut zurück, da es unvermögend so weit zu gehen, die Mutter behindert haben würde. Für das Gehöfte und die Herde sorgte der treue Kuno.

Beide küßten das schlafende Kind und nahmen Abschied von dem Knechte und seinem Weibe. „Diene treu deiner Herrin, auch wenn sie ohne mich heimkehrt!" sagte Dagobert.

„Ja, Herr, doch Wodan möge dich schützen und dich ruhmvoll heimkehren lassen zum heimischen Herd!" tönte dem Wegschreitenden der Gegenruf des Knechtes nach.

Klar spannte sich der Nachthimmel über dem Walde aus. Durch die dichtbelaubten Wipfel der Bäume zitterte des Vollmonds silberner Glanz. Leise rieselten die Waldbäche, es rauschten die Zweige, vom Nachtwinde bewegt, hier und da ließ eine Nachtdrossel ihre vereinzelte Stimme oder ein Specht sein eintöniges Picken hören.

Auf schmalen Pfaden aber, die den Wald durchkreuzten, kamen aus verschiedenen Himmelsrichtungen nächtliche Wanderer gezogen, Greise, Männer und Jünglinge, zu zweien, ganz allein oder in größerer Genossenschaft, bald in flüsterndem Gespräch, noch öfter schweigend. Sie alle waren hochragend und gewaltig von Bau und Gliedern, nur um den Leib bekleidet mit dem blau oder rot gefärbten Linnengewand, bewehrt mit Schild und Framea, großenteils auch mit dem um die Hüfte gegürteten Schwert.

Es war das Aufgebot des Gaues, das sich versammelte. Sie schritten einem Waldversteck zu, aus dem, umgeben vom dichtesten Gebüsche, eine Lichtung hell hervortrat. Auf kleiner Anhöhe inmitten derselben ragte eine mächtige, uralte Eiche empor; sechs Männer waren kaum imstande, mit ausgebreiteten Armen sie zu umklaftern, unter ihrem schützenden Laubdache konnten Hunderte von Männern sich versammeln, und ein jeder der Äste, die rings im Kreise sich ausdehnten, glich selbst wieder einem ansehnlichen Baume an Umfang. Sie umgaben im Kreise rings jüngere aus ihrem Samen emporgesproßte Eichbäume. Unter ihnen lagerten sich im Kreise die Ankömmlinge. Der Fackeln bedurften sie nicht; die glänzenden Mondstrahlen drangen wie helles Tageslicht durch die Zweige.

Schon dämmerte der Morgen, als Dagobert im Kreis der Versammlung anlangte. Der Führer des Gaus zählte die Mannen und zog, als er sie vollständig fand, mit ihnen weiter, um sich mit den sämtlichen cheruskischen Wehrmannschaften zu vereinen. Es wurde Abend, bis sie am festbestimmten Orte zusammentrafen. Dort wartete ihrer eine kurze Rast, doch keine Nachtruhe. Fürst Hermann teilte die Wehrmannschaften ab, gab Fußgängern und Reitern ihren

Platz, unterwies die Edelinge, welche die einzelnen Haufen führten, genau in der Richtung des Weges, in der Zeit und Art des Angriffs. „Varus," sprach er, „wird mit den Legionen aufbrechen, um die Taunusfestung und das nahe Aliso zu schützen. Sobald er das Lager verlassen hat, scharen auch wir uns nach Stämmen in Keildrungen und beginnen die Jagd auf den römischen Eber, dessen Hauer seit Jahren in unseren Eingeweiden gewühlt haben. — — In unsern heiligen Wäldern soll er uns erliegen! Haben wir nicht Stahlharnisch, so sollen unserer Eichen und Buchen Geäste, unserer Tannen Nadelzweige uns die Leiber schützen, unsere Framea aber und unser Ger werden Brust und Haupt der Römer trotz der Eisenrüstung treffen."

Da drang vom Waldesdickicht her ein grelles Hohnlachen, und eine Männerstimme rief: „Thoren seid ihr und folget einem Tollen, der die Römer verrät, euch aber ins Verderben stürzt!"

Aller Augen wandten sich nach der Richtung, aus welcher die Stimme erscholl. Aus dem Waldesdunkel kam dort ein ältlicher Mann auf falbem Rosse geritten. Er trug die funkelnde römische Rüstung, aber der hohe Bau und die riesigen Glieder zeugten für seine germanische Abkunft; grünlich graue Augen blitzten aus dem rötlichen Antlitz und unter dem Helm stahlen sich helle Haarlocken hervor.

„Es ist Segestes," riefen mehrere Stimmen; „der Fürst vom linken Ufer der Lippe."

„Ich bin's," rief er zurück; „euch zu warnen bin ich herzugeritten. Die Römer wolltet ihr angreifen, ihr, das einzige Volk auf dem Erdenrunde? Thoren und Tolle, die ihr seid! Soweit die Römer euch voran sind an Geist und Gesittung, soweit sind sie es auch in der Führung der Waffen. Verderben bringt euch der Widerstand gegen Rom, die Herrscherin des Weltalls. Werft die Waffen weg, gehorcht dem römischen Gesetze, macht euch der Römer Kunst und Wissen zu eigen, so werdet ihr leben, glücklich und friedlich!"

Doch ein tosender Sturm der Stimmen drang dieser Rede entgegen. „Nicht glücklich und friedlich wollen wir leben, aber frei und stark! Fort mit den römischen Künsten, den römischen Lastern! fort mit den römischen Ruten und Beilen!"

So wild drangen mit diesem Rufe die Männer und Jünglinge auf Segestes ein, daß Hermann sich dazwischenwerfen mußte, um den ältern Mann mit seinem eigenen Leibe vor Gewaltthat zu decken.

Die Aufregung zu dämmen, gab er den Schlachtplan kund. „Wir Cherusker folgen im Rücken und zur Linken, zur Rechten werden die Marsen den Weg verlegen, von vorn aber die Brukterer eindringen. Gleichzeitig müssen wir alle angreifen, doch erst dann, wenn die Römer die Schluchten des Wesergebirges

erreicht haben. Inzwischen schreitet behutsam vorwärts im Schutze des Waldes! Dann, wenn die Boten heransprengen und der Schlachtruf erschallt, stimmt ein, daß die Herzen der Römer vor Furcht erzittern! Drängt vor und fürchtet das blanke Römerschwert nicht! Werft die Framea und schwinget Schwert und Ger! Ihr streitet auf heiligem Boden, denn ihr kämpfet für das Land eurer Väter und eurer Kinder."

Als Hermann geendet hatte, rief eine Stimme aus der Schar der Wehrmänner: „Wer bürgt für Segestes? Er wird hingehen und uns den Römern verraten."

„Haltet ihn fest — er soll nicht lebend von hier weggehen!" stimmten andere bei und drangen wieder auf Segestes ein.

Hermann aber rief mit gewaltiger Stimme: „Ich bürge für ihn! Er hat aus Vorsicht, aus Liebe zum Frieden abgeredet vom Kampfe, aber Verräter kann ein Sohn Teuts, ein Fürst der Cherusker nicht sein. Seine Tochter ist mir verlobt — könnt ihr glauben, daß er den Eidam dem Römerbeile ausliefere?"

Zögernd wichen die Mannen zurück. Noch einmal grüßte Hermann mit den Worten: „Ziehet mutig vorwärts, Wehrmannen, im Teutoburger Walde sehet ihr mich wieder!"

Tausendfacher Zuruf antwortete dem herrlichen Jüngling. Er wandte sein Pferd und ritt mit Segestes hinweg. Eine warnende Stimme, stark wie Donnerrollen, rief aus den Reihen der Wehrmannen ihm nach: „Hüte dich vor deinem Schwäher! Wer die römische Sitte hochhält, der übt auch römischen Trug und Falschheit und Verrat."

Dagobert war's, von dem die Warnung kam. Hermann aber antwortete nicht mehr; fernher tönte nur der Hufschlag der Rosse, die ihn und Segestes eilend auf dem Waldpfade hintrugen.

---

## 2.

## Thusnelda.

Sie ist von Augen himmelblau,
Und golden das rötliche Haar,
Ein Barbarenkind, hoch über allen Puppen Latiums,
Wer sie malen will, muß Rosen und Lilien mischen.

In Schweigen verharrten anfangs beide Fürsten, als sie im nächtlichen Dunkel weiterritten. Endlich nahm Segestes grollend das Wort: „Du hast dich zum Haupt des leicht bethörten Volkes aufgeworfen. Es lauscht nur noch auf Kampfruf und hört nicht mehr auf die warnende Stimme."

„Ja, ich habe sie aus dem Schlummer wachgerufen," sprach Hermann; „keiner Warnung, nur der Ermunterung bedarf es noch, und Germanien wird frei werden von dem römischen Joche."

„Thor!" rief Segestes unwillig aus; „selbst wenn wahr würde, was unsinnige Hoffnung dir vorspiegelt — wenn es den vereinigten Stämmen gelänge, die unüberwindlichen Römer zurückzuwerfen: würde das zum Heile für Germanien werden? — Schau unsere Hütten an und vergleiche sie mit den römischen Palästen; vergleiche unsere Kleidung, unsere Waffen mit den ihren — auf welcher Seite ist der Ruhm hoher Bildung? Warum greifen wir ein Volk an, das uns überlegen, das zum Herrn der Erde bestimmt ist um seines hohen Sinnes willen?"

Auch Hermann war tief ernst geworden, als er antwortete: „Du denkst hoch von römischer Bildung, Segestes. Es sei dir verziehen, du hast Rom nie gesehen! du weißt nicht, welcher Pfuhl der Verdorbenheit sich birgt unter dem gleißenden Tande. Laß ihnen ihre Marmorpaläste, ihre Purpurgewänder und ihre Goldgefäße, uns aber bleibe unangetastet die reine Sitte, wie sie von den Vätern zu uns kam, und unser Volk wird noch leben und stark sein, wenn das der stolzen Römer längst untergegangen ist in der Fäulnis seiner Laster!"

Empörung erstickte seine Stimme, als er innehielt. Segestes aber hörte nur den Vorwurf heraus, daß er nie in Rom gewesen sei, und fühlte sich dadurch neu gedemütigt und verletzt. Hermann, so schien es ihm, stelle sich nur deshalb voran, weil er Rom, die Weltstadt gesehen, römisches Ritterrecht so jung schon erlangt habe; verblendet vom Schimmer der römischen Bildung begriff Segestes nicht, wie Hermann nur darum zum Führer der germanischen Volksstämme erwählt worden war, weil er die Kraft des eigenen Volks erkannt und sie wachgerufen hatte wider die fremden Herrscher. Längst eifersüchtig auf den Einfluß, den Hermann und sein Vater Siegmar im Cheruskerlande übten, wollte er lieber unter fremde Herrschaft sich beugen, als Einheimischen einen Vorrang gönnen.

Das Gespräch verstummte, bis sie nach scharfem Ritte bei Segestes' Wohnung ankamen. Dessen Familie war seit alten Zeiten eine der angesehensten und reichsten, aus denen zur Kriegszeit der Herzog gewählt zu werden pflegte. Doch sein Name war nicht so geachtet, wie der Siegmars und Hermanns.

Seine Tochter Tussinhilda — Thusnelda — war seit einigen Monden Hermann verlobt. War auch Segestes dem Eidam nicht hold und nicht erfreut über dies Ehebündnis, so hatte er doch keinen gültigen Einwand gewußt, um der ehrenvollen Ehewerbung, der alle Verwandten freudig zustimmten, sein Jawort zu entziehen. Aber schon reute ihn seine Zusage und er sann im geheimen darauf, wie er sie zurücknehmen und seine Tochter einem andern vermählen könne, am

liebsten einem Römer. Seinen einzigen Sohn Sigismund hatte er in der Colonia zum Priester Jupiters weihen lassen, statt ihn in den Waffen zu üben als künftigen Führer seines Volkes; war nun noch die Tochter einem Römer vermählt, so kannte sein Ehrgeiz nicht höheren Triumph.

Wie anders waren Hermanns Gedanken, während sie so schweigend nebeneinander ritten! Er kam, um vor dem Kampfe Abschied zu nehmen von der Verlobten und zugleich den Zwiespalt mit ihrem Vater auszugleichen, ihn zu gewinnen für den gerechten und heiligen Kampf der Befreiung.

Die späte Herbstsonne stieg am Morgenhimmel auf, als die beiden Fürsten bei Segestes' Behausung ankamen.

Sonst pflegten die Germanen nicht Steine, sondern das Holz ihrer Wälder zum Bau der Wohnungen zu verwenden, die den Römern gar ärmlich erschienen, verglichen mit den stolzen Palästen Roms und den gewaltigen Bauten jeglicher Art, welche die Arme unterworfener Völker unter Blut und Thränen für sie aufführten. Gleichwohl schützten diese bescheidenen Häuser freier Germanen vor dem Eindringen des Schnees und der Kälte, wie der deutsche Winter es nötig machte, sie waren zweckmäßig für die Viehzucht und geräumig. Gesondert standen Stadel und Ställe für die Rinder-, Schaf-, Schweine- und Gänseherden. Das Haus enthielt noch einen Keller zu Aufbewahrung der Früchte und Vorräte, einen unterirdischen Raum zum Weben für die Frauen, und für die Bewohner abgesonderte Wohn- und Schlafgelasse, über diesen unter dem Dach noch einen gesonderten Raum. Größer und geräumiger waren die Häuser der Reichen, enger die der ärmeren Freien gebaut; die Hütten der Leibeigenen endlich, gerundet wie große Bienenkörbe, waren noch einfacher; das Strohdach, das auch die größeren Häuser hatten, schloß sich dort ohne Decke über dem niedrigen bewohnten Raum. Doch war im Innern der Hütte eine Zwischenwand, die Menschen und Tiere trennte.

Auch des Segestes Haus war ursprünglich wie das anderer Germanen erbaut, nur geräumiger, größer. Rötliche Farbe gab den Wänden nach außen ein freundliches Ansehen. Seit aber Segestes angefangen hatte, nach römischer Bildung und Sitte zu streben, hatte er sein einfaches Haus, um das sich die Hütten der Leibeigenen reihten, mit Mauern, Türmen und Wällen nach Art römischer Festungen umgeben lassen. Er. strebte danach, inmitten derselben das germanische Haus allmählich in eine römische Villa umzubauen und Varus zu vermögen, daß er ihm römische Arbeiter überlasse, denn die Deutschen vermochten zwar die Mauern für seine Festung aufzuführen, aber ein römisches Haus aufzubauen verstanden sie nicht.

Beim Anblick der Festungsmauern, die eben erst vollendet worden waren,

blickte Hermann sinnend auf Segestes. Die Frage: „Wozu diese Mauern, die dir den Blick auf deine weidende Herde, auf das grünende Feld und den Wald wehren?“ drängte sich abermals, wie schon bei früherem Besuche auf seine Lippen. Segestes, der stolz auf seine Festung war, entgegnete mürrisch: „Wie kannst du fragen, der du in Rom warst, wozu Festungen dienen?“

„Für die Römer mögen Burgen und Festungen nötig sein,“ antwortete Hermann, „wir aber brauchen keinen Schutz gegen unsere Volksgenossen. Zur Vertreibung der Römer dagegen helfen uns weder Mauern noch Festungen.“ Doch er wartete die Antwort des erzürnten Segestes nicht mehr ab, denn er erblickte seine Verlobte, die mit den Mägden des Hauses vom morgendlichen Bade in dem vorüberfließenden Bache herkam.

Es war eine schöne, hochgewachsene Jungfrau mit blauen Augen und goldglänzenden Haaren, von wunderbarer Hoheit und natürlicher Anmut, der Lilie gleich, die am klaren Waldbache aufwächst und ihr Haupt in den sonnigen Lüften wiegt; sie hatte nicht, wie die Frauen der entarteten Römer, erst vielfacher Künste nötig, um einem frühverwelkten Antlitz trügerischen Jugendschein zu geben.

Nicht üppige Schauspiele, wie römische Frauen sie besuchten, hatten ihre Seele mit farbenreichen Bildern erfüllt. Einfach war das Leben der germanischen Fürstentochter, der Pflicht und schlichter Frauenarbeit gewidmet; sie verschmähte nicht, die Mägde zu beaufsichtigen und zu lehren. Doch hohe Gedanken hegte die Jungfrau in der Seele, wie sie das Rauschen der Eichen im heiligen Haine, der Glanz der auf- und niedergehenden Sonne und der Gestirne über dem stillen, schweigenden Erdenrunde, das Rieseln des klaren Baches, das stille Sprossen und Wachsen des Kornfeldes und der blumige Schmuck der Heide ihr weckten.

Ein linnenes Unterkleid, darüber ein blaues Gewand aus weicher Lämmerwolle, von ihr selbst gesponnen, gefärbt und gewoben, hüllte die jugendliche Fürstin ein. Bloß bei festlichen Gelegenheiten pflegte sie eines der römischen Gewänder anzulegen, womit der Vater sie beschenkt hatte. Nur die Länge des Gewandes, das bis zu den Knöcheln herabfloß, während es bei leibeigenen oder ärmeren freien Weibern, die das Feld selbst bebauten, nur bis zum Knie zu reichen pflegte, dazu der Besatz aus zartem, weißem Pelze, der mit Silberfäden durchwobene Gürtel und ein Stirnband von gleicher Art zeigten den vornehmen Stand der Jungfrau.

Ein sinnender, fast trauriger Ernst beschattete das blühende Antlitz Thusneldas, während sie auf das Haus zuschritt; doch er verschwand, und ein strahlendes Lächeln erhellte ihre Züge, als sie Hermann mit ihrem Vater erblickte.

Mißmutig schaute Segestes zu, wie die Verlobten sich freudig begrüßten.

Ungeduldig winkte er Hermann, ins Haus zu treten, wo er das Frühstück aufzutragen befahl, den Gast nötigte, sich zu Tische zu setzen, und dadurch die Unterredung der Verlobten unterbrach. Wie in allen wohlhabenderen Häusern war das Gemach, in das sie traten, durch eine Bretterwand abgesondert von dem anstoßenden, in dem die Knechte speisten. Ein großer Herd, der sich an der Rückwand hinzog, erwärmte die beiden Räume. Auf einem schmalen, rings um denselben an der Wand befestigten, schön geglätteten und bemalten Brette waren kunstvolle Gefäße von Erz, Trinkhörner, in Silber gefaßt, mit hellen Farben bemalte thönerne Schüsseln und geschnitztes hölzernes Geschirr aufgestellt.

Gegenüber dem Herde, an der anderen Langseite des Gemaches, stand der große, von dunklem Eichenholz gearbeitete Tisch, um den sich nicht eine Bank wie in der Knechtstube, sondern einzelne Stühle, einer um den andern reihten, so viele als der Tisch Gäste fassen mochte. Schön geschnitzt von Eichenholz, dem Tische gleich, waren einige; andere mit Armlehnen, wie Körbe oder Schilde aus starkem Weidengeflecht gefertigt. Am obern Ende des Tisches aber prunkten zwei römische Ruhesessel, von Segestes kürzlich im Standlager teuer angekauft; ihre geschwungenen Füße zwar waren vom einheimischen, schön geglätteten Holze des Ahorns geschnitzt, denn es lohnte sich für den Händler nicht, in das waldreiche Germanien Holz vom Ölbaume, von der Cypresse und von den Cedern des Libanon zu bringen, aber über Sitz, Lehne und Arme breiteten sich Polster, mit germanischem Gänseflaum gestopft und mit Purpursamt bedeckt.

Doch diese Sessel, die Segestes im Triumphe nach Hause gebracht hatte, waren wenig im Einklang mit den übrigen Einrichtungen des germanischen Hauses. Fremd nahmen sie sich aus neben den Rohrgeflechten und den Eichenstühlen, dennoch war Segestes stolz auf sie — hatten sie doch die Ernte eines Sommers gekostet. Er nötigte Hermann auf den einen, während er selbst den andern einnahm.

Jetzt kam das Frühstück, das Thusnelda mit zwei jungen Mägden auftrug. Es war nicht karg; neben dem Hirschziemer stand die Rinderkeule, darauf folgte als Braten eine Gans mit zwei Tauben, und zum Schlusse ein frischer Schinken. Kresse, Rettiche, Gemüse und Salat aller Art, wie sie in Deutschland wuchsen, wurden daneben aufgestellt; denn früh morgens nahmen die Germanen die Hauptmahlzeit ein. Als aber die Fürstentochter als Getränke das selbstgebraute Bier auffstellte, rief Segestes unwillig: „Fort mit dem schalen Tranke — bring ihn den Knechten! — Ist nicht eine Amphora Weines noch im Keller?“

Bald erschien Thusnelda wieder in Begleitung einer Magd, welche die Amphora trug, das steinerne, zweihenklige Gefäß, worin die Römer — wie wir in Flaschen — den Wein abzuziehen und aufzubewahren pflegten. Segestes

schälte den Gipsguß ab, der es verschloß, und schenkte die Trinkhörner voll. „Diesen Göttertrank haben uns die Römer gebracht," sprach er mit Bedeutung.

„Mich dünkt," versetzte Hermann, „er wird auch auf deutscher Erde gedeihen."

Segestes entgegnete nichts hierauf; er begehrte, nachdem er die Nacht durch geritten war, zu ruhen und legte sich nach beendetem Frühmahl auf das Lotterbett nieder, das in der Ecke des Gemaches stand; ein glänzend schwarzes Bärenfell war auf vier aus Eichenholz geschnitzten Füßen ausgespannt.

Hermann fühlte kein Verlangen nach Ruhe. Während Segestes schlummerte, wandelte er mit Thusnelda den kühlen, stillen Wald entlang. Vieles hatten sie zu besprechen, denn auf Leben und Tod nahm Hermann heute Abschied. Er konnte vor der entscheidenden Schlacht nicht mehr hierherkommen.

Thusnelda verstand den Helden; mit ihr konnte er über den großen Völkerkampf sich besprechen, der nahe am Ausbruch stand.

Doch Fürst Hermann durfte jetzt nicht ruhig im Hause der Verlobten verweilen; noch vieles gab es für ihn vor dem nahen entscheidenden Tage auszurichten, darum nahm er Abschied, ehe die Sonne zur Mittagshöhe stieg. Noch schlief Segestes nach dem nächtlichen Ritte, und er wollte ihn nicht wecken. Statt des Vaters begleitete Thusnelda den Verlobten über die Schwelle. „Wird dein großes Werk gelingen? Wie, wenn du den Römern verraten würdest?" fragte sie bange, als er zuletzt Abschied nahm auf Leben und Tod.

„Sei getrost," antwortete Hermann, indem er sein Roß bestieg, „ob auch Tausende um das Vorhaben wissen, unter den Germanen ist kein Verräter!" Mit diesen Worten sprengte er hinweg.

Schweren Herzens schaute die Verlobte ihm nach — hatte sie es aussprechen können, was sie im Herzen barg? „Ein Verräter lebt in germanischen Landen — und der Verräter ist mein Vater!"

Hermann war längst in der Ferne, als am Abend des Tages Segestes die Tochter zum stillen Gespräche in das innere Gemach rief. Draußen in der Knechtestube hantierten geräuschvoll die Mägde, die häusliches Geräte und Geschirr reinigten. Um so unbelauschter konnte sich im innern Raume der Vater mit Thusnelda besprechen.

„Hat Hermann von dem Kampfe gesprochen, den er vorhat?" eröffnete er fragend die Unterredung, indem er sich in einen der Römersessel niederließ.

„Ich weiß alles, Vater," antwortete sie.

„Nun denn, Thusnelda," fuhr Segestes eifrig fort, „du bist verständig über deine Jahre; sage selbst, ob wir Germanen einen Kampf mit den Römern wagen können, wie Hermann ihn unternehmen will?"

„Hermann hofft auf den Sieg," versetzte Thusnelda.

„Er hofft darauf, ja!" rief Segestes, wild auflachend aus; „aber auch angenommen, er hoffe nicht vergebens — was gewinnen wir damit?"

„Die Freiheit," antwortete die Tochter, „dazu die Reinheit der Sitten, die Gesundheit des Leibes und der Seele, welche die Römer uns vergiften."

„Thörin!" erwiderte Segestes aufbrausend; „wir bleiben in der angeerbten Barbarei und verlieren die Gelegenheit, von den hochgebildeten Römern römische Weisheit, römische Kunst und Sitte anzunehmen! — Du selbst, sage, wenn einer der stolzen, hochangesehenen Römer um dich würbe, dich als deine Gattin heimzuführen in die Stadt Cäsars und Augustus', wo ewiger Sommer grünt, würdest du nicht hocherfreut sein?"

„Der ewige Sommer Roms ist mir fremd," antwortete Thusnelda; „unser Sommer ist schön unter den grünenden Eichen und Buchen, im Winter aber flackert traulich unser Herdfeuer. — Doch wir wechseln unnütze Worte. Hast du mich nicht in Gegenwart aller Verwandten Hermann verlobt?"

„Und wenn ich dennoch das Verlöbnis auflöste, wenn ich dich einem Römer vermählte, wer wollte mich hindern?" rief Segestes zürnend aus.

„Du, ein deutscher Fürst, wolltest dein Wort zurücknehmen? und wenn auch, so halte doch ich, deine Tochter, mein Versprechen!" erwiderte Thusnelda.

Abermals brauste Segestes wild auf. „Wenn Hermann niedergeworfen ist von römischer Macht, dann halte dein Versprechen dem Toten!" rief er schäumend vor Wut; „morgen gleich schicke ich dich unter gutem Geleite nach der Colonia am Rhein, wo dein Bruder Sigismund auf dich achthaben soll, damit Hermann, der Cherusker, dich nie wieder spreche!" Er rief nach seinem Rosse und ritt hinweg, ohne noch ein Wort an die Tochter zu richten.

Wohin er ritt, wußte niemand, Thusnelda nur konnte es ahnen. Was sie längst gefürchtet, hatten seine heutigen Worte ihr enthüllt. Sie zweifelte nicht, daß Segestes ins Standlager reite, um die über alle deutschen Gaue verzweigte Verschwörung an Varus zu verraten. Konnte sie, die Tochter, den Vater der Rache der Deutschen überliefern? wenn sie aber schwieg, mußte sie es dann nicht geschehen lassen, daß er ihren Verlobten auslieferte und alles, was Hermann zur Befreiung des Vaterlandes ins Werk gesetzt hatte, zerstörte?

In schlafloser Nacht erwog sie diese Frage. Ehe der erste Sonnenstrahl morgens das Haus grüßte, verließ sie das Lager und eilte flüchtigen Fußes, ohne Begleitung, denn die Germanin kannte keine Furcht, den stillen Waldpfad entlang nach Wodans heiligem Eichenhaine. Dort wollte sie die Götter anrufen, das Werk der Befreiung zu fördern und vor Verrat zu schützen; sie selbst konnte nichts dazu thun, denn klar war's in ihrer Seele geworden: mochte daraus auch

Unheil kommen, sie durfte den Vater nicht anklagen, ihn nicht dem gerechten Zorne der Männer des Gaues ausliefern.

Jetzt hatte sie den Hain erreicht und warf sich dort im stillen, grünen Dunkel, das die Strahlen der Morgensonne golden durchblitzten, auf die Kniee. Nicht in Worten betete sie, aber ihre Seele war erfüllt von sehnsüchtigem Verlangen nach göttlicher Hilfe. Hoffend erhob sie den Blick zum Blau des Himmels, das durch die Eichenwipfel blickte.

Unferne rauschte es in den Büschen, und in den Hain trat raschen Schrittes ein junger Mann in langem, schimmernd weißem Gewande. Die Jungfrau sprang auf, hochaufatmend, aber noch hielt sie sich zurück. War er es wirklich, dessen Ankunft sie jetzt ahnte?

Der Jüngling trug eine weiße Binde um die Stirne, das Abzeichen eines römischen Priesters. Inmitten des Haines stehend, dort wo der aus Steinen erbaute Altar stand, riß er heftig die Binde vom Haupte, zerriß sie und schleuderte sie auf den Altar. Eine weiße Stirne, blaue Augen, ein germanisches Antlitz leuchteten aus kurz abgeschnittenen, blonden Locken hervor.

„Sigismund!" rief die Schwester hervorstürzend. „Thusnelda!" antwortete der Bruder, sie umfassend.

„Du bist hier, Sigismund?" fragte die Schwester staunend, als sie endlich zum Worte kam.

„Bin ich denn nicht ein Sohn Teuts?" fragte der Jüngling zurück; „alle Gaue sind in Bewegung, von Hermann aufgerufen, das Vaterland zu befreien. Ich sah die Waffen rüsten, sah nächtens die Männer hinziehen, da ergriff's mich mit Gewalt, ich entfloh dem Tempel Jupiters, um mich zum Kampfe zu stellen für das Land meiner Väter. — Ich komme doch nicht zu spät? Sage, Schwester! — Dich treffe ich hier zur frühen Morgenstunde im stillen, geweihten Haine — hat etwa die Schlacht schon begonnen? Ist der Vater schon mitgezogen?"

„Nein, Sigismund," versetzte die Jungfrau, „du kommst zur glücklichsten Stunde — von den Göttern dem Vater zum Retter gesandt."

„Wie meinst du dies?" fragte der Jüngling befremdet.

„Verraten will unser Vater Hermanns Anschlag den Römern und das Werk der Befreiung vernichten. Du, Sigismund, sollst Hermann nacheilen, ihn zu warnen, zuvorkommen soll er dem Verrat, sich retten und sein Volk, ja auch unsern Vater bewahren vor den Geißeln der Reue, die seine Seele zerfleischen müßten!"

Sie blickte auf die Sonne, die hinter den Bäumen jetzt völlig emporgestiegen war, und fuhr fort: „Der Morgen rückt vor, ich werde zu Hause vermißt; laß uns heimwärts gehen, auf dem Wege will ich dir über alles berichten!"

Der Jüngling war's zufrieden; noch einmal hob er mit andächtigem, stummem

Gelübde die Arme zum Himmel empor; dann schritt er den Waldpfad entlang, an der Seite der Schwester, die jetzt ihr volles Herz ausschütten durfte, ohne die Pflicht gegen den Vater zu verletzen.

In dem väterlichen Gehöfte, von Segestes zur Burg umgeschaffen, war alles rege, als sie zurückkamen. Segestes war nicht heimgekehrt; darum erschien Eile nötig, und Sigismund gönnte sich, nachdem er alles gehört hatte, nur Zeit, ein Frühstück einzunehmen und das römische Priestergewand mit einem einfachen germanischen Linnenrock und rotwollenen Mantel zu vertauschen, die sein Vater nicht mehr trug, da er auch in der Kleidung sich den Römern angeschlossen hatte; ein altes Schwert, ein geflochtener Schild, Framea und Ger vollendeten seine Ausrüstung. Dann ließ er sich ein Roß vorführen und ritt hinweg, um Hermann aufzusuchen, der seiner Verlobten Mitteilung über den Weg gemacht hatte, den er nehmen wollte.

---

## 3.

## Der Verräter.

Laßt den Namen Segest den Gesang nicht nennen!
Weihet ihn schweigend der Vergessenheit,
Daß über seiner Asche sie
Ruhe mit schwerem Fittig!

Segestes war auf dem Wege nach dem römischen Standlager. Schon früher hatte er wiederholt Varus vor Hermann gewarnt, doch vergeblich. Teils in stolzer Verachtung, teils weil er Segestes' Absicht durchschaute, sich in Gunst zu setzen, indem er Hermann verdächtigte, hatte Varus alle Andeutungen unbeachtet gelassen. Daß die römische Herrschaft nicht eben beliebt sei, daß nur gezwungen die Deutschen sie ertrugen, wußte er ja selbst schon zuvor. Jetzt aber hatte Segestes ganz bestimmte Nachrichten, mit denen er sich den Dank des Statthalters nicht nur, sondern eine Belohnung vom Kaiser selbst verdienen mußte.

Schon war es spät in der Nacht, als er ankam. Dennoch wagte er noch mit der wichtigen Botschaft, die er brachte, in der Villa des Statthalters sich melden zu lassen. Verwundert öffnete der Ostiarius dem späten Besucher die Thüre und wies ihn an, im Vestibulum zu warten, bis er dem Herrn die Nachricht gebracht habe.

„Sage ihm gewiß, daß ich eine Botschaft von dringender Wichtigkeit bringe!" rief Segestes dem Abgehenden nach.

Lange währte es, bis der Thürhüter zurückkam. Ungeduldig durchmaß inzwischen Segestes das Vestibulum mit raschen Schritten und stand endlich stille, um die Marmorstatuen zu betrachten, auf welche zwei Kandelaber mit mehreren Lampen ihr volles Licht ergossen. Endlich ertönte ein Schritt; der Ostiarius kehrte zurück. „Fürst Segestes," meldete er, „Varus hat einen Kreis vertrauter Freunde um sich und kann einen Fremden jetzt nicht zulassen. Morgen ist er bereit, nach dem Bade deine Botschaft zu empfangen."

„Um aller Götter willen!" rief Segestes; „er muß mich heute noch hören, es gilt sein Leben und den Lorbeerkranz, den Varus einst, nach Rom zurückkehrend, sich um die Stirne zu schlingen begehrt. Melde ihm dies!"

Mit sichtlichem Unwillen nur gehorchte der Pförtner und kehrte zurück nach dem hell erleuchteten Gemache, wo Varus mit seinen Gästen, acht an der Zahl, auf üppigem Ruhebett um den Tisch gelagert war. Das Mahl war abgetragen und der Wein perlte in den Krystallbechern; frische Blumenkränze schmückten die Häupter der Zecher, die jetzt einem Schauspiele lauschten, das in einer Rotunde, die an den Saal angebaut war, von römischen Mimikern aufgeführt wurde.

Nur zagend wagte der Ostiarius, in diesem Augenblicke Varus zu nahen. Doch Segestes hatte von dringender Gefahr gesprochen; darum ersah er eine Pause, da der Held des Stückes abtrat und eine neue Scene begann, um, nahe an den Hausherrn herantretend, ihm die Botschaft des deutschen Fürsten mit gedämpfter Stimme zu melden.

Unangenehm gestört fuhr Varus aus der lässig ruhenden Lage halb empor und rief: „Der Unhold! wagt er mich noch tief in der Nacht zu stören? Geh, sag ihm, Varus kenne den Inhalt seiner Botschaft, sie beunruhige ihn nicht! — Segestes möge sich ruhig niederlegen, bald werde von neuem Siege der römischen Adler an den Cäsar Augustus zu berichten sein. — Morgen erwarte ich die sämtlichen Fürsten der Germanen zur Cena um die zehnte Stunde des Tages. Auch Segestes möge kommen, dann werde ich Zeit finden, seiner verspäteten Botschaft ein geduldiges Ohr zu schenken."

Auf der Scene gegenüber rauschte der Purpurvorhang wieder auf, ein neuer Akt begann; ungeduldig winkte Varus dem Sklaven sich zu entfernen, denn mit Augen und Ohren war jetzt seine Aufmerksamkeit wieder beim Schauspiele; auf der Scene traten zwei der besten Mimiker auf.

Der Ostiarius ging, um dem ungeduldig harrenden Cheruskerfürsten die Antwort des Statthalters zu überbringen. Wortgetreu meldete er dieselbe.

Segestes traute seinen Ohren kaum. War's möglich? Konnte Varus schon genau von Hermanns Vorhaben, von dem Netz der Verschwörung in den gesamten germanischen Landen unterrichtet sein? Segestes selbst, der sich seinen

Volksgenossen völlig entfremdet hatte, war erst in jüngster Zeit zur vollen Kenntnis dessen, was vorbereitet wurde, gelangt. Doch, da Tausende um das Geheimnis wußten, konnte ja wohl ein Verräter unter ihnen sein. Dem Manne, der sein Volk und seine Blutsverwandten verriet, mochte das nicht unwahrscheinlich erscheinen.

Er stand so versunken in diese Gedanken, daß erst eine ungeduldige Mahnung des Ostiarius, der, obwohl römischer Hausssklave, doch dem germanischen Fürsten gegenüber eine stolze Haltung annahm, ihn erinnerte, daß er das Haus verlassen müsse.

Er kehrte sich um; geräuschvoll schloß der Ostiarius hinter ihm ab, als er den von korinthischen Säulen getragenen Portikus verließ. Weiter schritt er durch die dunkelnden Gassen, noch immer versunken in grübelndes Sinnen. Wenn Varus alles schon wußte, dann war es freilich vorüber mit all seinen Hoffnungen auf den Verräterlohn! Seine Mitteilungen hatten keinen Wert mehr für die Römer, nur seine Treue konnte er noch dadurch bewähren. Daß Varus in solcher Gefahr ruhig beim Gelage und Schauspiel verweilen mochte, erschien ihm wohl einen Augenblick unbegreiflich, aber es war doch für Segestes nur ein weiterer Beweis von der Siegeszuversicht der stolzen Römer, die sich auch vor der gesamten Macht der Germanen nicht zu fürchten brauchten.

Unter diesen Gedanken ging der Cheruskerfürst auf eine der römischen Tabernen zu, aus der noch spätes Licht schimmerte. Soldaten saßen dort mit dem Würfelbecher bei deutschem Biere und römischem Weine. Mit frechen Mienen schauten sie dem Eintretenden entgegen. Auch der römische Schenkwirt beeilte sich nicht sehr, ihm entgegenzukommen. Er machte mit den Achseln eine abschlägige Gebärde, als der Cheruskerfürst Nachtlager verlangte. Erst als Segestes nachdrücklich betonte, daß er, auf den morgenden Tag von Varus zur Tafel geladen, nur heute den Statthalter nicht mehr stören wolle, wurde der Wirt höflicher, brachte ihm auf sein Verlangen Wein aus Rhätien, Brot und gebackene Fische und führte ihn zuletzt nach einem kleinen Gelasse, wo ein Lager bereitstand.

Segestes warf das Obergewand ab, löschte die Lampe und legte sich nieder. Das Bett war schmal und hart, kaum konnte er sich darin umwenden; ganz anders ruhte es sich bei ihm zu Hause, wo die am Bache genährte Gänseherde und der Vorrat von Pelzen aller Art die sämtlichen Bettstätten mit warmen Kissen und Decken versorgten. — Doch, er ruhte unter römischem Dache; dies entschädigte ihn für jede Entbehrung, und noch im Einschlummern überlegte er sich, wie er seinen Mitteilungen an Varus noch einen Wert der Neuheit geben könnte. Er dachte nicht daran, daß Varus nur von dem Aufstand der Chatten benachrichtigt war, daß er des Segestes Mitteilungen hierauf bezog und darum als verspätet verachtet hatte.

Nein, unter den Tausenden, die seit Monaten um Hermanns Vorhaben der Befreiung wußten, war außer dem Fürsten Segestes nicht ein zweiter Verräter gewesen.

Am folgenden Tage war große Bewegung im Standlager. Die Legionen rüsteten sich zum Aufbruch nach dem Land der Chatten, welche bis zum Weserthale, der Grenze des Cheruskerlandes, wohnten. Varus selbst war eifrig beschäftigt, den römischen Anführern alle nötigen Befehle zu erteilen. In stolzer Sicherheit war er ferne, von einer ernstlichen Gefahr zu träumen. Der Aufstand war ihm sogar nicht unlieb, denn dieser kleine Krieg, der bald beendigt sein mußte, gab ihm Gelegenheit, die kriegerischen Lorbeeren zu erwerben, ohne welche er einst bei seiner Rückkehr nach Rom keinen Anspruch auf einen Triumphzug machen konnte. Er ordnete daher den Zug mit möglichster Rücksicht auf Schonung der Truppen und noch mehr auf seine eigene Bequemlichkeit und auf die seiner Hauptleute und Kohortenführer an. Zahlreiche Saumrosse und festgezimmerte Karren wurden mit Lebensmitteln für das Heer beladen. Andere trugen Körbe mit köstlichen Südfrüchten, Gewürzen, versiegelten und vergipsten Amphoren mit Weinen von Sizilien und von Griechenland, Fässern mit Honig und Sirup, Schläuchen mit geräucherten, gesalzenen und auf verschiedene Weise gewürzten seltenen Fleischarten für die Tafel des Varus und der übrigen vornehmen Römer. Dann wurden die prächtigen Zelte aufgepackt, Teppiche von Smyrna und Damaskus, Ruhesessel mit Purpurpolstern, Kisten mit frischen Gewändern.

Doch nicht nur für die Tafel und das Nachtlager sorgte Varus; er überlegte, daß der Aufenthalt im feindlichen Lande vielleicht mehrere Monate dauern könne. Die Germanen waren hartnäckig und ausdauernd im Widerstande, und er durfte das Land doch nicht verlassen, ehe es völlig zur Unterwerfung gebracht war. Wie sollte er sich und den andern vornehmen Römern die langen Abende kürzen, während die gemeinen Soldaten Tag und Nacht die Grenzen des waldigen Landes bewachten? Darum ließ Varus auch seine Schauspieler, seine Tänzerinnen, seine Flötenbläser und Lyraspieler zum Zuge sich rüsten und Wagen und Zelte für sie mitführen, da sie die Anstrengungen der Soldaten nicht auszuhalten vermochten.

So mannigfach in Anspruch genommen, konnte Varus auch im Laufe des Tages Segestes kein Gehör schenken. Am Abende waren die Fürsten der Cherusker, der Brukterer, der Marsen, Usipeter, Amsivarier, Chasuarier, Chattuarier und Sigambrer zur Cena geladen; auf sein Aufgebot hatten sie alle im Standlager sich eingefunden. Nur Hermann war nicht unter ihnen.

Erst während der Pausen des Mahles gelang es Segestes, eine geheime Unterredung bei dem Statthalter zu erlangen. Fast mißmutig stand Varus auf,

hob den Purpurvorhang einer Thüre und trat mit Segestes in ein matt erleuchtetes Gemach, worin ringsum an der Wand Ruhebetten liefen. Auf eines derselben warf sich Varus, indem er durch eine Handbewegung Segestes einlud, ein Gleiches zu thun.

Kaum verstattete der ungemessene Respekt, den er für den römischen Statthalter empfand, dem deutschen Fürsten, der Einladung nachzukommen. Doch um sich ganz als Römer zu gebärden, bezwang er sein Gefühl und legte sich in bequemer Haltung auf das Ruhebett nieder, während er noch einmal seine Gedanken ordnete, um Varus genauen Bericht zu erstatten.

Gleichgültig, mit halbgeschlossenen Augen, als wäre er gelangweilt, hörte Varus ihn an. Unsinnig, thöricht, zum mindesten unwahrscheinlich deuchte ihm anfangs die Anklage, die Segestes wider Hermann vorbrachte. Allmählich aber wurde er aufmerksamer; des Segestes Bericht hatte ein überraschendes Gepräge der Wahrheit für sich. Aber diese Wahrheit klang trostlos, ja fürchterlich! — Waren in der That alle germanischen Völker im Aufstand begriffen, dann stand Varus ein harter, blutiger Kampf bevor.

Erbleichend vergaß der Statthalter seine Würde und richtete sich halb auf dem Ruhebette auf. „Wen hast du mir zum Gewährsmann für deine Anklage?“ fragte er mit rascher, fast heiserer Stimme.

„Zeugen habe ich keine, o Varus,“ versetzte Segestes, „sie alle, Fürsten und Völker, sind verbündet wider dich. Ich allein halte dir und dem erhabenen Imperator die Treue.“

„Du hast keinen Zeugen?“ wiederholte Varus tief erleichtert; „unter Tausenden, die um die Verschwörung wissen müßten, sollte nicht einer sein, der deine Aussage bestätigen möchte?“

Segestes verneinte; ihm selbst aber trat in diesem Augenblick die Röte der Verlegenheit, ja der Scham ins Antlitz, er empfand die wegwerfende Mißachtung in Varus' Tone. „Doch,“ fuhr er sich aufraffend fort, „warum fragst du nach Gewährsmännern und Beweisen? Du hast keine Zeit zu verlieren — in deinem Hause sind jetzt alle Fürsten und Herrscher versammelt, warum ist Arminius nicht unter ihnen? Wohl weiß ich, was ihn fernehält, ihn, den sie als Herzog auf den Schild gehoben haben — lege sie in Fesseln, mich mit ihnen! Ihrer Führer beraubt werden die Wehrmannschaften vom Kampfe abstehen, oder wenn wenige verwegen die Waffen erheben, so wird es dir leicht sein, sie zu überwältigen, und Armin selbst wird als einzelner nichts vermögen.“

Varus verharrte einen Augenblick in Schweigen. Der Rat, den Segestes gab, war überraschend, einleuchtend. In seiner Hand waren die Häupter der vielköpfigen Hydra, ein Schlag, und die Gefahr war beseitigt. — Einen Augenblick

schwankte er. Da hob sich der Purpurvorhang, und Armins leuchtende Jünglingsgestalt trat ins halbdunkle Gemach. Er hatte bis jetzt gefehlt bei dem römischen Mahle, denn er hatte die Gaumannschaften der Cherusker in Keildrungen zu ordnen. Doch von Sigismunds Botschaft aufgeschreckt, war er mit fliegender Mähne seines Rosses nach dem Standlager geeilt, um durch seine Gegenwart womöglich des Segestes Verrat noch zu hindern.

„Du hast nach mir gefragt, Quintilius? Hier bin ich," sprach er, den Statthalter grüßend.

Kaum traute Varus seinen Augen. Wenn Segestes Wahrheit sprach, wie konnte dann Arminius es wagen, im römischen Standlager zu erscheinen? Mußte er nicht sich verraten glauben, er, der die feindliche Gesinnung seines Schwiegervaters kannte, seine Eifersucht und sein Streben, den Dank der Römer zu erwerben?

„Du wagst, hierherzukommen, Arminius?" fragte Varus, schwankend in Zweifeln.

„Wage ich denn Besonderes?" versetzte der junge Cheruskerfürst mit kühnem Lächeln; „war ich nicht oft schon hier und wurde freundlich empfangen von dir, Quintilius, der die Majestät des Cäsar Augustus im germanischen Lande vertritt?"

Diese kühnen, zuversichtlichen Worte verfehlten des Eindrucks auf Varus' schwankende Seele nicht. Sentius Saturninus und er selbst, Varus, waren gesandt worden, um die schon unterworfenen Stämme der Germanen durch weises, friedliches Walten unter die Sitten und die Gesetze der Römer zu beugen. Wenn Varus nun auf den Vorschlag des Segestes einging, beleidigte er die germanischen Fürsten unversöhnlich und zerstörte auf Jahrzehnte hinaus das Vertrauen. Augustus mußte dann seiner Ungeschicklichkeit zürnen, und er wurde in Ungnade abberufen. — Nein, wie sollte er selbst so blind gegen eine unter seinen Augen angezettelte Verschwörung gewesen sein? Wie sollten die bis jetzt von den Römern besiegten Germanen angesichts dreier Legionen solche Kühnheit finden? War es möglich und glaublich, daß die verschiedenen Stämme, die so viele Streitigkeiten unter sich hatten, die sich stets mit eifersüchtigen Augen betrachteten, zu solch einträchtigem Handeln sich verbanden — ohne daß er selbst auch nur das geringste davon wahrgenommen hätte?

Mit lächelnden Mienen stand Hermann vor ihm. „Weißt du denn, Arminius, daß du keinen schlimmeren Feind in römischen Landen hast, als den Segestes? Denke, daß er noch eben mich vor dir gewarnt hat!" redete Varus in raschem Tone den jungen Cherusker an.

„Daß Segestes mich haßt, obwohl seine Tochter mir verlobt ward, ist mir nicht neu," versetzte Hermann unbefangen; „er neidet mir die Gunst Cäsars. Wie mag er dir jetzt eben vor mir und meinen nackten Cheruskerscharen bangegemacht haben!"

Segestes wollte antworten, doch Varus begehrte in den Saal zurückzukehren, darum schnitt er weitere Streitreden der Fürsten ab mit den Worten: „Genug des Scherzes, Arminius, kehre zurück in den Saal, ich folge dir sogleich!“

Er erhob sich vom Ruhebett; in sein Herz war die alte stolze Zuversicht zurückgekehrt, und er sprach zu Segestes: „Auf das Zeugnis eines einzelnen kann ich nicht eine Reihe von Fürsten gefangennehmen, die auf meinen Ruf hierhergekommen sind. Es mögen Unzufriedene unter ihnen sein, die gerne mit den Chatten den Schild erhöben, aber angesichts meiner Legionen wird ihre Kühnheit schwinden. — Ich glaube nicht an die Verschwörung, von der du wissen willst, Segestes, und wenn sie bestände, so fürchte ich sie nicht.

„Und wenn Hermann auch selbst, wenn einer der Fürsten, wenn du selbst
Hegtest den Stolz, als wären die drei Legionen besiegbar
Nackten Bewohnern des Hains, so lachte nur Varus des Wahnes.
Römer sind Herren der Welt, und der deinige nennet sich Varus.“

Mit diesen Worten erhob er sich und schritt auf den Saal zu, Segestes anzudeuten, daß er weiterer Unterredung über diese Angelegenheit überdrüssig sei.

Wut im Herzen folgte ihm Segestes nach, aber sein Zorn kehrte sich nicht gegen die Römer, denen er sich mit vollster Unterwerfung ergeben hatte, sondern gegen Hermann, dessen Einfluß allein, wie er sich versichert hielt, den Statthalter so bethört hatte, daß er angesichts der drohenden Gefahr die verblendeten Augen geschlossen hielt. —

Welch ein Bild bot der Trinksaal des Römers, hellerleuchtet von zahllosen Ölflammen, die von den Wänden, aus hohen Kandelabern in den Ecken und aus vielarmigen Lampenträgern auf der Tafel ausströmten! Zwischen den vornehmen Römern mit den blassen, scharfgeschnittenen Gesichtern, den dunkel glühenden Augen, alle bekleidet mit der faltenreichen Tunika aus weißem, feinstem Wollenzeuge, saß je ein Germanenfürst mit struppigem Barte, rötlich blonden Haaren, sprühenden blauen Augen und weiß und rötlichem Gesicht, dessen Mienen bald trotzig, bald freundlich schauten, bekleidet mit schmucklosem Lederwams, über die gewaltigen Schultern bald einen braunen Bärenpelz oder ein weißes Schaffell, bald einen rotwollenen Mantel geworfen.

Wie vermochten sie dem Mahle zuzusprechen, diese Germanenfürsten! Zwar blickten sie erst mit Verwunderung auf die künstliche Zubereitung der heimischen Hirsch- und Rehziemer, der Keulen von Auerochsen und vom wilden Eber; selbst die silbernen Platten, auf denen aufgetragen wurde, die Blumen und das Grün, womit jeder Braten von dem Koche verziert war, versöhnten ihr Mißtrauen nicht — doch als sie einmal von dem und jenem gekostet hatten und das fremd zubereitete Wildbret eßbar fanden, wie schwanden da die hochgetürmten Gerichte, bis die Silberplatten von den

Sklaven geleert abgetragen wurden! Die Römer, so ungeheure Summen sie auf Gastmähler verwandten, nippten nur von den Speisen, die des Prunkes wegen aufgetischt wurden.

Es kam ein neuer Gang, Fische aller Arten, Krebse, die schon selten wurden, denn es war in den letzten Tagen des August, dazu grüne Gemüse, Wurzeln und Salate, wie sie von der Sonne Germaniens gereift wurden, alles in künstlicher, römischer Weise zubereitet. Aufs neue griffen die germanischen Gäste mit unvermindertem Eifer zu. Spielend schlüpften diese leichten Gerichte über die Zungen.

Doch wieder ein Gang! Geflügel aller Art, wildes und zahmes, aus einheimischem und fremdem Lande, zubereitet in verschiedener Weise. — Die Germanen stutzten, denn dem Hunger hatten sie Genüge gethan. Sie pflegten auch zu Hause tüchtige Mahlzeiten einzunehmen, denn die starken Leiber bedurften derber Nahrung — aber sie reizten die Eßlust nicht erst durch bunte Abwechslung. Indessen — die römischen Speisen luden zu weiterer That; einer und der andere griff zu, und auch die übrigen folgten dem Beispiel. Auch bei diesem Gange wurden die Platten mehr als zur Hälfte noch geleert.

Die anwesenden Römer blickten erstaunt, fast verächtlich auf ihre Tafelgenossen, und manches Witzwort ward laut. Die Deutschen nahmen es wahr, doch es störte sie nicht.

Einer derselben, ein Fürst der Brukterer, ein hoher, breitschultriger Mann, dem sein nicht minder starker, riesig gebauter Sohn gegenüberlag, nahm wahr, daß sein Nebensitzer, der Prätor Calpurnius, spöttisch auflachte, als der Brukterer einen ganzen Fasan auf seinen Teller nahm. „Du lachst heute ob mir?“ rief der Germane. „Hüte dich, mir im Kampfe zu begegnen! Nicht schwerer sollte mir's werden, dich zu zerbrechen, als diesen Vogel hier.“ Mit diesen Worten brach er den Fasanen mit beiden Händen entzwei, um ihn zu verspeisen.

Der Prätor aber war betroffen; die Rede des Germanen hatte so bedeutungsvoll geklungen, daß sie dem stolzen Römer das Mark durchschauerte.

Staunend
Hörte der Römer das Wort, und wiewohl ihm der Wein die Gedanken
Nebelt' in Dämm'rung schon, so ward er doch still und bedenklich,
Heftete bald auf den Sohn und bald auf den Vater die Blicke.

Wie konnte der Germane diese Worte gemeint haben? War er doch hier, um seine Wehrmannschaft für die Römer ins Feld zu führen. Des Calpurnius scharfes Auge streifte forschend den Fürsten, doch gemütlich lächelnd hatte sich dieser darangemacht, den Vogel mit den Zähnen zu zermalmen. Der Prätor beruhigte sich; unmöglich konnte dieser Mann einen tiefern Ernst in seinen Worten verborgen haben.

Solcher kleinen Begegnisse gab es an der Tafel noch manche; da und dort fuhr ein Römer empor, getroffen vom tief bedeutsamen Wort eines Deutschen.

Wie schwere Gewitterwolken, die mit Blitz und Donner sich zu entladen drohen, lastete es über der Tafel. Aber das drohende Unwetter war nicht greifbar; die Römer beredeten sich, daß der Aufbruch aus dem Standlager, das ihnen eine bequeme Wohnstätte geworden, die Aussicht auf den beschwerlichen, herbstlichen Zug durch waldige Pfade sie selbst düster gestimmt und böse Ahnungen wachgerufen habe.

Varus, der am obern Ende der Tafel gelagert war, ahnte nichts von der Verstimmung. Neben ihm saß Arminius, von dessen frischem, feurigem Geiste er sich im Gespräche fortgerissen fühlte. Sie sprachen von Julius Cäsars Siegen über Gallien, und mit nachsichtigem Lächeln hörte es Varus an, wie Armin seine Entrüstung über den Wortbruch äußerte, mit welchem der „göttliche Julius" die Gallier und Helvetier niedergeworfen hatte.

Wein von Italien und Griechenland war während der Tafel reichlich geflossen und hatte es den Germanen erleichtert, die verschiedenen Gänge des Mahles zu bewältigen. Jetzt aber zum nächtlichen Gelage, der Comissatio, die sich an die Cena anschloß, wurden neue Amphoren herbeigebracht mit vom Alter zerfressener Kruste des Gipsüberzugs. Hatten die Germanenfürsten den Römern bei den Gerichten der Tafel Verwunderung eingeflößt — wie bewährten sie sich nun erst beim kreisenden Pokale! Eine Anzahl von Bechern, die dem Römer Willen und Bewußtsein raubte, erwärmte diese starken, derbknochigen Männer erst recht zu lauter Fröhlichkeit.

Als Varus ihre Reihen hinabblickte und sah, wie der Wein die Zungen entfesselt hatte, beschloß er, die Fürsten auf die Probe zu setzen, wieweit des Segestes Anklage Begründung habe. „Fürsten der Germanen," sprach er, „ihr wißt, weshalb ich euch hierher berufen habe?"

„Wir wissen's, edler Quintilius," rief der hochstämmige Fürst der Brukterer von des Calpurnius Seite her.

„Die Chatten haben in thörichtem Übermute den Schild erhoben wider die Herrschaft des römischen Imperators, dem der Erdkreis gehorcht. Sie werden bald den Frevel bereuen, wenn der römische Adler strafend über ihre Gaue hinfliegt. Morgen brechen meine Legionen auf. Ihr alle, die ihr gegen Rom Treue beweisen wollet, werdet mir ohne Verzug mit den Aufgeboten eurer Lande und Gaue folgen?"

„Wir folgen dir, so schnell wir vermögen," sprach Hermann der Cherusker laut und nachdrücklich.

„Wir folgen dir mit der ganzen Mannschaft, die wir aufgeboten haben," bestätigten einstimmig die Fürsten.

„Nun denn, füllet noch einmal die Pokale — auf glücklichen Kampf und

schnellen Sieg!" rief Varus, sich vom Ruhebett erhebend, indem er den von einem jugendlichen Sklaven aufgefüllten Becher hoch in der Rechten schwang.

Römer und Germanen erhoben sich von den Ruhesitzen, schwangen und leerten die Becher mit dem Rufe: „Auf glücklichen Kampf und schnellen Sieg!"

Inzwischen war die Nacht tief vorgerückt. Fürst Hermann erhob sich mit den Worten: „Nur noch wenige Stunden der Ruhe sind für dich übrig, Quintilius, erlaube darum, daß wir dir gute Nacht wünschen!"

Germanen und Römer folgten seinem Beispiel. Bald war der Saal von allen Gästen geleert, und die Sklaven schickten sich an, das Ruhebett, auf dem Varus lag, in sein Schlafzimmer zu rollen. Da trat Segestes, der einzig von der Tafelgenossenschaft noch zurückgeblieben war, herzu und sprach: „Erhabener Varus, hat dir nicht der zweideutige Sinn in den Reden Armins und der übrigen Fürsten meine Warnung bestätigt?"

„Noch immer hier, Segestes?" rief Varus ungeduldig aus; „hast du nicht von Armin gehört, daß mir nur wenige Stunden noch zur Ruhe übrig sind?" Und auf seinen erneuten Wink rollten die Sklaven das Ruhebett aus dem Gemache.

Segestes blieb allein zurück unter der Menge der Diener, die jetzt von allen Seiten hereinkamen, um die Lampen zu löschen, die Tafel zu räumen, die Überreste unter sich zu verteilen. „Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit!" rief Segestes, warf die römische Pänula, die er statt des deutschen Mantels trug, vor dem Mahle aber im Vorzimmer abgelegt hatte, über die Schultern und verließ den schön geschmückten Saal, im Herzen die grauenvolle Gewißheit, daß zum letztenmal hier seine römischen Freunde beim Becherklang sich ergötzt haben.

---

## 4.

## Hermann sei unser Herzog im Kampfe!

In seinem Innern tönt die Klage
Um Deutschlands grauses Jammerbild;
Wie mit des Blitzes Flammenschlage
Erglüht's in seiner Seele wild,
Es droht das starke Herz zu brechen,
Es rüttelt ihn gewaltger Mut,
Ihn treibt's, Germaniens Schmach zu rächen,
Mit heißentflammter Zorneswut.

In dämmernder Frühe, ehe noch die römischen Legionen mit ihren Saumrossen und Wagen, den Zelten, Sklaven und Weibern sich langsam auf den Weg machten, brachen die deutschen Fürsten aus dem Standlager auf, denn schon harrten ihrer gewaffnet die Aufgebote ihrer Gaue.

Vor den hohen Wällen, womit das Standlager umzogen war, trennten sie sich; wenige bedeutungsvolle Worte und ein gegenseitiger Händedruck genügten zum Abschied, dem bald ein Wiederzusammentreffen auf blutigem Wahlfelde folgen sollte.

Gen Süden und Westen, in der Richtung, die das Römerheer nehmen mußte, ritten die Fürsten der Brukterer und Sigambrer; westwärts zur Rechten hatten die Marsen, weiterhin gegen Norden und Osten die Fürsten der Usipeter, Amsivarier und Chasuarier ihren Weg zu nehmen. In geringer Entfernung auf dem Wege warteten ihrer die Wehrmannschaften ihres Gaues.

Hermann und Segestes, die Cheruskerfürsten, hatten eine Zeitlang gemeinsamen Weg gegen Nordosten; schweigend ritten die beiden dahin, verbunden durch die engste Verwandtschaft als Schwäher und Schwiegersohn — und doch innerlich sich so fern!

Endlich nahm Segestes das Wort, indem er die Frage aufwarf: „Warum war Siegmar, dein Vater, nicht beim gestrigen Gastmahle im Standlager?"

„Ihm lag das Sammeln und Ordnen der Aufgebote ob," versetzte Hermann; „darum hat er mich, der ich der römischen Sprache mächtig und mit Varus befreundet bin, gesandt."

„Er hat einen trefflichen Abgesandten gewählt!" lachte Segestes wild auf. „Du kennst Varus, kennst die Sitte der Römer so gut, daß du aufs schlaueste das Netz des Verderbens um sie ziehen konntest."

Mit raschem Griffe am Zügel zwang Hermann sein Roß, quer über die Straße stillzuhalten. Gezwungen mußte auch Segestes das seinige zum Stehen anhalten.

„Segestes!" rief Hermann aus, und seine Stimme tönte wie fernes Donnerrollen durch die feierliche Stille des Waldes hin; „haben wir diese Römer nach Germanien gerufen, damit sie uns das Joch der Knechtschaft auflegen, daß sie, einer Pest gleich, die Sitten unserer Stammgenossen vergiften? Wir thaten's nicht, sie kamen wider unsern Willen. Wir haben ihnen keine Freundschaft, keine Unterwerfung geheuchelt, auch ich that's nicht. Varus weiß, wie ich gesinnt bin, er fürchtet mich seit lange, und er thut recht daran, denn auf Tod und Leben werden wir uns nun bekämpfen."

„Und wenn du unterliegst?" grollte Segestes; „wenn abermals unsere Grenzen vom Kriege verwüstet werden? wenn die Römer die Empörer strenge strafen? wenn härtere Knechtschaft über uns kommt — wer hat dann all dies Unheil über unsere Gaue gebracht?"

„Wir werden nicht unterliegen, denn in Rom habe ich gelernt, wie die Römer zu bekämpfen sind!" rief Hermann aus und trat mit seinem Rosse zurück, um Segestes freie Bahn zu gewähren, denn hier teilten sich ihre Wege. Nordwestlich vom Harze auf dem rechten Ufer der Weser lagen die Gaue des Cherusker-

landes, denen Hermanns Vater, Siegmar, als Fürst vorstand, auf dem linken Ufer des Flusses aber herrschte Segestes.

Höhnisch lachte Segestes, als Hermann auf raschem Rosse im Walddickichte seinen Augen entschwand. Ja, an die Spitze seiner Mannen wollte auch er sich stellen, aber nicht gegen die Römer; nein, klüglich mitten in das römische Heer wollte er sie führen, daß sie wider ihren Willen unter den römischen Adlern kämpfen mußten. Wer bewährte dann dem Imperator seine Treue? — „Und thue ich's nicht auch zu des Volkes Besten?" sprach er für sich; „wenn die andern Völkerschaften als Empörer bestraft, wenn ihre Gaue verwüstet werden, dann wird Segestes der Retter des Landes sein, der seine Cherusker geschützt hat vor der römischen Rache." Gehoben von diesen Gedanken, durch die er den Verrat gegen das eigne Vaterland vor sich selbst beschönigte, spornte Segestes sein Roß an.

Mehrere Stunden war er geritten. Schon stand die herbstliche Sonne in der Mitte ihrer Bahn, als der Reiter verwundert stille hielt. Was wollte die bewaffnete Schar, die auf ihn zukam? — Und der junge Fürst an der Spitze? Glich er nicht Sigismund, seinem Sohne, den er zum römischen Priester hatte weihen lassen, damit er ein Römer werde in seinem Denken und Empfinden?

Sie kamen näher und standen ihm gegenüber stille. — Ja, es war sein Sohn, der jetzt das Wort ergriff. „Segestes, Vater und Fürst!" sprach er, „von den Gaugenossen zum Führer erwählt, bin ich hier mit dem Aufgebote, um dich einzuladen zum großen Kampfe wider unsere Todfeinde, die Römer."

„Du hier, Sigismund?" fragte Segestes, der endlich die Sprache wieder gewann; „du, Jupiters Priester, kämpfest gegen die römischen Adler?"

„Ein Sohn Teuts bin ich, Vater," versetzte der Jüngling; „Jupiters Binde habe ich zerrissen im heiligen Eichenhaine der germanischen Götter."

Das Unerwartete traf betäubend auf Segestes. „Die Götter wollen Roms Verderben" — murmelte er, und fast willenlos ließ er geschehen, daß Sigismund und die ihn umgebenden Führer der Gaue Anordnungen trafen, die seinen Plan, sein Aufgebot in die Mitte des römischen Heeres zu führen, zunichte machten. Er ließ geschehen, daß sie ihn in die Mitte nahmen, daß sein Roß mit den anderen vorwärts eilte — zum Vernichtungskampfe wider die stolzen, römischen Adler.

Um dieselbe Zeit kam auf dem jenseitigen Ufer der Weser Fürst Hermann bei den Seinen an. Schon am vorigen Tage hatte er einen Eilboten aus dem Standlager vorausgeschickt, um den Aufbruch der Mannschaft zu beschleunigen. Nun harrten alle die Wehrmannen, von seinem Vater Siegmar inzwischen in Keildrungen geordnet, auf des Fürsten Ankunft. Unermeßlicher Jubel drang in die herbstlich sonnigen Lüfte, als Hermanns leuchtende Heldengestalt aus dem Waldes-

dunkel hervortrat. Als wäre die Schlacht schon geschlagen, der Sieg schon errungen, so jauchzten die Mannen dem jugendlichen Heerführer zu.

Zur Seite unter dem Schatten der Bäume stand Siegmar und folgte mit freudigem Blicke allen Bewegungen seines jugendlichen Sohnes, der zwischen den Reihen auf- und abritt, um sie erst mit scharfem Blick zu mustern, bevor er sie zum Kampfe führte, welcher Befreiung oder ewige Knechtschaft bringen mußte.

Als zuletzt Hermann heranritt und den Vater aufforderte, an die Spitze der Mannschaft zu treten, die bereit war zum Tod oder Sieg auszuziehen, wehrte Siegmar ab, indem er sprach: „Nicht an mich und dich laß uns heute denken, nicht, daß wir Vater und Sohn sind, sondern an das Land unserer Väter und Kinder, an die Mannen alle, die für dies Land in den Tod gehen! Ich bin geschickt, eine germanische Keildrunge zu ordnen und zu führen, aber die Kampfweise der Römer kenne ich nicht und vermag ihr nicht zu begegnen. Darum sei du der Herzog über das gesamte Volk, mich aber laß die Gaue unter deiner Heerführung ordnen und leiten."

Und das Volk der vereinigten cheruskischen Gaue, soweit es diese Rede vernommen hatte, brach aufs neue in den jubelnden Zuruf aus: „Heil dir, Hermann! Sei du unser Herzog im Kampfe!" Um ihn drängten sich die vordersten Männer, hoben ihn empor auf ihre vereinigten Schilde, so daß er wegblickte über das ganze Heer, das nicht aufhörte mit dem Rufe: „Herzog sei uns Hermann! Hermann! Hermann!"

Wie tausendfacher Widerhall klang der Ruf im Walde nach.

„So folgt mir nach dem heiligen Haine," sprach Hermann, „laßt uns dort die Fahnen und Feldzeichen holen und die Huld der Götter anrufen — und dann vorwärts in Kampf und Sieg!" Sie folgten ihm in feierlichem Schweigen auf gelichtetem Waldpfad nach dem Hügel, wo hohe Eichen den steinernen Altar umschatteten.

Im Schatten der grünenden Wälder, im Absterben und Wiederaufleben der Natur verehrten die Germanen die hohe, göttliche Macht. In jenem frommen Gefühle, das jedes menschliche Beginnen unter den Schutz der hehren Gottheit stellt, traten die Scharen der Cherusker jetzt in den heiligen Hain und knieten unter den Eichen nieder. Leise rauschten die Wipfel, als sie die alten Fahnen und Feldzeichen unter den Schutzdächern hervorholten, jene Fahnen, die sie unter Tiberius, Drusus, Domitius und abermals unter Tiberius zum Kampfe fürs Land der Väter vorgetragen hatten.

„Hilf uns, Wodan! Seid mit uns, ihr Götter des Vaterlandes, daß wir die heimische Erde befreien von fremden Unterdrückern!" tönte der Ruf der Mannen, als sie mit den Fahnen aus dem Haine wegzogen. Und Gott, der Herr über alle Götter, hat den Ruf gehört — das jugendlich starke Volk der Germanen sollte frei erhalten werden von der Verderbnis der heidnischen, römischen Laster.

## 5.

# Die Schlacht im Teutoburger Walde.

Es krachen der Eichen gewaltige Kronen
Vor des Sturmes Macht,
Und lautlos ziehen Roms Legionen
Durch des Waldes Nacht.

Hell leuchtete die Sonne, als das römische Heer vom Standlager aufbrach, doch aus den waldigen Thälern stiegen herbstliche Nebel auf, die sich zu Wolken sammelten, und ehe der Abend einbrach, war der Himmel schwer verhängt.

Varus lagerte im schön gestickten Zelte, dessen blaue Decke den silbergestickten Sternenhimmel andeutete; um ihn lagen auf den Samtpolstern die Vertrauten, die er zur Abendtafel geladen hatte. Im Hintergrunde bereiteten seine Mimiker ein Schauspiel für die Abendstunden vor. Darum konnte ihm gleichgültig sein, ob der Regen niederströmte und der Sturm toste. Der römische gemeine Soldat mußte darauf vorbereitet sein, sich auch auf nassem Boden niederzulegen, sich vom sausenden Sturme das Haupt umwehen zu lassen.

Die Mimiker hatten gut gespielt und Varus ruhte sanft mit all den vornehmen Römern, die, auf warmen Teppichen gebettet, unter den Zeltdächern schlummerten. Es lag ein eigentümlicher, neuer Reiz darin, mit dem Standlager wieder das Zelt zu vertauschen. Leicht konnte auf diese Weise die Ehre eines Triumphzuges in Rom errungen werden.

Spät erst tagte der Morgen. Dichte Nebel hüllten den Himmel ringsum ein. Als Varus und mit ihm die Kohortenführer aus den Zelten traten, schlugen sie ihre Feldmäntel dicht um sich, denn der germanische Herbstmorgen erschien ihnen kalt und rauh. Vorwärts! lautete die Weisung. Im Lande der aufrührerischen Chatten wollten sie sich schadlos halten für die Beschwerden des Zuges.

Und die Legionen marschierten vorwärts, langsamen Schrittes, denn sie mußten die Wagen, die Saumtiere, die Scharen der Weiber und Sklaven in die Mitte nehmen.

Abermals ging ein Tag vorüber und abends lagerte sich das Heer. Die Regenwolken hatten sich verdichtet und lagen in schweren Massen auf den Wäldern, dazwischen stöhnte von Zeit zu Zeit ein Windstoß durch die Wipfel. Die germanischen Gaue hatten Zeit, alle ihre Aufgebote zu sammeln, denn langsam schritt das römische Heer weiter.

Dicht rieselte der Regen nieder, als am 9. September frühe — es war im Jahre 9 n. Chr. G. — das römische Heer sich wieder erhob. Die Zelte wurden aufgewickelt, die Saumrosse bepackt und der Weg angetreten.

Ein Waldweg war's, von den Wurzeln ungeheurer Eichen- und Buchenstämme unterbrochen, von zahllosen Quellen, die der Weser zuströmten, durchschnitten. Bald mußten die Soldaten erst durch dornichtes Gestrüpp einen Weg hauen, bald für Fuhrwerke und Reiterei Brücken über die reißenden Waldbäche schlagen, bald durch unwegsamen Moraſt hölzerne Dämme legen; denn in Strömen schoß der herbstliche, über das ganze Land ausgebreitete Regen herab, verwaschen waren selbst die besseren Stellen des Weges; der lettige Waldboden ward immer unwandelbarer, zu reißenden Strömen schwollen die im Sommer fast vertrockneten Waldbäche an, dazu sauste der Sturm durch den Wald, und krachend stürzten laubdichte Äste, Gipfel und mächtige Stämme zwischen die gesprengten Reihen, daß alles durcheinanderwirbelte.

Da, horch! durch des Windes Brausen hallten gellende, schreckliche Töne.

Schon jagt es auf Rossen
Riesig daher,
Ein Wald von Geschossen,
Ein ehernes Meer.

Wild stampfen die Hufe
Durch Moder und Dorn
Und mit Donnerrufe
Brüllt des Ures Horn.

War das nicht der Hörnerschall und der Schlachtruf der Deutschen?

Hauptmann Eggius, dessen Schar die Nachhut bildete, vernahm zuerst diese schrecklichen Töne. Durch eine Schlucht zog sich der Weg; er schaute empor, und der Richtung seiner Blicke folgte seine Kohorte, die aus 555 Mann zu Fuß und sechzig Reitern bestand. Siehe! von der Höhe der Schlucht, die kein Römer in seiner schweren Rüstung erklimmen konnte, blickten aus dem Dickicht des Waldes, das den Rand bewuchs, halbnackte Riesengestalten mit wallenden, blonden Haaren. Niederrauschte auf die Römer ein Schauer der scharfgespitzten, todbringenden Framea samt einem Hagel von Geschossen, von Baumstämmen und Felsstücken.

Sogleich schickte Eggius einen Reiter mit dieser Meldung an Varus ab.

Zu gleicher Zeit waren von den Vordertruppen und von den Kohorten, welche auf den beiden Seiten der Heereskolonnen zogen, ähnliche Botschaften angelangt. Sie alle sahen sich von bewaffneten Germanenscharen umschwärmt, die Sturm und Regen verachteten und den mit den Mühseligkeiten des Weges kämpfenden Römern jetzt mit ihrem Angriffe höchst lästig wurden.

Varus, hoch zu Pferde, in der Mitte des Heeres, schrak zum erstenmal aus seiner Sicherheit auf. Obwohl in üppigem Leben früh erschlafft, war er doch Römer genug, um angesichts der Gefahr sich rasch aufzuraffen und mit sicherem

Feldherrnblicke seine Anordnungen zu treffen. Vorwärts! gebot er zunächst; unaufhaltsam vorwärts! ob auch Hunderte halbtot in den Schluchten, in dem Moor und unwegsamen Waldboden liegen blieben, vorwärts! Auch verbot er jeden Kampf mit den Deutschen. Er ahnte jetzt, wie allgemein der Römerhaß in germanischen Landen verbreitet war, doch nur die umwohnenden Gaue wähnte er unter Waffen. Entbrannte der Kampf, dann, wußte er, konnte Gau um Gau, Land um Land zum Widerstand entflammt werden. Darum sollte kein Mann aus der Reihe treten. Unbewegt, so gebot der Feldherr, sollten sie den Hagel der deutschen Wurfspeere ertragen und weiterziehen, gleich als würden sie nur zum Spiel von den deutschen Streifscharen umschwärmt.

Noch immer hoffte Varus durch die stolze Ruhe der geharnischten Legionen die Furcht der Germanen zu wecken, sie zur Unterwerfung unter die römischen Adler zurückzubringen.

Die Reiter flogen mit den Befehlen des Feldherrn zu den Legionen zurück. Gehorsam vernahmen die Kohortenführer dieselben — ob sie selbst auch anderer Ansicht sein mochten. Eggius, der kluge, scharfblickende Hauptmann, schüttelte bedenklich den Kopf, aber er überwand sein eigen Gefühl und wandte sich an seine Kohorte mit dem weitschallenden Ruf: „Vorwärts! befiehlt der Feldherr. Nicht rechts noch links sollt ihr blicken, ob diese Hornisse in Riesengestalten auch um uns schwirren! Was? Ihr seid Römer, Herren des Weltalls — euch sollten halbnackte Barbaren schrecken? Ihr tragt den Eisenschild und das scharfe Schwert, euch schützt der Stahlharnisch vor dem hölzernen Wurfspeer der Germanen. Darum vorwärts ohne Aufenthalt — Verachtung dem Angriff der Barbaren!"

Die Kohorte gehorchte; stumm und lautlos zogen sie vorwärts, ob auch die deutschen Speere niederflogen und viele links und rechts in den äußeren Reihen trotz der Eisenrüstung zu Boden sanken.

Und immer grauser tobt das Wetter,
Und immer wilder heult der Sturm,
Der Römer fühlt den Zorn der Götter,
Doch steht er wie ein Felsenturm.

Brausend, wie der Sturm in den Waldwipfeln, drangen die Deutschen von allen Seiten ein. Nur zwei Dritteile des Heeres waren's noch, mit denen Varus nach aller Not des Tages eine gelichtete Anhöhe mitten im Waldesringe erreichte. Dort wurde Halt gemacht. In aller Eile wurden Baumstämme, Erde und Felsstücke zusammengetragen, um das Lager mit einem dürftigen Schutzwall zu umgeben.

Inzwischen war's Nacht geworden, und auch der von Stunde zu Stunde heftiger gewordene Angriff der Deutschen ließ nach. Rings auf den waldigen

Höhen um die Wachtfeuer gelagert ruhten sie jetzt, denn sie hatten großenteils weiten Weg zum Schlachtfeld gemacht und durften sich wohl für den fernern Kampf durch Ruhe sowohl, als durch Speise und Trank stärken, wozu die furchtlosen Weiber Vorräte für mehrere Tage den streitenden Männern nachtrugen.

Auf der Spitze der Anhöhe inmitten des Lagers ließ Varus alles entbehrliche Gepäck samt dem Fuhrwerke in großem Haufen aufschichten und den Flammen übergeben. Nicht nur gemeines Rüstzeug, wollene Mäntel, Lederwämser, Zelte für den Troß — auch kostbare Purpurdecken, Teppiche von Smyrna, bemalte und gestickte Zeltdecken, Sessel von Eben- und Feldtische aus Olbaumholz, Kisten mit feinen Gewändern aus Byssus und tyrischer Wolle, alles wurde den Flammen zum Raube gegeben, damit es den Zug nicht beschwere oder den Germanen als Beute in die Hände falle. Zuletzt wurden noch Wagenladungen von Brot, von Rauchfleisch und Wein in das Feuer geworfen, nachdem jedem Mann so viel zugeteilt worden war, als er mit sich tragen konnte. Viele goldene und silberne Geräte wurden in den Schlamm versenkt. Nur für den Feldherrn und die ihn Umgebenden wurden einige Maultiere mit ihrer Last erhalten.

Als die Flammen erloschen waren, legten sich die Legionen zur ersehnten Nachtruhe nieder. Auf nassem Boden, unter fortwährend rieselndem Regen schliefen die bis zur Erschöpfung Ermüdeten ein, während ein Gürtel von scharfbewehrten Wachen sich rings um das Lager ablöste.

---

Die Nacht entflieht, der Morgen dämmert bald,
Schlau, ängstlich hat der Römer sich umwallt;
Gespenster schweben leise, blasse Leichen
Am Lager hin in dräuender Gestalt.

In einen Teppich gehüllt lag Varus unter leichtem Zelte, das, für ihn aufbewahrt, ihn gegen den Regen schützte. Doch die peinliche Sorge wachte an seinem harten, kalten Lager. Als der Schlummer endlich dennoch auf die Augen des Ermatteten sich senkte und das qualvolle Bewußtsein der Gefahr und der Verantwortung seiner Lage ihm die Sinne verwirrte — konnte es ein erquickender Schlaf sein, der ihn heimsuchte? Drang nicht in wilden Traumbildern Armins gefürchtete Heldengestalt auf ihn ein? Sah er nicht in dämmernder Ferne den alten Imperator Augustus, wie er sich die Haare raufte und verzweifelnd ausrief: „Varus, Varus! gieb mir meine Legionen wieder!“

Horch! welch gellender Lärm schmetterte plötzlich durch den Wald, als kaum Mitternacht vorüber war, kaum das Frührot des Tages hinter den waldigen Anhöhen aufdämmerte?

Es waren die Urhörner, mit denen die Deutschen Lärm bliesen, da sie, kurzer Ruhe nur bedürftig, schon dem Wiederbeginn des Kampfes entgegen-

brannten. Bald erbrauste, den gellenden Lärm noch übertönend, der Schlachtgesang aus Tausenden der rauhen Kehlen.

Den so schrecklich aus dem Schlaf geweckten Römern deuchte es, als schweige selbst der Sturm erschreckt vor diesem grauenhaften Getöse.

Nur Varus behielt jetzt inmitten alles Grauens eine königliche Haltung, wie sie dem Verwandten des weltherrschenden Imperators geziemte. Er gürtete sich die Rüstung um, als der ihm von Rom her besonders befreundete, tapfere Hauptmann Eggius ohne Meldung ins Zelt trat.

„Entschuldige meinen Eifer, Feldherr!" sprach er atemlos; „es ließ mich die Sorge nicht ruhen; in der Nacht noch, während meine Kohorte gelagert ist, bin ich weggeritten, um persönlich deine Befehle für den kommenden Tag einzuholen."

Varus atmete tief auf, ehe er antwortete. „Sage, Eggius, war unsere Besorgnis gestern nicht voreilig? Der strömende Regen, diese tosenden Stürme, die stürzenden Waldbäume und die brausenden Gewässer haben unsere Kohorten, haben uns selbst erschreckt. Das helle Tageslicht muß diese Schattengestalten verscheuchen. — Nicht im Ernste können wir zittern vor diesen Barbaren, die sich drei Jahre hindurch unter unsere Herrschaft gebeugt haben."

„Mein Feldherr," antwortete der tapfere Hauptmann, „getäuscht haben wir uns sicher in den Germanen, dennoch wollen wir kämpfen wie echte Römer — und siegen oder sterben."

Er reichte, ehe Varus antworten konnte, diesem Schwert und Schild vom Seitentische, schritt dann zum Eingang des Zeltes und schlug den Vorhang zurück. Nicht mit fröhlichem Blicke der Sonne, nein, grau und kalt kündete der neue Tag sich an. Doch nicht auf diese Wolkenschichten wollte der Hauptmann den Blick des Feldherrn lenken. „Hat mich mein Auge getäuscht oder sind es die Germanen, die ringsum auf den Höhen, an den Bächen und tief im Walde lagern?" fragte er.

Auch Varus trat jetzt zum Eingang des Zeltes. Sein scharfes Auge spähte empor, hinab und hinan, und kalter Schauer durchrieselte seine Glieder. „Du hast recht, Eggius," sprach er mit gewaltsam angestrengter Stimme. „Die Germanen lagern rings auf den Höhen, in den Tiefen und im Waldesdickichte." Einige Augenblicke lang verstummte jetzt der Feldherr, überwältigt von der innern Bewegung.

Jetzt traten mehrere Führer in das Zelt, es begann Tag zu werden; der Lärm der Germanen hatte die Legionen wachgerufen, sie alle drängten zum Aufbruche.

Die bange Anwandlung kühn überwindend sprach Varus mit gebietendem

Stolze in Haltung und Blick: „Der Aufruhr hat die Gaue ringsumher ergriffen, darum ändern wir die Richtung des Weges und eilen, statt nach dem Lande der Chatten, rasch nach Aliso, der unbezwinglichen römischen Festung! Dort stehen wir fest in sichern Mauern, wenn auch durch ganz Germanien die Flammen der Empörung wider uns tobten. Nur bis dahin soll der römische Mut noch ausdauern wider Wetter, Sturm und Barbaren!"

Ohne fernere Gegenrede verließ Hauptmann Eggius das Zelt; er hatte weiten Weg zurückzulegen bis zu seiner Kohorte in der Nachhut. Bedächtiger folgten die andern Führer, und ehe noch der trübe Herbsttag recht angebrochen war, traten auch die Legionen ihren Weg wieder an.

---

Ha,
Da liegen sie ja,
Die Legionen erschlagen,
Erwürgt ihre Rosse, die Wagen
Zertrümmert, Schwert und Pfeil
In Splittern, und die güldnen Adler
Unsrer Leute Teil!

Aliso, die stark befestigte römische Pflanzstadt, zwischen den Rhein- und Weserlanden an der Lippe gelegen, war jetzt der Hort, nach dem der römische Feldherr durch Sturm und Not sein Heer zu führen strebte. In fest geschlossenen Reihen brachen die Legionen auf, vernichtet war das unnütze Gepäck. Die Sklaven, die Weiber und Kinder mochten nun in den Wäldern verschmachten oder als Leibeigene von den Germanen hinweggeschleppt werden.

Vorwärts! tönte die Weisung für die Römer; doch nicht nur Sturm und Regen hemmten ihren Weg. Während der Nacht waren neue Gaumannschaften fernwohnender Stämme angelangt. Sie umschwärmten jetzt nicht mehr nur die äußersten Enden des Heeres, in festgedrungenen Keildrungen stellten sie sich ihnen auf allen Wendungen des Weges entgegen. Jeder Schritt vorwärts mußte erkämpft werden.

Für heute hatte Varus seinen Römern keine Zurückhaltung mehr befohlen; der Streit war entbrannt, es galt, die Deutschen durch die überlegene Macht römischer Waffen zurückzuwerfen. Die stahlbewehrten römischen Kohorten kämpften jetzt auf Leben und Tod mit den halbnackten Deutschen.

Im Sprunge herbei,
Wie Tiger und Leu,
Packen sich grimmig die Heere —
Und es wogt und tobt die grausende Schlacht,
Wie bei Sturmesgewalten in sternloser Nacht
Zwei feindlich strömende Meere.

Ha, wie heulte der Sturm! wie raste der Donner! wie lichteten die riesigen Stämme des Waldes, vom entfesselten Orkane aus den Wurzeln gehoben, die Reihen der Römer!

Da flammt ein Blitz
Vom hohen Sitz,
Und eine tausendjährige Eiche
Stürzt, gespalten die Riesenzweige —
Und der Donner rollt durch das finstere Thal.
Es erkennen die Helden Wodans Signal
Zu dem männermordenden Streite.

Grausen durchrieselte Mark und Bein der Römer, aber dennoch standen sie fest, eingedenk der weltherrschenden Macht, die sie jetzt im Lande der Barbaren behaupten mußten. Doch alle Mächte der Natur waren mit den Germanen im Bunde. Hatte eine Reihe der Römer sich erst mühselig aus dem Schlamm des Bodens emporgearbeitet auf den freieren Rasen des Waldes, wollten sie aufatmen nach peinlicher Anstrengung — so starrten ihnen jetzt aus dem Waldesdunkel fürchterliche Gestalten entgegen, hier ein Wolfsrachen, dort der Kopf des Auerochsen mit seinen schrecklichen Hörnern, dann der braune, zottige Bär, und aus den Fellen der wilden Tiere blitzten die grimmigen Augen der Germanen auf die ermatteten Römer nieder. Sie empfanden jetzt, daß es den Kampf auf Leben und Tod galt, und boten allen Heldenmut ihres Namens auf, um sich nicht von den Barbaren besiegen zu lassen.

Doch der Abend sank nieder. Nur zur dürftigen nächtlichen Notwehr wurde an diesem zweiten Tage ein Lager aufgeschlagen.

Und die Germanen? Höhnend, markerschütternd drang zu den todmüden Römern ihr Jauchzen von den Höhen, aus den Wäldern herüber —

Ihr Schlachtgesang
Tönt seinen Klang
Durch des Waldes unendliche Weite.

Jetzt galt es für die Deutschen, den Rest der Feinde zu vernichten, ehe sie sich hinter festen Städten bargen. Darum mußte der Kampf des dritten Tages der heftigste werden.

Die Deutschen stärkten sich aufs beste mit den letzten Vorräten. Durch die Reihen gingen die Frauen, die dem Heere gefolgt waren, verbanden die Verwundeten und verteilten die neu herzugebrachten Vorräte. Manche trug einen Säugling, den sie ins Moos niederlegte, während sie dem Gatten die Wunden verband. Anderen waren heranwachsende Söhne und Töchter gefolgt, die schauen und in junger Seele erinnernd bewahren sollten, wie tapfer die Väter für die Heimat und die Freiheit gekämpft hatten.

Dagobert, dem ein Römerpfeil schmerzhaft im Arme stak, schaute sich nach Gotelinde um. Hatte sie ihm nicht während des Kampfes mehrere Male zugewinkt? ihn ermuntert zum Kampfe? das lächelnde Knäblein in ihren Armen aufgehoben, andeutend, daß dem Vater einst die Söhne danken werden, die keine Römerknechte werden dürften? Doch groß war das waldige Schlachtfeld. Sie irrte vielleicht jetzt umher und suchte vergebens den Gatten. Da erscholl ein freudiger Ruf. Kunerichs zehnjähriger Sohn war's, der auf ihn zustürzte. „Die Mutter ist nicht weit," sprach er, „sie verbindet nur eben den Ahn, gleich will ich sie rufen."

Der Knabe ging, und bald erschien Amalgunda; sie zog den Pfeil aus, verband die Wunde und erquickte Dagobert mit frischem Trunke und nährender Speise. Dann führte sie ihn zu seinem Vater, der, ebenfalls verwundet, unweit unter dichtem Eichengewölbe, das Schutz vor dem Regen gab, ruhte. An der Seite des Vaters brachte er die Nacht zu. Gotelinde fand sich nicht zu ihnen.

---

Der dritte Tag. Sie schrie'n: „Flucht oder Tod!"
Flucht ließ er den Freiheitsräubern nicht,
Flucht nicht den Säuglingsmördern —
Es war ihr letzter Tag.

Varus stand auf der Höhe des Lagers, von wo er die enggeschlossenen Kolonnen der Seinen samt den rings sich ausdehnenden Reihen der Feinde überblicken konnte.

Die obersten Führer traten jetzt zu dem Feldherrn, um seinen Willen für den morgenden Tag zu vernehmen. Auf Baumstämmen sitzend, vom Regen triefend, vom Frost geschüttelt hielten sie Kriegsrat. Varus, der sonst so üppige, genuß- und prachtliebende Mann, war jetzt der einzige, der nicht Frost, nicht Nässe, nicht Erschöpfung zu fühlen schien. Wie versteinert erschien sein blasses Antlitz, aus den Augen glühte ihm ein düsteres Feuer.

Einer der Obersten hatte vorgeschlagen, den Rückweg zu versuchen, ein anderer hielt es für rätlich, sich in einem Lager zu verschanzen, um hier den Angriff der Deutschen in festgeschlossener Heeresmasse zu erwarten. Die anderen schüttelten traurig und ratlos den Kopf, da nahm Varus das Wort: „Vorwärts, vorwärts müssen wir ziehen, Umkehr und Stillstand ist unmöglich. Noch ein Tagesmarsch, und wir sind zu Aliso. Darum laßt zum Aufbruch blasen, sobald der erste Tagesstrahl erscheint! Mag noch einmal die Hälfte der Truppen verloren sein! Keiner schaue zurück, wenn sein Nebenmann fällt — jeder eile vorwärts, bis er Aliso erreicht und in Sicherheit ist!"

Der Kriegsrat löste sich auf und die Obersten gingen zu ihren Posten zurück.

Früh wurde nach schlafloser Nacht aufgebrochen; wieder strömte der Regen

und es heulte der Sturm, doch ihn übertönte der donnernde Schlachtruf der Deutschen, die in der Nacht wieder durch neue Scharen verstärkt worden waren.

Dem Donner gleich von streitenden Gewittern
Erbraust und tobt die heiße Völkerschlacht;
So manches Auge deckt die Todesnacht —
Und oft erprobte Felsenherzen zittern.

Hoch über allen ragte Hermann, der Herzog, der mit seinem raschen Rosse durch die Reihen der Seinen hinflog, bald hier, bald dort Befehle gab und die frisch Angekommenen zu neuen Keildrungen ordnete.

Und durch den Troß
Über Thäler und Hügel
Wer sprengt wie der Kriegsgott auf hohem Roß
Von Flügel zu Flügel?
's ist Hermanns gepriesene Heldenmacht,
Des Vaterlands Retter, der Löwe der Schlacht.

Auch er strebte, wie Varus, den Kampf zu Ende zu bringen, denn er wußte, daß, wenn es einem Teile der Legionen gelänge, das feste Aliso zu erreichen, das Werk der Befreiung nur halb vollendet wäre.

Mit Aares Gefieder
Durchfliegt er die Glieder,
Flammend begrüßt ihn der Völker Blick.

Mit todverachtender Anstrengung suchten die Römer aus den Schluchten des Teutoburger Waldes heraus aufs freie Land zu gelangen. Dort war es möglich, mit den Eisenrüstungen, mit der trefflichen Bewaffnung den Angriffen der Deutschen aufs neue standzuhalten.

Doch vergebens! Auch Hermann hatte das Schlachtfeld mit sicherem Blicke überschaut, und wohin die römischen Kohorten sich wenden mochten, allenthalben waren die Schluchten und Engpässe, durch die der Weg führte, dicht besetzt von den Deutschen. Noch ehe ein trüber Schimmer der Mittagssonne durch die Regenwolken drang, war nicht nur die Niederlage, sondern die Vernichtung des römischen Heeres entschieden.

Mit echt römischem Mute suchte Varus noch immer die Trümmer der Legionen zu sammeln. Ein neuer Hagel von Wurfspeeren flog auf ihn und seine Umgebung heran. Er schaute empor und sah an der Spitze der Angreifer Segestes stehen. „Ha, doppelter Verräter! So hältst du den Römern die Treue?" rief er in bitterem Grolle empor.

„Varus, die Götter wollen deinen Untergang — vergebens ist's, ihnen zu widerstreben!" rief der Römerfreund zurück. — Angesichts seiner deutschen Stamm-

genossen durfte er es nicht wagen, zu bezeugen, daß er nur grollend und gezwungen wider die römischen Adler streite.

Noch einmal atmeten die Römer auf; sie gelangten zum Eingang einer Schlucht, jenseits deren ein offenes Blachfeld winkte. Erreichten sie dieses, so konnten sie ihre zerrissenen Reihen wieder in Schlachtordnung aufstellen.

Mit lautem Zuruf ermutigte Varus seine Leute — ein Speerwurf verwundete ihn; er achtete nicht darauf, nur vorwärtsdrängend, — doch auch der letzte Ausgang war gesperrt! Durch die Lüfte erscholl der einstimmige, gellende Schlachtruf der Deutschen — im Engpaß erschien eine Schar jener schrecklichen Germanen, denen Stürme, Regen und Hunger nichts anhatten, die nach drei Tagen noch frisch erschienen wie am ersten Morgen der Schlacht. Aus ihrer Mitte ragte hoch zu Roß mit wallenden Haaren Hermanns Heldengestalt.

Hermann dringt mutig voran, wie ein Gott, gewaltig und furchtbar,
Schleudert wie Thio die Blitze der Schlacht. Wie die Helden Walhallas
Stürmen die Treuen ihm nach, doch voran und immer voran dringt
Hermann siegend, und Ströme von Blut bezeichnen die Spuren.

Wie vom vernichtenden Strahle des Blitzes getroffen standen die Römer einen Augenblick thatlos. Nicht um Rettung konnten sie jetzt mehr kämpfen, nur Heldentod oder Gefangenschaft blieb ihnen übrig.

Da verzweifelte auch Varus. Sollte er, der verwundet nicht lange mehr zu kämpfen vermochte, von den siegreichen Feinden gerettet und geheilt werden, um als Leibeigener in ihren Hütten zu dienen? Solche Ergebung in unvermeidliches Geschick kannte der stolze Römersinn nicht. Mit verzweifeltem Entschluß hob er die vom Germanenblut gerötete Klinge seines Schwertes und stieß sich dieselbe in die Brust.

Und Varus, der Führer der Herde
Liegt auf der blutigen Erde
In Todeszuckungen da —
Und seine Seele bebt ihm. Ha,
Er hat nicht mehr zum Streite,
Kaum noch zum Sterben Mut —
Er stieß sich in die Seite
Sein Schwert — und ruht.

Stöhnend sank er nieder, vom eigenen Herzblut überströmt.

„Der Feldherr stirbt!“ riefen die Römer ringsum, und viele der stolzen Heerführer, die noch unter den Lebenden waren, folgten seinem Beispiele.

Blutend wälzt sich der Legat,
Blutend der Tribun, blutend der Centurion
Auf zwei und einer Legion.
Der gefall'nen Tyrannen rieselndes Blut
Tränkt Teutoburgs heilige Eichen.

Unter den Letzten noch kämpfte Hauptmann Eggius mit dem kleinen Rest seiner Kohorte. Hermann empfand für den tapfern Mann, den er persönlich kannte, eine Regung der Großmut, denn der Hauptmann war keiner von den sittenlosen Römern, deren Laster den Deutschen wie giftiger Pesthauch verhaßt waren. „Ergieb dich mir, Eggius, dein Leben soll geschont sein!“ rief er ihm zu.

„Damit ich als Leibeigener auf deinem Felde den Pflug führe? — Niemals!“ rief Eggius mit bitterem Hohne zurück, indem er, obwohl blutend aus mehreren Wunden, mit gezücktem Schwerte auf Hermann eindrang.

„Du sollst frei sein, sollst nach Rom zurückkehren dürfen, um dem Imperator zu verkünden, wie im Teutoburger Walde gekämpft worden ist!“ erwiderte Hermann, indem er mehr abwehrend als kämpfend den Römer schonte.

Doch stolz antwortete dieser: „Ich danke deiner Schonung nicht, — es sei mir vergönnt, den Fall meines Feldherrn und den Sturz des römischen Adlers zu rächen oder mit ihnen in den Staub zu sinken!“ Darauf schwang er, seine letzten Kräfte aufraffend, mit solcher Wucht das Schwert gegen Hermann, daß dieser sich für sein Leben wehren mußte. Eggius fiel; Hermann trug eine neue Wunde zu den früheren aus diesem Zweikampfe davon.

Die Soldaten, jetzt ohne Führer, ohne Hoffnung, kämpften einzeln wie verzweifelt, bis der Tod sie traf, oder sie warfen Wehr und Waffen von sich, um als Gefangene das Leben zu erhalten. Zu Anfang des Kampfes hatten die Deutschen kein Leben geschont; sie wollten die Römer vertilgen auf deutscher Erde wie giftiges Gewürm, zuletzt aber wurden sie des Blutbades müde. Hunderte, darunter vornehme junge Römer, in Marmorpalästen erzogen, wurden vierzig Jahre später noch unter Kaiser Claudius als Leibeigene der Deutschen, die Schaf- und Rinderherden hütend, getroffen.

Doch mancher stolze Römer wählte auch als Gefangener noch lieber den Tod, als die entehrende Knechtschaft, und nicht vereinzelt stand das Beispiel des Caldus Celius, der einem alten und edeln Geschlechte Roms entsprossen war. Als er die Schmach des vernichteten Heeres und Ruhmes sah, raffte er die schweren eisernen Ketten, mit denen er gefesselt war, in der Wut der Verzweiflung zusammen und schlug sie so stark gegen seine Stirne, daß er mit dem Blute zugleich sein Gehirn verspritzte und den Geist schnell aushauchte.

Unermeßlich war die Beute an Waffen und Kriegsgeräte, an Schätzen und Gefangenen, welche verteilt wurden.

## 6.

# Sterben war ihnen süßer als leben.

Verklungen ist das Wehe,
Die Sonne geht zu Thal.
Nur ferne auf der Höhe
Weilt noch ihr letzter Strahl.
Dort beben Riesenglieder,
Ein Weib hebt sich empor,
Und grausig schallt hernieder
Ihr Fluch zum Römerohr.

Nur wenigen einzelnen war es gelungen, sich im Walde zu bergen, in der schwachen Hoffnung, sich über den Rhein nach Gallien flüchten zu können. Unter ihnen war Calpurnius, der Prätor, aus vornehmem Hause in Rom entsprossen. Während die übrigen Flüchtlinge Gefahr liefen, aus Hunger und Erschöpfung in den Wäldern zu verschmachten, hatte er in kluger Vorsicht aus der Bepackung eines Saumrosses, das gefallen im Sumpfe lag, einen Krug Chierweines, einige Datteln und etwas Fleischvorrat in die Falten seines Gewandes gesteckt, so daß er für mehrere Tage mit Nahrung versehen war.

Schon hielt er sich für gerettet, denn er hatte das Schlachtfeld hinter sich, und ringsum barg ihn der Wald vor den feindlichen Blicken. Da stand er plötzlich still und stutzte. Unter einer Eiche lag ein sterbender Germane, neben dem ein Weib kniete. Behutsam wollte er eine andere Richtung einschlagen. Schon aber hatte die Germanin ihn gesehen, und mit dem wilden Rufe: „Du bist's! Ha, Natter, mußte ich dich finden!“ sprang sie auf ihn los. Es war Amalgunda, die mit raschem Blicke den Prätor erkannte, der bei Kunerichs Hinrichtung das Verdammungsurteil gesprochen hatte. Wie eine Wütende stürzte sie auf ihn zu.

„Nieder mit dir, Barbarenweib!“ rief er, das Schwert ziehend; doch ebenso rasch hatten ihre nackten Arme ihn umklammert und strebten ihn zu erwürgen. Riesenkraft war in dem Weibe, das den Mord ihres Gatten rächte. Ein wütendes Ringen erfolgte. Obwohl der Römer mit dem Schwerte zustieß und ihr Blut aus mehreren Wunden floß, ließen die Hände der Germanin von seinem Halse, den sie wie mit eisernem Griffe umspannt hielten, nicht los.

Da versagte dem Römer der Atem, röchelnd sank er nieder, mit ihm die Siegerin, die ruhig ihr Blut verströmen ließ, als sie sich überzeugt hielt, daß ihr Feind seine Seele ausgehaucht habe. So traf sie Dagobert, der, seinen sterbenden Vater zu suchen, den Wald durchstreifte; er kam noch rechtzeitig, den letzten, siegfreudigen Blick des greisen Kämpfers Friedibert zu empfangen und ihm dann die Augen zuzudrücken.

Aller Kampf war zu Ende; ringsum scholl Siegesjubel. Die deutschen Männer

teilten die Beute, die sie blutig errungen hatten. Goldene und silberne Gefäße, kostbare Zelte und aller andere Prunk, den die Saumrosse für des Varus und der übrigen vornehmen Römer Gebrauch getragen hatten, reizten sie wenig. Aber wertvoll deuchten ihnen die römischen Waffen; kein Germane wollte ohne solche als Siegeszeichen heimkehren.

Dagobert hatte wichtigere Sorge; er durchirrte das Schlachtfeld, um Gotelinde zu suchen. Schon begann die Nacht einzubrechen, Feuer loderten im Thale und auf den Höhen, umlagert von den siegesfrohen Mannen. Ihm mischte sich in die hohe Freude ein banges Gefühl. Endlich hörte er in der Ferne eine weinende Kindesstimme; ahnungsvoll schritt er näher, und mit jubelndem Schrei stürzte Gotelinde auf ihn zu.

„Nun, Dank sei den Göttern!“ sprach er, tiefatmend, nach inniger, stummer Begrüßung. „Wo warest du heute? mein Auge hat dich gesucht,“ fragte er fast vorwurfsvoll.

„Komm und sieh, was mich hielt!“ antwortete sie, indem sie ihn niederzog. Da lagen Seite an Seite Germar und Werno tot. „Im Kampfe um Teuts Land sind sie gestorben; klage nicht um sie, Dagobert!“ bat Gotelinde.

„Klagen? beim Licht der Sonne, nein! — Ich glaubte sie auf dem Wege nach Rom,“ versetzte Dagobert.

„Noch bevor der Mond seinen Wechsel vollendet, sollten sie über den Rhein gehen mit Tausenden germanischer Jünglinge,“ berichtete Gotelinde. „Bis die Schar vollzählig würde, befanden sie sich unter strenger Hut bei Varus' Legionen. Da hat der Tag der Schlacht ihre Bande gesprengt; den sterbenden Römern haben sie die Waffen entrissen und starken Auerstieren gleich gekämpft, bis sie fielen, brüderlich, Seite an Seite. So fand ich sie heute, da ich dich suchte. Noch lebten sie; die Wunden brannten, die Lippen lechzten vor brennendem Durst. Ich habe ihnen die Pfeile aus der Wunde gezogen und sie laben können mit köstlichem Wasser aus dem Quell. Ich verließ sie nicht mehr, und als ich ihnen, da die Sonne unterging, sagen konnte, daß Varus tot sei, die Legionen vernichtet und das Land der Söhne Teuts frei — da sind sie fröhlich gestorben.“

Dagobert neigte sich nieder, berührte der Toten kalte Hände und sprach: „Wie dürfte ich um sie klagen, die in diesem glorreichen Kampfe fielen? — obwohl ich allein übrig geblieben von Vater Friedíberts Hause. Auch mein Vater ist tot und Amalgunda.“

„Ist sie tot? die Mutter und auch der Ahn?“ ertönte ein schriller Ruf zur Seite, und Amalgundas Sohn trat aus dem Gebüsche hervor. So heldenmütig sich der Knabe in Kampf und Not gehalten hatte, so stürzten ihm jetzt die hellen Thränen aus den Augen, und verzweifelnd warf er sich zur Erde nieder.

Dagobert, der starke Mann, schwieg erschüttert, Gotelinde aber beugte sich sanft über den Knaben und sprach: „Hörst du die Männer jubeln rings auf den Höhen? Klage du nicht um Mutter und Ahn, Roderich! Sterben war ihnen süßer als leben, ihnen allen, die heute die deutsche Erde röteten mit ihrem Blute. Von Wodans Himmelsauen blicken sie nieder und jubeln über das befreite Land der Väter. Frohlocke auch du, Roderich, der du die herrliche Schlacht schauen durftest mit deinen jungen Augen und noch als Greis mit weißen Haaren den Enkeln erzählen wirst von den Tagen, die du miterlebt hast! Du wirst sie ja nie vergessen, Roderich, wirst heranwachsen würdig deines gemordeten Vaters, deiner heldenmütigen Mutter und deines Ahnes Friedibert."

„Ja, ich will ihrer würdig werden!" rief der Knabe, sich aufrichtend, während die Thränen auf seinen Wangen stillestanden. Gotelinde aber fuhr jetzt zu Dagobert gewendet fort: „Wohl den Toten! aber wohl auch denen, die leben! Noch leben unsere Kinder, und Kunerichs Kinder sollen uns wie die unsern sein, sollen weder Vater noch Mutter je missen! Hörst du das Jauchzen rings von den Höhen?" Dagobert beugte sich nieder, den Säugling zu küssen, der in der Mutter Arme auf dem blutigen Schlachtfelde eingeschlummert war. In freiem Lande durfte er nun aufwachsen, kein Römerbeil, keine römischen Ruten, keine Fesseln konnten ihm drohen.

Und abermals drang Siegesjubel von Höhen und Thälern in die Waldesstille.

Der Tod hatte gewaltige Ernte gehalten. Drei der besten Legionen, dazu noch sechs Kohorten Fußvolks, drei Centurien Reiterei, ebensoviel gallische, niederländische und rheinische Hilfsvölker, von den Römern ins Vordertreffen gestellt, lagen am Boden. „Ein roter Blutbach," sagt der Geschichtschreiber, „ging zur Weser, der andere zur Lippe und der dritte zum Rheine."

Zwei der stolzen römischen Adler, die, im Sonnenglanze funkelnd, den Legionen voranleuchteten, waren in der Deutschen Händen. Den der dritten Legion hatte der römische Fahnenträger sterbend in den blutgetränkten Sumpf versenkt, aus dem er erst nach Jahrhunderten wieder aufgefunden wurde.

Über das blutige Feld schritt Hermann, ordnend und suchend, nachdem ihm eine greise Germanenfrau, die über den Leichen dreier Söhne jetzt nicht klagte, die Wunden mit geübter Hand verbunden hatte. An Toten und Sterbenden ging er klaglos vorüber. Zu helfen war jetzt keine Zeit, und fürs Vaterland zu fallen galt für Glück und Ruhm. Den zerstreuten Reiterscharen rief er zu, sie sollen der Ruhe pflegen die Nacht über, dann aber des Morgens sich wieder sammeln, denn es gelte, die römischen Burgen durchs ganze Land zu erstürmen und zu brechen.

Drauf schritt er weiter, Siegmar zu suchen, seinen greisen Vater, der die drei Tage durch wacker gekämpft, zuletzt einen Posten am Ausgang der letzten Schlucht

behauptet hatte. Vergebens aber suchte er jenen Platz auf und ab unter den Lebenden und Toten. Plötzlich rief eine jugendlich helle Stimme: „Hermann!“ — Sigismund, sein Schwager, des Segestes Sohn, war es, der mit Jünglingseifer herzustürzte.

„Sigismund?“ sprach Hermann, sich umwendend.

„Welch ein Sieg!“ rief der Jüngling aus; „meine Schar hat einen Adler erbeutet. In den Eichenhainen wollen wir ihn, den Göttern geweiht, aufstellen. — Doch komm, laß dich zu deinem Vater führen, dem Thusnelda die Wunden verbindet, drüben unter der Eiche!“

Eilig folgte Hermann dem Jünglinge und traf den Vater in treuer Pflege, lächelnd trotz der Wunden. Nur einen Blick tauschten Vater und Sohn. Worte genügten nicht für das, was sie sich zu sagen hatten.

„Willkommen, Thusnelda!“ sagte Hermann darauf, sich an die Jungfrau wendend, die mit echt weiblicher Sorgfalt ein Lager von Moos und Fellen für den Verwundeten zurechtmachte.

„Wo die Männer für des Vaterlandes Freiheit kämpfen, darf auch das Weib, des Mannes Gehilfin, nicht fehlen,“ antwortete sie, indem sie den Greis sanft auf das Mooslager bettete.

„So sei auch mir jetzt Gehilfin, Thusnelda!“ rief Sigismund. „Schau, nicht als ein Feigling bin ich aus dem Kampf gegangen!“

Thusnelda beugte sich nieder, um die tiefe Wunde auszuwaschen und zu verbinden, die ein Römerschwert über Brust und Schulter ihrem Bruder geschlagen hatte. Hilfreich leistete auch Hermann Handreichung. Er füllte seinen Helm mit Quellwasser, womit sie die Wunden auswusch.

„Hermann, die Wehrmannen suchen nach dir!“ rief in diesem Augenblick eine bekannte Stimme. Es war Segestes, der herzukam. „Auch du hier, Thusnelda?“ fragte er zürnend, als er die Tochter erblickte.

„Ja, Vater,“ antwortete die Fürstentochter und Fürstenbraut, „sollte ich allein nicht teilhaben an der Ehre deutscher Frauen, Kampf und Not zu teilen mit Vätern, Brüdern und Männern?“

Indem sie sich bei diesen Worten wieder zu dem Bruder hinabbeugte, um die ausgewaschene Wunde sanft und sorglich zu verbinden, wurde Segestes erst des verwundeten Sohnes gewahr. „Du bist verwundet, Sigismund?“ fragte er angstvoll mit erwachendem väterlichen Gefühle.

„Ja,“ antwortete der Jüngling; „mit meinem Blute habe ich die Schmach abgewaschen, daß ich einst Römergewand und römische Würden getragen habe. Und auch du, Vater, hast gestritten in den Reihen der Stammgenossen, — ausgesöhnt ist aller Zwist vergangener Zeiten. — Du bist eins mit Hermann — —“

Die Stimme versagte dem Jüngling bei diesen Worten; bewußtlos fiel er nieder infolge der Anstrengung und des Blutverlustes.

In liebender Sorge bemühten sich Vater und Schwager um den Jüngling. In diesem Augenblick verband sie ein gemeinsames Gefühl. Segestes konnte dem Helden nicht mehr zürnen, der für seinen Sohn wie für einen Bruder fühlte.

Bald siegte die Jugendkraft des Verwundeten über seine Schwäche. Er atmete tief und schlug die Augen auf. Da tönte ein brausender Ruf näher und näher zu aller Ohren. „Hermann Herzog!" tönten Tausende von Stimmen.

Und heran drangen die Scharen, die ihn rings auf dem Schlachtfelde gesucht hatten. Jubelnd umringten sie ihn und priesen ihn, und die Schwerter schwingend jauchzten sie ihm ihre Siegeslieder zu.

Wer warf das große Heer aufs Feld?
Siegmars, des Helden Sohn, ein Held!

Sie hoben ihn empor auf den festen Eichenschild, den die stärksten Männer in die Luft hoben — und weiter zogen sie mit ihm frohlockend zum nächsten heiligen Haine, der den Göttern geweiht war. Dort wurden die erbeuteten römischen Adler, die Fahnen und Standarten niedergelegt, die Köpfe der Pferde und der gefallenen Römer als blutige Siegeszeichen ringsum an die Baumstämme geheftet.

Dann tanzten die Jünglinge beim Fackelglanze den feierlichen Schwerttanz, und durch die Stille des heiligen Haines, durch die Wälder, in denen drei Tage lang der Sturm getost und der Schlachtruf gegellt hatte, klang nun der Siegesgesang und der unermeßliche Jubel.

Es ist vollbracht, kein Römer lebt,
Der nicht mit Fesseln gebunden bebt.
Blutig rot
Grinst der Tod
Auf die Trümmer der Legionen.
Dahingerafft
Ist Romas Kraft
Durch den tapfern Arm der Teutonen.

Nie wieder haben die Römer nach der Teutoburger Schlacht festen Fuß im innern Deutschland gefaßt, so manche Kriegszüge sie auch noch unternahmen; nie wieder hat römische Knechtschaft, römisches Laster die Herzen der Deutschen vergiftet.

# Sigulf und Grimolt.

# 1.

# Auf dem Siegesfelde.

Als die Wut der Sieger gesättigt
Und die römische Kraft in Germaniens Wäldern zerstäubt war,
Da erscholl dem Gotte der Schlachten, dem Vater der Helden,
Jubelndes Siegesgeschrei, und die Barden sangen dem Hermann
Kräftige Lieder zum Ruhme, dem Retter germanischer Freiheit.

Heller Siegesjubel erfüllte den weiten teutoburgischen Wald. Frei war das Land der Deutschen von römischer Gewaltherrschaft und römischer Sittenvergiftung. Gebrochen war zum erstenmal die Macht der stolzen Roma, die bisher alle Lande der Erde beherrscht und ihnen das Lebensblut ausgesogen hatte, der Wölfin gleich, die sie im Wappen führte.

Mitten aus dem dichtesten Teile des Waldes ragte der den Göttern geweihte Hain, sonst von hochragenden Eichen, dichtbelaubten Buchen und immergrünen Eiben in dunkeln Schatten gehüllt, wie die Gottheit selbst den deutschen Völkern erschien; heute aber war er umgürtet von hellem Flammenschein, denn ringsum prasselten Edeltannen und Fichten in lodernden Freudenfeuern und verbreiteten harzigen Duft, dem Weihrauch gleich, durch die herbstliche Nacht.

Um die Feuer tanzten Männer und Jünglinge; sie schwangen blutgetränkte Waffen über den Häuptern und sangen jauchzende Siegeslieder, deren Schall den weiten Wald erfüllte.

Wodan Donnerer, sie sanken,
Die Eroberer,
Die Tyrannen, durch den schlanken
Deutschen Todesspeer.

Ha! wie hieben löwenmutig
Todeswunden wir!
Ächzend flohen sie und blutig,
Jauchzend folgten wir.

Um die schimmernden Altäre
Mit dem Eichenkranz
Tanzen wir zu deiner Ehre
Frei den Lanzentanz.

Fernab vom Götterhaine, längs des bluttriefenden Weges, wo das Römerheer den Untergang gefunden hatte, lagen stille die Toten, Römer und Germanen; dazwischen stöhnten, auf Moos und Schlamm verblutend, die Verwundeten und Sterbenden. Dort irrten jetzt vereinzelt noch Männer und Frauen umher, es suchte der Bruder den Bruder, der Sohn den Vater, die Frau den Gatten, die Mutter den Sohn.

Auf dem Platze, wo die letzte römische Schar mit ihrem Hauptmann Eggius noch im Verzweiflungskampf gestritten hatte, lag unter einem Haufen toter Römer ein junger Germane, lebend, doch schwer verwundet. Kein Vater, kein Bruder suchte ihn auf, denn beide lagen unter den Toten; die Mutter hatte er längst betrauert, die einzige Schwester war vor kurzem von frechen Römern geraubt worden und hatte freiwilligen Tod der Entwürdigung der Sklaverei vorgezogen. So war Grimolt der Letzte seines Hauses, und auch sein Leben schien rasch zu verbluten. Er war nicht mehr fähig, sich unter den Toten, die ihn unter ihrer Last begruben, hervorzuarbeiten. Schon begannen seine Sinne zu schwinden, als er noch die letzte Kraft zusammenraffte, um sterbend einzustimmen in den Jubelgesang, der aus der Ferne ertönte.

Dieser schwache Siegesruf ward ihm zur Rettung, denn ein Jüngling, der über das Totenfeld schritt, vernahm denselben und eilte herzu. Mit schwindendem Bewußtsein empfand Grimolt, wie er vom Boden aufgehoben und von starken Armen hinweggetragen wurde. Nur traumhaft noch fühlte er sich sanft auf weichen Moosboden niedergelassen, dann senkte sich tiefe Nacht auf seine Sinne.

„Ist er tot?“ fragte sich der hochgestaltete Jüngling, Sigulf, aus dem Stamme der Marsen, der ihn hierhergetragen hatte und jetzt ratlos neben ihm stand. „Es ist der starke Brukterer, den ich im Kampfe mit dem römischen Centurio sah. Wie ein Auerstier brach er los gegen den römischen Wolf. Sollte er tot sein und nicht hören den Siegesgesang, nicht heimkehren zum Hause seines Vaters?“

So sprach der Jüngling in lebhafter Erregung, und hilfesuchend schauten seine Augen ringsumher. Nirgends war ein lebendes Wesen in der Nähe. Nur Tote ringsum. Doch ja, ein weinender Laut drang an sein Ohr; er schritt weiter und erblickte eine Jungfrau, die, über eine Leiche geneigt, dem Jammer ihres Herzens sich überließ.

„Was weinst du, Maid, an diesem Abend des herrlichen Sieges?“ rief Sigulf, näher zu ihr herantretend, mit fast zürnendem Tone.

„Es ist mein Vater, den ich hier tot fand; gestern fiel mein letzter Bruder, ihrer zwei haben die Römer früher erschlagen, und über ihren Leichen ist die Mutter im Jammer gestorben,“ sprach die Jungfrau, indem sie sich neben der Leiche aufrichtete.

„Ist dir auch Vater und Bruder gefallen," antwortete der junge Marse, „zum Trauern bleibt dir noch lange Zeit. Jetzt komm und hilf mir! Ein junger Kämpe, der mit deinem Vater und Bruder wider die Römer gestritten hat, blutet sich hilflos zu Tode."

Ohne Widerrede verließ die Jungfrau die Leiche und folgte Sigulf bis zu dem Orte, wo er Grimolt auf dem Wurzelgebiet einer weitschattenden Eiche ins Moos gebettet hatte. Rasch beugte sie sich auf diesen nieder und untersuchte sorgfältig die Wunden des leblos Hingestreckten. Ängstlich harrend stand Sigulf daneben; er achtete nicht auf den Siegesjubel, der fern und ferner herschallte, er vernahm nicht, daß sein eigener Name von den Gaugenossen gerufen wurde; ihm lag jetzt vor allem daran, zu erfahren, ob der junge Brukterer, den er im mannhaften Kampfe mit dem stahlbewehrten römischen Centurio hatte obsiegen sehen, dem Tode verfallen sei oder von seinen Wunden genesen werde.

Behutsam löste währenddessen die Jungfrau das mit Blut festgeklebte Wolfsfell von Brust und Schulter des Verwundeten. Dann richtete sie sich auf und bedeutete mit wenigen Worten dem Marsenjüngling: „Hole mir Wasser herzu!" Rasch eilte dieser hinweg und war so glücklich, bald einen rieselnden Bach zu finden, aus dessen klarer Flut er seinen Lederhelm füllte und zurückbrachte.

Die Jungfrau riß ein Linnenstück von ihrem eigenen Gewande ab, tauchte es ein und wusch die Wunden des anscheinend Leblosen sorgfältig aus. Dieser zuckte. „Er lebt," sprach sie, und eine hohe Freude leuchtete aus den Mienen des jungen Marsen.

Ruhig fuhr die Jungfrau fort, die Wunden des Brukterers zu verbinden. Dieser seufzte mehrmals schmerzhaft auf, aber ohne zum Bewußtsein zu erwachen.

Abermals näher schallte der Siegesjubel, doch noch achtete Sigulf nicht darauf.

„Sprich, Maid, kann der Kämpe noch genesen?" fragte er, sich tief über den bleichen, schwach Atmenden niederbeugend.

„Noch lebt er," antwortete sie, „und stark ist das Leben in dem jungen Körper. Doch viele Kraft ist auch mit dem Blute verströmt. Der wunde Mann muß Ruhe haben und sanfte Pflege, um noch einmal zu genesen zu frischer Manneskraft."

„Noch lebt er — drum soll er auch am Leben erhalten werden und wieder erstarken!" rief Sigulf aus. Ein Freudenschimmer überflog sein helles, jugendliches Antlitz. Sein Herz schlug in Liebe und Bewunderung für den unbekannten Mann, der im gemeinsamen, heiligen Kampfe so unerschrocken gestritten hatte.

Und wirklich! Grimolt schlug die Augen auf, er schaute mit irrem Blicke bald seine Pflegerin, bald seinen Retter an. Dann fragte er mit schwacher Stimme: „Seid ihr Boten aus Wodans Hallen? Habt ihr den Toten auf-

genommen, der gefallen ist im Kampfe mit dem Centurionen? — Führt ihr mich zum Gastmahl der Helden ein in die ewigen, sonnigen Hallen des Himmels? — Ihr gehöret nicht der Todesgöttin Hele an, der unterirdischen, schrecklichen — ihr stammet vom lichten Sonnengotte! — Dich kenne ich, holde Walküre mit dem goldenen Haare, du bist Gudula, meine verstorbene Schwester — sei mir gegrüßt, du Wiedererstandene, in Wodans Reich! — Aber du, kühner, junger Recke, der mich vom Totenfeld hintrug, in die lichten Gefilde der Sonne — wie bist du genannt?"

„Er träumt — er wähnt tot und in Wodans Hallen zu sein," sprach Sigulf. „Wache auf, starker Brukterer! Du lebst noch im Lande der Söhne Teuts, das du mit uns befreien halfst aus den Fesseln der gierigen Römer!"

In diesem Augenblick schollen laute Rufe in der Nähe: „Da ist er und lebt! Auf, Sigulf, dein Vater sucht dich! Herzog Hermann selbst fragt nach dir! Komm, du fehltest uns beim Siegestanze! — Einen römischen Adler hast du errungen. — Heil dir, Sigulf, alle Marsen rühmen sich deiner!" So tönten jubelnde Rufe durcheinander, und der Jüngling ward von den Waffengenossen umringt.

„Laßt mich hier! — Schaut, jetzt wird er erwachen — er muß von seinen Wunden genesen!" sprach Sigulf sich der Andringenden erwehrend.

„Wer ist der wunde Mann?" hieß es im Kreise der Jünglinge. „Wäre es dein Bruder, oder hättest du mit ihm Blutsfreundschaft beschworen — du mußt ihn der Hut der Maid überlassen. Wunden zu pflegen ist der Frauen Pflicht den Männern liegt heute Ernsteres ob. — — Du zauderst hier und weißt nicht, daß Herzog Hermann die deutschen Völker zum Bruderbündnis ruft. Er ruft auch dich, Sigulf, mit uns zu schwören zum hohen, herrlichen Bund."

„Fürst Hermann ruft? Ich folge euch!" rief jetzt plötzlich der junge Marse aus und richtete, wie aus tiefem Vergessen erwachend, sich auf. Einen langen Blick warf er noch auf den Verwundeten. „Warte du des wunden Mannes!" sprach er, zu der Jungfrau gewendet; „wenn mein Bruder, mein Vater statt seiner hier sterbend läge, ich müßte jetzt ihn verlassen. Aber ich komme wieder zurück und bringe Hilfe für ihn."

Dann eilte er hinweg mit den Kampfgenossen, um mit ihnen das Bündnis zu beschwören, zu dem Herzog Hermann, der Retter des Landes, die deutschen Völker aufrief. Hatten sie doch alle in diesen drei Tagen des harten, ruhmvollen Kampfes empfunden, was sie geeinigt vermögen, und wie der Zwist Deutscher gegen Deutsche nur ihre Kraft geschwächt und Leben und Freiheit dem fremden Eroberer zur Beute gegeben habe.

Wir Söhne Teuts, wir haben Jünglinge,
Mit leichten Blumenschilden und schönen Wunden
Die lieber sterben als leben,
Wenn's gilt für die Freiheit.
Wir Söhne Teuts, wir haben Männer und Greise,
Mit großen, schönen Narben der Schlacht,
Die lieber sterben als leben,
Wenn's gilt für die Freiheit.

In eiligem Laufe, nicht beachtend, daß die Zweige des Dickichts ihnen ins Gesicht schlugen, daß das Dornengestrüppe ihnen die nackten Beine zerriß, erreichten die Jünglinge den Götterhain.

Rings um denselben war's stille geworden. Der Waffentanz ruhte. Männer und Jünglinge standen geschart in dichtem Kreise um Hermann, den Herzog, der hoch auf einem Felsen des Götterhaines emporragte, sie alle überschauend und von allen, auch den ferne Stehenden, gesehen.

Stumm lauschten die Tausende der Deutschen seinem Rufe. Es schwiegen verschüchtert die Waldvögel; die Auerstiere, die Bären und Wölfe hatten sich vor dem Schlachtenlärm in Waldesfernen geflüchtet; nur die Feuer rings um den Hain prasselten und die Baumwipfel flüsterten, vom Windhauche bewegt, als wollten sie ihre Zustimmung zu den Worten des Helden geben, als er begann: „Hört mich, ihr Cherusker, ihr Chatten, ihr Sigambrer, ihr Brukterer und ihr Marsen unten am Meeresstrande! Nennt ihr nicht alle euch Söhne Teuts? Bewohnet ihr nicht alle ein Land, schön und milde in sonnenheller Sommerzeit, herrlich und schön auch, wenn in Winternächten Mondes- und Sternenglanz ob den beschneiten Wäldern und Fluren glänzen? Seid ihr nicht alle Brüder, die ihr dies Land eure Mutter nennet, und Vater den Teut, den Gewaltigen, vom Gotthauche Beseelten?"

Der Redner hielt inne; die Männer schauten empor zu seinem Antlitz, das vom Mondeslicht und Feuerglanze erhellt war; ein Windstoß lief durch die Wipfel des Waldes, ein Ruf durch die Reihen der Männer: „Ja, wir sind Brüder, wir alle, Marsen und Brukterer und Cherusker und Chatten und Sigambrer!"

Allmählich erst verhallte der Ruf, der Windstoß in den Baumwipfeln verklang in leisem Säuseln, und Herzog Hermann fuhr fort: „Als Brüder habt ihr gekämpft für das gemeinsame Land eurer Väter und eurer Kinder. Bezwungen habt ihr im blutigen Kampfe die stolzen Römer, die sich Herren wähnten des Weltalls, die mit ihren Lastern unsere Erde befleckt, mit ihren Ketten unsere Männer gebunden, mit ihren Beilen sie schimpflich getötet haben. Ihr habt sie bezwungen, weil ihr wie ein Mann zusammenstandet gegen den gemeinsamen Feind. Ihr freut euch gemeinsam des Sieges, und gemeinsam werden eure

Kinder seine Früchte einernten. Oder ist ein Stamm, eine Sippe, ein Mann unter euch, der vor den andern den Eichenkranz des Sieges errungen haben will?"

Da tönte wie ein Sturm der tausendfache Ruf: „Keiner ist da vor den andern — wir haben gemeinsam gekämpft und gesiegt!"

Lauter als alle, die ihn umstanden, rief Sigulf. Er schwang sich zwischen zwei biegsamen Birkenstämmen in die Höhe, so daß er über die Reihen der Männer hinwegschaute, und erhob aufs neue den Ruf, der weit im Walde wiedertönte: „Keiner, keiner gilt vor den andern — gemeinsam haben wir gekämpft und gesiegt!"

Er durfte ja lauter rufen, als die andern, weil er es war, der einen römischen Adler erbeutet hatte, der dennoch keinen Ruhm vor den andern voraushaben wollte, die wie er ihr Leben preisgegeben hatten.

Abermals ward's stille; wieder trat Hermann vor auf die Felsenspitze, und hell spielte der Flammenschein um sein Gesicht, als er zum drittenmal begann: „So vereinigt denn am heiligen Tage des gemeinsamen Sieges euch alle zum gemeinsamen Bunde! Es droht uns Roms gewaltige Macht mit blutiger Rache. Es lauern neidisch die unterworfenen Hilfsvölker der Römer, die Gallier, die Pannonier und die andern, die rings an unsern Grenzen wohnen. Darum schwöret jetzt: Wo ein Stamm angegriffen wird, da wehren sich die andern alle für ihn. Wo einer zum Kampfe auszieht, da bewaffnen sich die andern mit ihm wider den gemeinsamen Feind; unter sich aber halten alle fest am gemeinsamen Bruderbunde, die Marsen und die Cherusker und die Brukterer und die Chatten und die Sigambrer!"

Einen Augenblick herrschte feierliche Stille; dann tönte es in brausendem, tausendstimmigem Rufe: „Wir schwören den Bund, wir Marsen und Cherusker und Chatten und Brukterer und Sigambrer!"

„Und alle heute noch fernen Söhne Teuts!" ergänzte Hermann.

„Und alle fernen Söhne Teuts!" tönte es tausendstimmig zurück.

„Wir schwören den Bruderbund, teuer sei er uns wie das Land der Väter und der Kinder! teuer, wie die heiligen Haine der Götter, teuer, wie das Blut unserer Väter und Brüder und Söhne, das vergossen wurde auf der heimischen Erde!" So klang es immer aufs neue bis in die fernste Waldestiefe und wieder zurück. Und Männer und Jünglinge hoben die Schilde empor und stürmten heran mit dem Rufe: „Hermann sei unser Herzog, wie heute, so auch fürder! Hermann soll uns vereinen im Frieden wie im Kampfe!"

Der Lärm und das Gedränge wuchs. Sechs der Tapfersten stürmten heran und hoben Hermann auf den Eisenschild, den sie hoch über die andern empor-



Lith. Anst. v. A. Burkhardt, Leipzig-R.

hoben. Jubelnd trugen sie ihn durch die zujauchzenden Reihen, er aber hob die Hand zum Schwure der Treue für das Land der Väter, für alle Stämme Teuts, die darin wohnten.

Spät erst verhallte der brausende Jubel. Noch einmal neigte sich Hermanns jugendliche Heldengestalt, licht erhellt vom Feuerglanz, über die Männerreihen hinab, dann sprang er zurück auf den Fels und verschwand im Dunkel der Eichen. Seine Worte aber klangen fort in den Gemütern. Der erst gemeinsam geleistete Schwur wurde hundertfach von einzelnen wiederholt. Wie zuvor ein Volksstamm den andern, und allen der Herzog Treue in Not und Tod gelobt hatte, so schwuren sich jetzt beim flackernden Siegesfeuer Männer und Jünglinge aus den verschiedenen deutschen Stämmen den Freundesbund, der von ihnen ebenso unverbrüchlich gehalten wurde in Not und Tod, wie die Pflichten und Bande der heilig geachteten Blutsverwandtschaft.

---

## 2.

## Laß mich dir Vater und Bruder sein.

Unter Jubelgesängen, Tänzen und Gelagen war die Nacht vergangen. Hermann störte die Siegestrunkenen nicht weiter; er wußte, daß nach schwerem Leide und heißem Kampfe auch die Siegesfreude sich schrankenlos ergehen wolle. Als aber das Morgenrot durch die Waldwipfel glühte und die nächtlichen Feuer in Asche verglommen, rief Hermanns Stimme die Scharen abermals zusammen und forderte alle Jünglinge und jüngeren Männer auf, mit ihm die Flüchtlinge zu verfolgen, die festen, ummauerten Plätze, mit denen die Römer das freie deutsche Land wie mit Ketten belastet hatten, zu brechen und zu zerstören, damit hinfort kein römischer Legat und keine römische Legion mehr festen Fuß fassen könne auf Deutschlands Erde.

Alle Deutschen empfanden die Notwendigkeit, den Sieg also zu befestigen; doch nicht der ganzen Masse der Völker bedurfte es zu dem Zerstörungswerke. Hermann wählte die jungen, frischen und rüstigen Leute aus, während er die älteren und schwächeren entließ, um die frohe Siegesbotschaft in alle Gaue des deutschen Landes zu bringen.

Mit Hermanns Heer zog auch Sigulf hinweg, um von der Weser bis zum Rheine alle römischen Festungen, Standlager und Pflanzstätten zu zerstören.

Während die Scharen der Sieger forteilten, war die Jungfrau, die Sigulf

Landesbibliothek Detmold

von der Leiche ihres Vaters hinweggeholt hatte, bei einbrechender Nacht in tiefer Waldesstille allein bei dem wunden Manne zurückgeblieben. Sie fühlte weder Angst noch Grauen. Es war ja geweihter Gebrauch der Germanen, daß die Frauen, Töchter und Schwestern den Männern in den Krieg nachfolgten, um die Streitenden immer aufs neue mit Speise, Trank und frischen Waffen zu versehen, die Verwundeten zu pflegen und die Toten liebend zur Ruhe in die Erde zu betten. Zu diesem hohen Berufe wurden die Frauen erwählt, weil sie von den rauhen Germanen höhergeachtet waren, als von den stolzen Römern, den feingebildeten Griechen. Und dieser hohen Wertschätzung als stete Gefährtinnen des Mannes im Streit und Frieden, in Not und Tod strebten sich die germanischen Frauen und Jungfrauen wert zu halten.

Otila, dies war der Name der Jungfrau, war wohlversehen mit allem, was für die Pflege Verwundeter nötig war. Darum ängstete sie sich nicht bei stiller Nacht im Waldesdunkel inmitten Tausender von Toten. Als Sigulf hinweggeeilt war und sie sich allein sah mit dem Verwundeten, beugte sie sich nieder über diesen und lauschte auf seine Atemzüge. Sie waren ruhig und tief. „Er schläft, ich kann ihn verlassen," sprach sie für sich, indem sie sich erhob.

Mit scharfem Blicke schaute sie erst ringsum, damit sie bei der Rückkehr den Platz nicht verfehle. Inmitten ragte eine Eiche, unter deren weitästigem Obdach der wunde Mann lag. Ringsum schatteten dicht verzweigte Buchen, ein Bach floß dahin, mit Erlen besäumt, auf kleiner Anhöhe stand eine Linde. „Leicht erkenne ich den Ort nun wieder," sprach sie für sich, das Gewand hoch emporschürzend, indem sie weiterschritt.

Flüchtigen Schrittes eilte sie, dem Laufe des Baches entlang, und gelangte schnell aus dem Schatten der Buchen und Erlen in ein muldenförmig erweitertes Thal. Einen Augenblick stand sie hier stille, von Grauen überwältigt. Das war das Feld, wo der letzte Rest der dritten Legion im Todeskampf erlegen war. Hell blinkte das fahle Licht des Mondes auf die leichenbesäete Stätte, wo sie lagen, stumm und bleich, Leiche an Leiche, die stolzen Römer, die riesigen Deutschen.

Die Hände vors Gesicht haltend kämpfte Otila erst mit dem Schauder, der sie überwältigte und zur Rückkehr drängen wollte. Doch die Not zwang sie, sich zu fassen, und festen Fußes schritt sie vorwärts mitten unter die Toten.

Jetzt beugte sie sich nieder, zog sanft erst ein Bärenfell von den Schultern eines Germanen, dann löste sie den Harnisch eines Römers und streifte ihm mit linder, leiser Hand das feine Wollengewand, die Tunika, ab, ihn sanft wieder auf die Erde niederlassend. „Euch nützt das nichts mehr, aber der junge Kämpe bedarf es," sprach sie laut, als wollte sie sich bei den Toten entschuldigen. Und rasch kehrte

sie sich ab. Flüchtiger und immer flüchtiger, als überkomme sie jetzt neu der überwundene Schauder, eilte sie zurück der weitästigen Linde zu, bis sie den Schatten der Buchen und in ihrer Mitte die hochragende Eiche wieder erreichte.

Rasch beugte sie sich nieder auf den verwundeten Mann. Er schlummerte fort, doch schwer rang sich der Atem aus der Brust. Zeit war's, ihn auf warmes Lager und unter Obdach zu bringen. Wie froh schlug nun Otilas Herz! Weit war's bis zum nächsten Gehöfte und niemand zur Stelle, den wunden Mann dorthin zu bringen. Aber sie hatte jetzt zur Hand, was ihm nötig war.

Sanft hob sie den Schlummernden empor, um den feuchten Boden unter ihm mit dem dichten Bärenfelle zu bedecken; dann legte sie einen Wolfspelz auf seine Füße, ein leichtes Lämmerfell über seine Schultern und Brust. Zuletzt brach sie Zweige von den nahen Bäumen, steckte sie in die feuchte, klebrichte Erde und breitete die feine, römische Tunika darüber, das ward ein köstliches Zelt, das den Kranken wie eine warme Hütte umgab. Als sie dies alles bewerkstelligt hatte, holte sie Wasser in dem blanken Römerhelme und kühlte leise und sanft die trockenen Lippen und die vom beginnenden Wundfieber brennenden Schläfen des Pfleglings. Ruhig setzte sie sich dann nieder, denn es gab für den Augenblick nichts mehr zu thun; doch der Schlaf blieb ihren Augen ferne.

Vor wenigen Tagen erst war sie aus dem heimischen Gehöfte aufgebrochen, um dem Vater und Bruder zu folgen in die große Völkerschlacht. Während diese mit den andern Männern in Keildrungen geschart vernichtend auf die Römer eindrangen, hatte Otila mit zahllosen Frauen und Jungfrauen, beladen mit Speisen, Linnenzeug und köstlichem, selbstbereitetem Wundbalsam, ihren Weg in geringer Ferne im Waldesdunkel verfolgt.

Gestern war der Bruder gefallen; ihm hatte ein Römerschwert das von den blonden Locken umwallte Haupt gespalten; kein Wundbalsam konnte den Toten mehr wecken. Heute, im letzten, heißesten Kampfe, war auch ihr Vater nach wildem Streite dem Römerschwerte erlegen. Mit tief klaffender Wunde in der nackten Brust lag er zu Boden, als die Tochter, die von der Waldeshöhe herab den Kampf beobachtete, zu seiner Hilfe heraneilte. Es war der Heldenstarken gelungen, den wunden Mann hinweg in den schützenden Waldesschatten zu bringen. Aber vergebens suchte sie das rinnende Herzblut zu stillen, er starb in ihren Armen, froh über den errungenen Sieg.

Während Otila über seine Leiche sich klagend neigte, empfand sie nichts von dem glorreichen Siege ihres Volkes, sie fühlte nur, daß sie nun völlig einsam stehe auf der Welt, verlassen von allen den Ihrigen. Als aber der unbekannte Jüngling sie herzuholte, einen Verwundeten zu pflegen, der ihr ebenso fremd war wie derjenige, welcher sie gerufen, der aber mit ihrem Vater und Bruder für das Land

der Väter gestritten hatte, riß sie sich aus der Trauer empor, es galt, eine neue, heilige Pflicht zu übernehmen, und sie durfte derselben sich nicht weigern.

Jetzt, als sie wachend am stillen Lager des Bewußtlosen saß, kehrten ihre Gedanken zurück zu dem verlorenen Vater und Bruder; doch sie verweilten nicht allein bei der Trauer. Mit der neuen Pflicht war neue Lebensfrische auch über die Verwaiste gekommen, und als sie von ferne die Jubelklänge der Siegeslieder klingen hörte, fanden sie auch in ihrem Herzen Widerklang. Leise singend pries sie glücklich die Mütter, die Schwestern der kommenden Zeit, die nicht mehr ihre Teuren unter römischen Schwertern verbluten sehen mußten.

Inzwischen kam allmählich der Morgen heran. Unruhiger ward Grimolts Schlummer. Immer aufs neue wickelte ihn Otila in die schützenden Decken, damit die Wunden sich nicht in der Kälte verschlimmern. So ging der folgende Tag und wieder einer und noch einer vorüber. Im Walde war's stille geworden, wie zuvor; die Jubelgesänge waren verstummt, denn die streitbaren Mannen und Jünglinge folgten Herzog Hermann und brachen die Römerkastelle, durch welche deutsches Land unterjocht werden sollte, bis an den Rhein.

Noch einmal wiederholte Otila den grausigen Gang zum Leichenfelde. Da sie niemand hatte, um den wunden Brukterer zu bewohnten Stätten zu bringen, mußte sie ihn schützen vor Wind und Wetter, mußte Waffen zur Jagd und Feuerzeug haben, ihm Nahrung zu schaffen. Und ohne alle Hilfe errang sie dies alles. Sie bedeckte den herbstfeuchten Boden rings um den Verwundeten mit warmen Pelzen; sie baute ein neues, erweitertes Zeltdach von römischem Wollenzeuge über ihm; mit den Waffen, die sie vom Totenfelde holte, erbeutete sie kleines Wild; im unfernen Götterhaine, wo die Siegesfeuer hoch geflackert hatten, fand sie noch glimmende Glut und kochte in Römerhelmen kräftige Brühen für den Fieberkranken. So kehrte unter treuester Pflege Grimolt im Verlaufe von neun Tagen allmählich zum Bewußtsein zurück. Befremdet schaute er sich um. Die fremde, treue Pflegerin mußte ihm erzählen, wie alles sich begeben habe, dann erst nahm er geduldig den Heiltrank, den sie ihm aus Wurzeln und Kräutern gekocht hatte, um darauf in neuen Schlummer zu sinken.

Noch einmal verflossen neun Tage, während deren Grimolt, von Schwäche und Mattigkeit gezwungen, auf dem Lager verharrte. Als er am achtzehnten Tage sich erhob, war zwar sein Antlitz bleich, das kurze Linnengewand hing in weiten Falten um den abgemagerten Leib, aber straff hielt er sich empor, seine Hand wog spielend einen abgerissenen Erlenstamm, und in seinen Augen glänzte frische Lebenskraft. Er war genesen.

Wieder mußte ihm Otila erzählen, was sie ihm an seinem Lager schon mehrmals berichtet hatte, wie ein fremder Jüngling ihn, den Bewußtlosen, hier nieder-

gelegt und zu seiner Pflege Otila von der Leiche des Vaters abgerufen habe, wie dieser dann von den Siegesgefährten im Triumphe weggeholt worden und nicht wiedergekehrt sei.

Grimolts eigene Erinnerung ergänzte den Bericht seiner Pflegerin. Er war sich bewußt, wie er unter den Römerleichen verblutend niedersank, wie er sterbend in den fernher tönenden Siegesgesang einstimmte,und wie er sich darauf von starken Armen aufgehoben und weggetragen fühlte. Noch einmal aufblickend, ehe ihm das Bewußtsein schwand, hatte er seinen Retter geschaut, und jetzt noch stand die hohe Jünglingsgestalt ihm unverwischt vor dem inneren Auge. „Er ist nicht wiedergekommen, doch ich werde ihn auffinden," sprach der Genesende für sich. „Du aber, holde Jungfrau, der ich mehr als ihm, der ich mein Leben danke, kehre zurück zum Hause deines Vaters — ich bin genesen."

„Ich habe kein Vaterhaus, keine Heimat mehr," antwortete Otila wehmütig. „Mein Vater und Bruder sind gefallen in der blutigen Schlacht — ich bin verwaist auf heimischer Erde."

„So laß mich dir Vater und Bruder sein," sprach Grimolt, „wie du mir Schwester- und Muttertreue erwiesen hast! Zwar ist meine Herde klein, und ohne Knecht bebaue ich mein Feld. Ein Haus, vom Vater ererbt, steht am Waldgehege, drin ist der Herd aufgemauert mit zwei kupfernen Kesseln zum Brauen des Biers und zum Färben der Gewande. An Fellen und Pelzwerk ist nicht Mangel; Pfühle, von der Mutter mit Federn gefüllt, liegen auf den Laubsäcken in der Kammer geschichtet. Willst du mir folgen als Hausfrau, mir Schwester und Mutter ersetzen, die ich verlor?"

„Ich will es," antwortete Otila ohne Zögern.

„So führe mich zu deinen Sippen, deines Vaters oder deiner Mutter Brüdern, daß ich dich von ihnen zum Weibe begehre," sprach Grimolt, und zusammen traten sie den Weg nach dem Weserthale an, wo Otilas Sippen wohnten.

Zwei Tage hatten sie zu gehen, dann erreichten sie ein kleines Gehöfte im Cheruskerlande, freundlich von der Weser bespült. Dort wohnte Otilas Ohm, der Bruder ihrer Mutter, samt seinem Weibe und sieben Söhnen, wovon zwei erst zu Jünglingen herangereift waren und ihre scharfgespitzten Waffen im Teutoburger Walde zum erstenmal wider den Feind geschleudert hatten.

Freude erregte Otilas Erscheinen im Hause. Man hatte sie für tot betrauert mit ihrem Vater und Bruder. Mit gewohnter Gastfreundschaft ward auch Grimolt begrüßt und auf den Ehrensitz, einen eichenen Stuhl mit Lehne, oben am geräumigen Tische gegenüber dem hellflackernden Herdfeuer genötigt.

Nach dem Abendessen, als dem Hausvater und den beiden erwachsenen Söhnen mit dem Gaste noch Krüge schäumenden Biers vorgesetzt wurden, begann Grimolt

seinen Bericht über die Rettung vom Totenfelde, über die Pflege, die Otila ihm seitdem gewidmet hatte, durch die er Genesung und Wiedererstarkung erlangt, sowie über das Verlöbnis, das sie beide nun eingegangen hatten. Er schloß mit der Bitte, daß der Ohm und die übrigen Sippen ihre Einwilligung dazu geben möchten, obwohl seine Herde klein sei und er ohne Knecht sein Feld mit eigenen Händen bebaue.

Nachdenklich schweigend hatte der Hausvater Grimolts Erklärung angehört. Indem er vom Stuhle aufstand, antwortete er: „Ist deine Herde klein, so kann sie jetzt sich mehren, da fürder kein römischer Landvogt Kuh und Kalb hinwegholen läßt, um seine Legionen zu speisen. Zwar wohnest du ferne von uns im Lande der Brukterer, und nicht dachten wir, Otila so weit wegzugeben. Aber wenn der Götter allwaltende Macht sie dir vom Totenfelde hinweg zugeführt hat als Pflegerin und Gefährtin, wie sollten wir sie dir weigern? Gerne grüße ich dich als neuen Sippen meines Hauses, und meine Söhne werden den Bruderbund mit dir schließen."

Kräftig schüttelte er nach diesen Worten Grimolts Hand; mit überwallender Freude folgten dem Beispiele des Hausvaters die beiden Jünglinge, die den tapferen Brukterer gerne als Verwandten begrüßten, und mit frommem Glückwunsche auch Frau Hruodrud, die Hausmutter.

In den folgenden Tagen machten die Männer sich auf, um Otilas übrige Verwandte aufzusuchen, ihnen nach löblichem Brauche Grimolt als neuen Familiengenossen vorzustellen und sie zur fröhlichen Hochzeit zu laden.

Als der Mond sich wieder füllte, wurde diese gefeiert. Die Familiensippen kamen mit Söhnen, Frauen und Töchtern, und allen gab das Haus gastliche Aufnahme. Frau Hruodrud schonte die Vorräte im Rauchfange und Keller nicht, um die Gäste reichlich zu bewirten. Die Frauen flochten der Braut blühende Zweige durch ihr goldstrahlendes Haar und legten ihr den silberdurchwirkten Gürtel um das neue, in rötlicher Farbe prangende Linnengewand. So geschmückt überreichte sie dem Verlobten das Weihgeschenk, eine neue Waffenrüstung, bestehend in Schwert, Speer und Schild. Das Brautgeschenk des Mannes, ein Joch Rinder, zum erstenmal vor den Pflug gespannt, als Zeichen, daß er sie zu nähren bereit sei und in ihr eine treue Genossin auch der Arbeit begrüße — konnte sie, so ferne von seinem heimischen Gaue, erst bei der Ankunft in seinem Hause erwarten.

Drei Tage hindurch wechselten mit den Gelagen festliche Waffenspiele; Männer und Jünglinge pflogen Brüderschaft mit dem neuen Genossen. Nur einer fehlte ihm, mit dem er den Freundesschwur vor allen hätte tauschen mögen — der herrliche Jüngling, der ihn vom Totenfelde hinweggetragen hatte. Otila hatte ihm berichtet, er sei von seinen Waffengenossen Sigulf genannt worden, und einer von den cheruskischen Mannen gab zur Ergänzung, daß ein Fürst aus dem Marsen-

lande, Sigulf genannt, mit Herzog Hermann auf dem weiteren Kriegszuge begriffen sei. Mochte es derselbe sein oder nicht, so hegte doch Grimolt die Hoffnung im Herzen, daß ihm von den Göttern vergönnt werden würde, noch einmal mit dem Jüngling zusammenzutreffen, der wiederzukommen versprochen hatte, als er von seinem Lager weggeholt wurde.

Als am vierten Tage das Frührot hinter den Bergen erglühte, brach Grimolt mit seiner jungen Frau auf, von den Verwandten festlich geleitet bis zur Grenze des Gaues. Mehrere Tage durch hatten sie zu wandern bis zum Lande der Brukterer, die westwärts von den Cheruskern, nördlich von den Chatten wohnten, nahe dem Rheine. Speise und Trank und gastliches Obdach fanden sie willig bald in kleiner Hütte, bald in großem Gehöfte. Schon sank eines Abends die Sonne hinter dem Tann nieder, als ihnen ein kleines, einsames Gehöfte entgegenblickte, neben dem ein Knabe einige Rinder und Schafe samt einem Mutterschwein weidete. Der Knabe war Grimolts verwaister Brudersſohn, jetzt wie sein eigener von ihm angenommen, das kleine Gehöfte aber war des Freien selbsterbautes, waldumfriedetes Haus.

---

## 3.

## Auf, nach Deutschland!

In seiner Halle saß der Imperator
Oktavianus Cäsar Augustus —
Der Freude Getöne schwieg vor der Boten Stimme,
Der alternde Cäsar rannt' an der Halle
Marmorsäule die Stirn: „Varus, Varus —
Die Legionen, Varus!"

Inzwischen war die Schreckenskunde von der Vernichtung der römischen Legionen durch die Schlacht im Teutoburger Walde nach Rom gekommen. Kaiser Augustus zerriß im Schmerz sein Gewand, ließ sein Haupthaar ungeschmückt und den Bart lang wachsen, rannte untröstlich wie ein Wahnsinniger an die Thürpfosten und rief laut: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!"

Die ganze ungeheure Weltstadt brach in Wehklagen aus; die edelsten Geschlechter wie die gemeinen Bürger hatten Tote zu betrauern; der entnervten Bevölkerung war aller Mut entsunken; vom Kaiser bis zum gemeinsten Manne glaubte alles die Deutschen vom Rhein und der Donau her schon vor den Thoren von Rom.

Doch die Deutschen hatten nur ihre Freiheit zurückverlangt, sie strebten nicht nach weiteren Eroberungen. Zwar die römischen Schanzen, Wachtürme, Standlager und Kastelle wurden von den Wehrmannschaften der verbündeten Lande von der Weser bis zum Rheine unter Hermanns Anführung gebrochen. Als aber der rauhe

Winter mit Schnee und Eis einbrach, in der Heimat das helle Herdfeuer loderte, zeigte sich eine wachsende Unruhe unter den Wehrmannschaften der Brukterer und Chatten, der Cherusker und Marsen, die vereinigt unter Hermanns Anführung im Felde standen. Noch folgten sie ihm bis zum Rheine. Dort wurden noch manche Festungen gebrochen und der Erde gleichgemacht, aber als die Sonne schwand, der Tag kürzer und kürzer ward, als der beschneite Pfad tief unter dem Tritte der Männer einsank, strebten Männer und Jünglinge nach der Heimat, denn es nahte die festliche Sonnenwendezeit, die Freunde und Sippen zu freudigem Gelage zu sammeln pflegte. Gezwungen machte Hermann Halt im Anblick des grünen Stromes, der dem Lande zur Wehr, aber auch seinen Feinden zum Trutze diente.

Gallien, wo die Römer ihre Hilfstruppen zu erheben pflegten, blieb in der Römer Gewalt, und selbst die befestigten Standlager am Rheine, welche eine lange Belagerung auszuhalten vermochten, wurden von den Deutschen verschont.

Waren diese in ihrer Siegesfreude sorglos lässig, so waren die besiegten Römer desto thätiger. Neue Legionen wurden ohne Aufenthalt gesammelt, verheiratete Bürger, ausgediente Veteranen und andere durch das Gesetz Befreite wurden zwangsweise ausgehoben, ja wider alles Herkommen Sklaven ins Heer gereiht, die zuvor freigelassen werden mußten, um würdig zu sein, neben den römischen Bürgern zu dienen. So wurde endlich ein zahlreiches, aber zügelloses Heer zwangsweise zusammengebracht, das zur gefürchteten Schlachtbank nach Germanien geschickt werden konnte und in den Standlagern am Rheine verteilt wurde.

Tiberius, des Kaisers Augustus Stiefsohn, wurde als Oberfeldherr an die Spitze des Heeres gestellt. Zwei Jahre hintereinander machte er Einfälle in Deutschland, durchzog sengend und brennend die Gaue zwischen der Ems und Lippe und führte, ehe die Deutschen Zeit hatten, sich zum Kampfe zu sammeln, das Heer wieder in die sicheren Standlager am Rheine zurück.

Als er darauf nach Rom zurückkehrte, trat sein Neffe und Stiefsohn, Cäsar Germanikus genannt, an seine Stelle als Oberfeldherr und Statthalter. Er war einer der edelsten Römer seiner Zeit, unberührt von den Lastern, die zu Rom herrschend waren, ein Held in der Blüte der Mannesjahre. Seiner würdig war seine Gemahlin Agrippina. Sie hatte willig das herrliche Rom verlassen, um dem Gemahl nach dem rauheren Himmel Germaniens zu folgen.

Germanikus stand noch am Rheine, als am 19. August des Jahres 14 n. Chr. der hochbetagte Kaiser Augustus starb und den Tiberius als Erben seines Thrones hinterließ. Wie ein Blitzstrahl in ein morsches Gebäude, so schlug diese Nachricht in die verschiedenen Truppenkörper des römischen Heeres ein, und zu gleicher Zeit standen alle Standlager am untern und obern Rhein wie an der Donau in hellen Flammen der Empörung.

Augustus, der erste Imperator Roms, war zwar nicht geliebt, aber doch geachtet und gefürchtet worden. Tiberius dagegen, sein Nachfolger, war nur gehaßt und gefürchtet, nicht aber geachtet. Die Legionen, die unter schwerstem Dienste bei geringer Löhnung und schlechter Kost den größten Teil ihres Lebens in fremden Ländern verbringen mußten, befürchteten, ihr Los möchte unter dem neuen Herrscher eher verschlimmert werden, und wie ein Mann standen sie auf mit dem Rufe: „In unserer Hand liegt das Geschick von Rom. Durch unsere Siege wird der Staat groß und herrlich. Wir begründen mit Blut und Arbeit den Namen, der unserem Feldherrn zum Ruhme beigelegt wird!"

Sie verlangten höhere Löhnung, leichteren Dienst, kürzere Dienstzeit. Die unnatürlichen Verhältnisse Roms, wo die Reichen in Üppigkeit schwelgten, die Armen vom Staate ernährt wurden und die fremden, eroberten Länder ihrer aller Aufwand bestreiten mußten, kamen grell zu Tage in diesem Aufruhr der Legionen.

Nach seinem Wohnsitz, der Colonia Ara Ubiorum, dem heutigen Köln, kehrte Cäsar Germanikus zurück, nachdem er die in verschiedenen Standlagern verteilten Legionen dem Tiberius hatte huldigen lassen.

Finsterer Ernst lagerte über dem männlich schönen Antlitz des jungen Feldherrn, als er am Portikus seines Hauses, eines, wenn auch kleinen, doch echt römischen Palastes, abstieg. Mit wenigen Worten verabschiedete er seine Begleiter. Kaum beachtete er den demütigen Willkomm der Freigelassenen und Sklaven, die, in großer Menge zu einem vornehmen römischen Haushalt gehörend, ihm entgegengeeilt waren. Nur an einen vertrauten Freigelassenen, den Verwalter oder Prokurator des Hauses, richtete er eine Frage nach dem Befinden seiner Gattin und Kinder und schritt dann durch das mit schönen Wandgemälden geschmückte Atrium nach dem inneren Hofe, einem Viereck, aus dessen immer grünem Rasen der Strahl eines Springbrunnens aufstieg, gegen die nordische Winterkälte geschützt durch ein Glasdach, das aus kleinen Scheiben grünlichen Glases zusammengefügt war. Jenseits des inneren Hofes war im stillsten Teile des Hauses die reich geschmückte Wohnung der Frau des Cäsarensohnes.

Achtlos schritt sein Fuß über den Marmorboden, der in künstlicher Zusammensetzung, Mosaik, teils kleinere Figuren, teils größere Abbildungen darstellte; sein Blick streifte kaum die farbenreichen Gemälde, welche die Wände schmückten, und die Marmorstatuen, welche aus den Nischen und Ecken blinkten.

Endlich stand er vor dem innersten Gemache. Eine Sklavin hob lautlos den goldgestickten Purpurteppich empor, der den Eingang verhängte. Germanikus trat ein, und ihm entgegen schritt eine edle Römerin, in deren Antlitz und Gestalt sich Hoheit und Anmut vereinten. Es war seine Gemahlin Agrippina, ebenfalls aus dem kaiserlichen Hause stammend, eine Enkelin des Augustus.

Stumm hielten sich die Gatten umfaßt; endlich richtete Agrippina das Haupt empor und schaute mit ernster Zärtlichkeit in das Antlitz des Mannes, indem sie ausrief: „Du hast Schweres erlebt, Cäsar, düsterer Ernst blickt aus deinen Zügen."

„Laß dir berichten, Agrippina!" antwortete Germanikus, indem er sich mit der Gattin auf einem Ruhebett niederließ, dessen Polster aus himmelblauem Samt bis zum Boden mit silbernen Fransen behängt waren.

„Du trafst die Legionen im Aufruhr, Cäsar?" fragte sie, und richtete die dunkeln Augen forschend auf den Gemahl.

„Im wilden Aufruhr," antwortete er mit düster flammendem Auge; „sie zeigten mir scheltend die Narben ihrer Wunden, die Striemen harter Schläge, die grauen Haare, die vom Alter gekrümmten Glieder. Die Veteranen zählten mir ihre dreißig und mehr Kriegsjahre her und schrieen nach Erlösung von hartem Dienste. Andere forderten ungestüm höhere Löhnung und die Auszahlung der ihnen im Testamente des verewigten Augustus bestimmten Summen. Inmitten dieses Tumultes erhoben sich Rufe, die mich als Imperator begrüßten unter Verwünschung des Tiberius. — Als ich darauf jählings vom Tribunal sprang, um nicht weiter des Frevels zu hören, starrten mir ihre Waffen entgegen."

„Sie wollten dich als Imperator begrüßen?" fragte Agrippina, während ihre Augen in Glut aufloderten, — „und du, Cäsar?"

„Ich kehrte das Schwert gegen die eigene Brust, um als Römer zu sterben, ehe ich meinen Namen mit Verrat beflecke. — Die zunächst Stehenden fielen mir in den Arm; aus dem Haufen aber riefen wilde Stimmen: Laßt ihn zustoßen! — und ein Soldat bot mir sein Schwert dar, es sei spitzer als das meine."

„Die Elenden!" rief Agrippina aus, indem ihr Antlitz an Bläße der Marmorstatue neben ihr glich.

Rascher fuhr Germanikus fort: „Auch dem tollen Haufen erschien dies zu viel, und in der Pause, die entstand, gelang es meinen Freunden, mich ins Feldherrnzelt zurückzuführen."

Er hielt inne und durchschritt, während er sich erhob, wie von innerer Unruhe getrieben das Gemach; plötzlich stand er vor Agrippina stille und fuhr mit gesteigerter Lebhaftigkeit zu reden fort: „Schon haben die Aufrührer meinem Standlager Ara Ubiorum Vertilgung geschworen. Wenn die Meuterei fortschreitet, ein Standlager ums andere ergreift, so werden nicht nur unsere festen Werke am Rheine zerstört, es wird selbst Gallien geplündert und verwüstet werden. Und indem römische Hände dies vollbringen, werden die Germanen, wird Arminius, der nimmer Ruhende, den Rhein besetzen, er wird die Gallier zum Abfall aufrufen — lawinengleich wird sich Aufruhr und Verheerung bis vor die Thore Roms fortwälzen!"

Ehe Agrippina, von Schauder ergriffen, antworten konnte, trat der Verwalter ein, um dem Feldherrn zu melden, daß zwei Abgeordnete des Senates, während seiner Abwesenheit in der Colonia angekommen, ihm sogleich ihre Botschaft zu überbringen wünschen.

„Von Rom? Was können sie dir bringen, Cäsar?“ fragte lebhaft die von Angst gepeinigte Frau, indem sie den Gatten umfaßte.

„Beunruhige dich nicht, Agrippina!“ sprach Germanikus; „es sind die Boten des Senates, die mir die Nachricht vom Tode des Augustus in aller gebührenden Form überbringen. Ich wußte längst, daß sie unterwegs sind; sie haben nun selbst schon gefühlt, wie der letzte Odemzug des Imperators alle Lande rings durchzittert hat. — Ich muß sie empfangen; doch sobald sie mich verlassen, kehre ich zu dir zurück, Agrippina.“

Die Gemahlin grüßend schritt Germanikus hinweg, um die Gesandten des Senats mit der ihnen gebührenden Rücksicht zu empfangen. —

Nacht lag über der Colonia Ara Ubiorum. Längst hatte Cäsar Germanikus die über den Aufruhr hochbestürzten Gesandten des Senats entlassen. Er und seine Gemahlin waren zur Ruhe gegangen; nebenan schlummerten süß die Kinder samt den Wärterinnen.

Welch ein Lärm entstand plötzlich zur stillen, nächtlichen Stunde? Wildes Rufen erscholl vor dem Portale, angstvoll stürzten die Sklaven herzu; nur in den stillen Gemächern im Innern war noch tiefe Ruhe des Schlafes.

Unter Axthieben brach die Thüre entzwei, die wilde Rotte wälzte sich, die bleichen Sklaven niederwerfend, in die Gänge des Hauses. Jetzt drang das laute Getöse bis zu den innersten Gemächern, darin der Feldherr mit seiner Familie ruhte. Agrippina erwachte zuerst; sie rief Germanikus wach, der, von der Reise ermüdet, in tieferem Schlummer lag.

Schon erbrauste Lärm im Vorgemache. Agrippina flüchtete sich zur innern Thüre ins Gemach ihrer Kinder, während von der andern Seite die Meuterer eindrangen. Die Gattin hörte, wie die wilde Rotte mit Todesdrohungen auf das Bett eindrang, die Standarte, das Heiligtum der Legion, fordernd, die im Gewahrsam des Feldherrn war; sie hörte, wie Germanikus, da Widerstand unmöglich, Ermahnungen nutzlos waren, ihr Begehren erfüllte; wie sich darauf der Haufen aus dem Hause und durch die Straßen der Stadt wälzte.

Agrippina kehrte zu dem Gemahle zurück, bei dem sich mehrere der andern Anführer eingefunden hatten. Wilder Lärm toste bald ferner, bald näher. Einige vertraute Freigelassene, die der Feldherr wegsandte, brachten von Stunde zu Stunde Nachricht über das, was vorging. Erst als es zu tagen begann und die dämmernde Helle möglich machte, Soldaten und Anführer, Freunde und Feinde zu unterscheiden,

als auch das Tageslicht seinen ernüchternden Einfluß auf die Wutbethörten übte, verließ Germanikus das Haus, um sich ins Lager zu begeben.

Nach mehreren Stunden kehrte er zurück und trat sogleich in das Frauengemach, wo Agrippina, die Enkelin des verewigten, allherrschenden Augustus, die angstvollsten Stunden ihres Lebens — nicht vor germanischen Feinden, sondern vor den eigenen Legionen zitternd, zugebracht hatte.

„Die Gesandten des Senats sind den Wütenden in die Hände gefallen," berichtete er. „Plankus, den Konsul, den sie hassen, weil er als des Tiberius Anhänger gilt, wollten sie am Altare ermorden, wo er die heiligen Adler umfaßt hielt, — der Adlerträger Kalpurnius hat das Unerhörte verhindert. — Beide Gesandte sind nun in Sicherheit auf dem Wege nach Gallien, wohin ich ihnen eine Schutzwache aus den gallischen Hilfsvölkern mitgab. — Du mußt sogleich denselben Weg einschlagen, Agrippina, du samt deinem Säugling."

„Nimmermehr!" rief Agrippina aus, indem ihre bleiche Wange sich rötete. „Nie werde ich den Gemahl in solcher Gefahr feige verlassen. Bin ich des Augustus Enkelin, so will ich dieser Abstammung würdig mich bewähren."

Vergeblich drang Germanikus, vergeblich die Anwesenden stärker und stärker in sie. Sie blieb bei ihrem Entschlusse. Erst als Germanikus laut weinend sein Söhnlein ergriff, es ihr in die Arme legte, Mutter und Kind umfaßte und sie bei den Göttern beschwor, erst da gehorchte Agrippina seinem Willen.

Nach kurzem, herzzerreißendem Abschied verließen die römischen Matronen mit ihren Kindern ohne andere Begleitung als die einiger Dienerinnen die Colonia, ungewiß, ob sie die Gatten wiedersehen würden, die vielleicht am nächsten Tage der Wut der Soldaten zum Opfer fielen, während sie selbst schutzlos mit verwaisten Kindern im fernen, von Barbaren bewohnten Lande standen.

In stummem, würdevollem Schmerze schritt Agrippina, ihr Söhnlein auf dem Arme, voran; ihr folgten unter lautem Wehklagen die übrigen Frauen. Unter dem Portikus von Germanikus' Hause gereiht schauten er und seine Freunde den Scheidenden nach.

Der laute Jammer zog die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sich, sie traten aus den Zelten, und Scham und Mitleid erwachten in ihrer Brust beim Anblick der flüchtenden Frauen. Auf Agrippina waren aller Augen gerichtet.

„Sie, die Enkelin des Augustus, ohne Begleitung auch nur eines Centurionen?"

„Eine so vornehme Frau und von so seltener Tugend!"

„Eine kinderreiche Mutter! . . . Hieß der kleine Cajus, den sie auf den Armen trägt, nicht immer der unsrige? Ist er nicht im Lager geboren? Sollte er nicht unter uns aufwachsen? sollte nicht die Tracht der Legionen die seine sein?

So ist es! Soll diese Mutter uns fliehen? soll dies Kind bei den Trevirern Schutz suchen wider uns, die Römer? . . ."

So tönte es hin und wieder unter den Gezelten, und die Soldaten liefen hervor, des Feldherrn Gattin flehend den Weg zu versperren. Doch mit Blicken stummer Verachtung den Schuldigen antwortend, schritt sie weiter. Ihr folgten die übrigen Frauen.

Nun drängte sich die Menge bittend und rufend nach dem Hause des Feldherrn. „Rufe sie zurück, o Cäsar, Agrippina und deinen Sohn! Schicke sie nicht uns zur Schande zu den Trevirern!" tönte der vereinigte Ruf von Tausenden.

Germanikus benützte diese Erregung, um, flammend von Entrüstung wie von Schmerz, zu den Empörern zu sprechen. Er rief das alte römische Ehrgefühl wach und schloß mit den Worten: „Dein jetzt in die himmlischen Gefilde eingegangener Geist, verewigter Augustus, dein Bild, mein Vater Drusus, dein Andenken müsse diesen Flecken auswaschen und den Bruderzwist zum Verderben der Feinde umwandeln!"

Umgewandelt in der That durch seine Worte baten die Legionen, der Cäsar möge die Schuldigen strafen, den übrigen aber vergeben und aufs neue vertrauen. Sofort warfen sich die Soldaten auf die lautesten unter den Meuterern, schleppten sie zum Tribunal und vollzogen selbst mit Blutgier das Todesurteil an ihnen. —

Blutig war die Ruhe in der Colonia hergestellt, und unverzüglich reiste Cäsar Germanikus mit starker Heeresbedeckung nach dem sechzig Meilen entfernten Orte Vetera (nahe beim jetzigen Xanten im belgischen Gebiete), wo zwei weitere Legionen, die wildesten von allen, überwinterten. Er hatte einen Brief vorausgeschickt, worin er die Reue der Legionen zu Ara Ubiorum mitteilte und mit strenger Strafe drohte, wenn ihm bei seiner Ankunft nicht vollständige Unterwerfung entgegenkomme. Die Folge dieses Briefes war ein wilder Tumult, worin nicht der Schuldige vom Unschuldigen getrennt wurde, sondern alle, Zeltgenossen, Kameraden langer Jahre, Brüder, in blinder Raserei gegeneinander wüteten, bis sie vom Blute übersättigt und des Mordens müde waren.

Rings lagen noch die blutigen Leichen, als Germanikus im Standlager einzog. Furchtbar erschüttert von solchem Anblick ließ er die Leichen verbrennen, die Überlebenden sich in Reih und Glied stellen, trat ihnen, umgeben von den Anführern, gegenüber und redete sie mit schmerzbewegter Stimme an: „Römer, schwer habt ihr den Cäsar beleidigt; nur tapfere Thaten können ihn versöhnen. Gegen die Götter habt ihr gesündigt, eure Adler sind befleckt, vom Blute der Brüder rauchen eure Hände. Was könnt ihr thun, um euch des Namens römischer Legionen wieder würdig zu machen?"

Die Schuldbeladenen schlugen die Augen nieder; lautes Stöhnen und Aus-

rufe der Verzweiflung wurden in den Reihen laut; gleich Schlangenbissen peinigten Reue und Selbstverachtung die wie aus wilder Trunkenheit Erwachenden. „Führe uns wider den Feind, o Cäsar! Wir wollen die Schatten unserer Brüder versöhnen durch ehrenvolle Wunden auf der eigenen Brust," riefen ganze Reihen dem Feldherrn zu.

Er winkte mit der Hand Schweigen und begann aufs neue mit helltönender Stimme: „Dort über dem Rheine in den germanischen Wäldern liegen unbegraben die Gebeine dreier Legionen, erschlagen von den Germanen. Laßt uns hinziehen, ihnen die letzte Ehre zu erweisen!"

Ein brausender Ruf unterbrach seine Rede: „Über den Rhein führe uns, über den Rhein — nach dem Teutoburger Walde!"

Doch abermals winkte Germanikus und fuhr mit gesteigerter Stimme fort: „Nicht nur zur Ruhe bestatten, rächen sollt ihr sie! Die Adler Roms sollt ihr zurückholen aus den germanischen Götterhainen, sie reinigen von der Schmach, die ihnen widerfuhr; sie, die siegreich die Erde umzogen haben, sollt ihr aufs neue im Sonnenglanze funkeln lassen ob den unterworfenen Barbaren!"

Jetzt schwoll der tausendstimmige Ruf der Legionen zum Donner an: „Führe uns über den Rhein, Cäsar, wir rächen Varus und seine Legionen!"

Germanikus wartete nicht ab, bis der stets wiederholte Lärm verhallt war. Die Reihen grüßend ritt er zu dem mit Purpurteppichen behängten Feldherrnzelte, zu dem seine Begleiter, die Kohortenführer, ihm folgten. Dort angekommen gab er zu allererst Befehl, unverzüglich eine Brücke über den Rhein zu schlagen; dann erst stieg er vom Rosse und zog sich ins Dunkel des Zeltes zurück, indem sein Blick die Vertrauten bezeichnete, die mit ihm dort eintreten sollten.

Schweigend nahm er den mit goldgestickten Polstern bedeckten Sessel ein, der für ihn bereitstand; auf seinen Wink reihten sich die andern auf Stühlen im Halbkreise um ihn. Prüfend überflog sein Blick jedes Antlitz, dann brach er das Schweigen, indem er den ältesten Heerführer anredete: „Du blickst ernst darein, Mennius, sprich aus, was deine Seele erfüllt!"

„Cäsar," antwortete der grauköpfige Lagerpräfekt, „des Varus Legionen waren die Blüte Roms; sie wurden hingeschlachtet im Teutoburger Walde, dein Heer aber — —"

„Ist aus Veteranen, aus Verbannten und Sklaven zusammengetrieben," ergänzte Germanikus des Präfekten Rede. „Warum ich sie dennoch gegen die Germanen führe, denen die erprobten Legionen des Varus erlegen sind — fragst du, Mennius? — Seht ihr nicht," hier erhob er die Stimme, „daß diese Wütenden nach Blut lechzen, je mehr sie Blut gekostet haben, Blut der Anführer, Blut der Zeltgenossen? Wißt ihr nicht, daß, wenn ich ihnen nicht die weite Arena der

germanischen Wälder eröffnete, sie sich und euch alle und mich zerreißen würden wie losgelassene Bestien der Wüste? Nur der Schlachtruf, den ich ihnen gebe, die Losung: Über den Rhein! kann uns von den zügellosen Horden retten."

„So ist es, Cäsar; schon drohten sie, die Colonia Ara Ubiorum zu zerstören; noch mehr würden unsere blühenden Städte in Gallien, die Wohnsitze reicher Kaufleute und vornehmer Beamten, ihren Haß und ihre Raubgier wecken," sprach Cetronius, der Legat der ersten Legion.

„Vergesset ihr Arminius, den rastlos Wachenden?" rief der Legat Cäcina. „Wenn ihn die Kunde dieser Meuterei erreicht, wird er zögern, die deutschen Völker zur Einigkeit zu rufen, mit ihnen den Rhein zu besetzen, ja die Gallier zum Abfall aufzureizen? — Wo wird die Verheerung innehalten?"

„Nicht früher," fiel Germanikus ein, „bis sie lawinengleich sich vor die Thore Roms gewälzt hat. — Darum, meine Freunde, statt daß durch römische Legionen Roms Weltthron erschüttert wird, sollen sie vergangene Schmach rächen oder vernichtet werden wie die Besseren vor ihnen!"

„Die Götter begleiten dich, Cäsar!" rief Asprenas, der Neffe des Varus; „sie wollen dir vergönnen, die Schmach und den Jammer zu rächen, die von diesen Barbaren über Rom gebracht wurden! Laß sie würgen unter den Germanen! laß nicht Alter, nicht Geschlecht sie schonen, daß die junge Barbarenbrut vertilgt werde mit den Alten!"

„Und daß du, Cäsar," schloß sein Vertrauter Cäcina, „als Retter und Rächer Roms dir den Lorbeer ums Haupt und den wohlverdienten Triumphzug erringest!"

Alle die Heerführer stimmten überein; keiner von ihnen fühlte ein menschliches Erbarmen mit dem germanischen Volke, das sie in römischem Stolze kaum als menschenwürdig anerkannten neben dem hochgebildeten römischen. Sie dachten nicht daran, daß die Römer ungerufen nach Germanien gekommen waren; nein, in dem stolzen Wahne, daß die ganze Erde Roms Herrschergewalt anerkennen, Rom unterworfen sein müsse, sahen sie es als strafbaren Übermut an, daß die Germanen, die freien Bewohner des Waldes, sich gegen die Tyrannei wie gegen die römische Sittenverderbnis mit Aufopferung ihres Lebens und Blutes wehrten. Sie betrauerten die Römer, die im Teutoburger Walde gefallen waren; — die deutschen Väter, Söhne und Brüder aber, die dort, für die Freiheit verblutend, Tausende von germanischen Frauen in Jammer versetzt hatten, galten ihnen keiner Regung von Mitgefühl wert.

Die Germanen, die sich in ihrem Siege gemäßigt, die an den Grenzen ihres Landes wieder umgekehrt waren von der Verfolgung der römischen Bedrücker, als der Kaiser im stolzen Rom vor ihrem Überfall zitterte und Rom selbst sie als

Rächer des Übermuts schon vor den Thoren der Stadt wähnte, sie, die inzwischen friedlich in ihren Grenzen lebten, waren nun willkommene Schlachtopfer, um den Blutdurst der römischen Soldaten von den vornehmen Anführern abzulenken und diesen zugleich den ersehnten, mit Blut und Jammer der verwüsteten Länder bezahlten Einzug durch die Triumphpforten zum Kapitol in Rom zu erringen!

---

## 4.

## Das Götterfest im Marsenlande.

Im antwortenden Thal wallet die goldene
Flut des Segens und strömt in den genügsamen
Schoß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.

Glücklich lebten Grimolt und Otila im einsamen Hause am Waldrand, denn Jahre des Friedens kamen nun für die früher von den Römern verwüsteten und bedrückten deutschen Gaue. Grimolt pflügte, besäete und erntete sein Feld, während Otila Herd und Rauchfang versorgte, winters die Spindel und das Weberschiffchen führte, sommers die Linnen auf die Bleiche legte, im Walde Färbekräuter für das selbstgewobene Wollenzeug sammelte und den Garten mit Gemüse, Salatkräutern, Rüben und Kohlgewächsen anpflanzte, die als Zuspeisen zu der derben Fleischkost beliebt waren.

Grimolts einst so tief ins Römerblut getauchte Waffen hingen friedlich an den Wänden. Von Zeit zu Zeit aber, wenn das Feld bestellt war, nahm der Mann Jagdspeer und Messer herab, putzte die scharfe Eisenspitze des Speeres vom Roste und schliff die blanke Stoßwaffe, die zwischen Messer und Schwert mitteninne stand. Otila packte ihm vorsorglich in die Tasche aus selbstgegerbtem Felle Rauchfleisch und Brotkuchen samt dem mit stark gegärtem Met gefüllten und mit wohlschließendem Holzdeckel versehenen Urhorn. Dann brach er, sobald der nahende Tag den Himmel zu röten begann, nach dem Walde auf, um den Wolf zu erlegen, der erst kürzlich ein Lamm von der Weide geraubt hatte, und als Ersatz seinen Pelz nach Hause zu bringen; oder um einen Hirsch, einen feisten Rehbock für den Herd zu erjagen, da das Rauchfleisch zu Ende ging und das Mastschwein noch nicht geschlachtet werden sollte; oder er spürte der Fährte des wilden Auerstiers nach und wagte sich an den grimmen Bären, den König der nordischen Wälder.

Grimolts Brudersohn Wolfrad, der seine Heimat nun bei dem Ohm hatte,

trieb die Herde aus, die beiden Kühe, das Kalb und die Pflugrinder auf die fette Trift in der Niederung, das Mutterschwein mit den Jungen auf die Eichelmast an der Waldesgrenze, die begnügsamen Schafe auf die steinigte Anhöhe jenseits der Trift, und die schnatternde Gänseschar in den Bach, der, aus dem Walde kommend, die Wiese umgrenzte. Er mußte die Augen offen halten und mit rührigen Beinen bald von den Eichen zum Bache, bald von der Trift auf die Anhöhe rennen, damit seine so verschiedenen Pflegebefohlenen sich nicht verliefen und, räuberischen Wölfen zur Beute, in den Wald gerieten. Wenn sie dann zur heißen Mittagsstunde müde im Schatten lagerten, plätscherte er im kühlen, klaren Bache und suchte zu schwimmen; wenn die Herde am kühleren Abend mit Gier die grünen Kräuter abweidete und die fetten Eicheln aufsuchte, fand er Zeit, an den knorrigen Eichen auf- und abzuklettern, um die gelenken Glieder zu üben, oder mit selbstgeschnitzten Speeren nach bestimmtem Ziele zu werfen. Auf den Winter aber, wenn die Herde im Schuppen geborgen ruhte, hatte der Ohm ihm versprochen, ihn mit sich zur Jagd zu nehmen. Ein Jäger und Kriegsmann wollte er ja werden, so tapfer wie sein Ohm Grimolt, und so sehr er sich freute, wenn dieser von der Jagd heimkehrte, die kostbare Beute auf der Schulter, so saß doch der Knabe lieber noch lauschend, wenn Ohm Grimolt am Winterabende neben dem flackernden Herdfeuer auf das Bärenfell sich ausstreckte, das als Lotterbett in der Ecke auf vier kurzen Pfosten aufgespannt war, und zu erzählen begann von den Schrecknissen der dreitägigen Schlacht im Teutoburger Walde, wo die Söhne Teuts drei römische Legionen vernichtet hatten.

Wenn die brüllende, grunzende, blökende und schnatternde Herde Wolfrad oft zur Ungeduld reizte, so tröstete er sich der Zeit, da er einst ein Mann, ein Jäger und ein Krieger, sein werde und die Herde nicht mehr zu hüten brauche. Er sah junge Hirten heranwachsen, die in seine Stelle treten konnten. Der vierjährige Ringold und der dreijährige Regimar, Ohm Grimolts Söhne, waren jetzt Wolfrads tägliche Begleiter zur Weide. Schon verstand Ringold, die Schafe vom Waldrande abzutreiben, und Regimar hütete die Gänseherde am Bache. Beide bewunderten Wolfrads Fertigkeit, wenn er sich im Speerwerfen übte, und lauschten aufmerksam auf seine Worte, wenn er ihnen von der großen Völkerschlacht, von den in Stahl gepanzerten Römern und von den Heldenthaten ihres Vaters Grimolt erzählte.

So oft jedoch der Mond sich füllte, trat Grimolt den Weg thalabwärts an, bis zu der Eiche im steinumfriedeten Ringe, wo die Gaugenossen sich sammelten. Dort wurde dann Beratung und Gericht gehalten, und alle freien Männer hatten Sitz und Stimme dabei. Darum hielten sie's für Pflicht und Ehre, nicht zu fehlen im Ringe, so weit auch des einzelnen Mannes Gehöfte abgelegen sein

mochte. Sie wanderten die Nacht durch, um mit Sonnenaufgang bei der Gaugemeinde einzutreffen.

Dort wurde über Angelegenheiten des Gaues Rat gepflogen und Gericht gehalten; danach lagerten sich die einzelnen Mannen um flackerndes Feuer, einige im Wechseltausch der Rede, andere beim Würfelspiel, bis die einbrechende Nacht oder auch das Grauen des folgenden Morgens sie mahnte, in die heimische Behausung zurückzukehren.

Jezuweilen kehrte auch ein Gast in dem einsamen Gehöfte ein, ein Jäger, der Nachtherberge suchte, oder ein Wanderer, der von der cheruskischen Grenze jenseits des Waldes Freunde im Chattenlande zu besuchen kam, oder ein Thalbewohner, der in der Eisenschmiede, die unfern im Walde am Fuße des Gebirges lag, sich einen Pflug, eine Hacke oder Sichel einhandeln wollte. Dann stellte die Hausfrau die mürbe Rinderkeule, den gesparten Schinken samt frischem Brotkuchen, grünem Salat, scharfem Rettig oder zarten Rüben, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, auf den Tisch. Dort saß der Gast obenan mit dem Hausvater, beide in Lehnsesseln aus starkem, selbstgefertigtem Weidengeflechte; an sie reihten sich die Knaben auf dreibeinigen, leicht gezimmerten Sitzen. Zuletzt erst rückte auch die Hausfrau, nachdem sie die Krüge frisch mit schäumendem Bier oder stark gegorenem Met gefüllt und frische Kienhölzer aufgesteckt hatte, den Eichenstuhl, den Grimolt selbst für sie gezimmert hatte, zwischen Herd und Tisch. Während sie die Korbwiege mit dem Säugling schaukelte, lauschte sie begierig auf die Nachrichten von der Außenwelt, die der fremde Gast dem Hausvater und den Knaben zum besten gab.

So drang die welterschütternde Kunde vom Tode des gewaltigen Augustus auch in das einsame Haus im Walde. Nicht gleichgültig hörte man in den deutschen Wäldern, daß des Kaisers Stiefsohn Tiberius den Thron bestiegen habe. Seine Grausamkeit und besonders seine tückische Schlauheit waren den Deutschen bekannt, da er mehrmals früher die deutschen Gaue verheerend durchzogen hatte. Dennoch versah unter all den kriegerischen deutschen Volksstämmen sich keiner, daß die Römer abermals über die Rheingrenze kommen würden.

Die sonnigen Frühlingstage hatten neue Lust und Freude, aber auch Arbeit gebracht. Jagdspeer und Messer ruhten, und der freie Mann führte den Pflug mit dem Rindergespann über die Felder. Auch der reiche Edeling, der seine leibeigenen Liten für sich pflügen ließ, hielt doch das Auge über der Arbeit. Als aber alle Saaten der Erde anvertraut, die Herden auf die Sommertrift ausgetrieben waren, zogen allerorten die wanderfrohen Menschen aus, um an bekannten Sammelplätzen, meist in der Nähe der geweihten Haine, das Wiedererwachen des Sommers zu feiern.

Ein großes Götterfest wurde im Marsenlande gefeiert. Männer und Jünglinge, Weiber und Kinder zogen in festesfrohen Scharen jubelnd und singend durch die grünenden Wälder, nach dem weiten, grünen Plane, jenseits dessen der von Eichen, Föhren und Eiben beschattete Hain Wodans ragte.

Zu Fuß kamen die einen, auf kleinen, aber ausdauernden Rossen, dem Stolz der deutschen Besitzer, andere gezogen. Unter letzteren ragte ein stolzer Mann hervor, dem zwei hochgestaltete Söhne zur Seite ritten, es war der Edeling Notbert mit seinen Söhnen Sigulf und Ottmar. Schönere Jünglinge wurden im ganzen Marsenlande nicht gesehen; gewaltiger an Gliedern erschien kein Mann als Notbert, und obwohl er auf der Grenzscheide zum beginnenden Greisenalter stand, so schimmerten aus seinem dicht wallenden Haupthaar noch kaum einige weiße Locken, die ersten Schneeflocken des nahenden Lebenswinters. Jeder Marse freute sich ihres Anblicks, und beifälliger Zuruf wurde dem Vater und den Söhnen, wo sie vorüberritten, gespendet.

Abends langten sie beim Götterhaine an, um den sich die Menge der Menschen drängte, atemlos wartend, bis die Stunde gekommen sein und die nur mit leichter Umzäunung umgebene, aber von ehrfurchtsvoller Scheu bewachte Pforte sich öffnen würde. Diese Nacht war zu der jährlich nur einmal begangenen Opferfeier bestimmt.

Jetzt stieg hinter den fernen, grünen Hügeln der Vollmond empor. Dies war das Zeichen zum Beginn der nächtlichen Feier. Aus dunklem Waldesgrunde nahte der Opferzug, an seiner Spitze der Priester in lang wallendem, weißem Gewande, in der Hand das scharf geschliffene Opferbeil tragend. Ihm folgten Jünglinge mit den Opfertieren, einem schwarzen und einem milchweißen Rosse, einem gewaltigen Stier und einem stolzgehörnten Widder, sie alle bekränzt mit Frühlingsblumen und farbigen Bändern.

Durch die lautlose Menge schritt der Zug nach dem geweihten Haine, dessen Pforten sich wie von selbst öffneten. Nur wenige Auserwählte, die ältesten Greise jedes Gaues und einige durchs Los erwählte Männer und Jünglinge, folgten dem Zug in den Hain, während die übrige Menge außerhalb desselben in ehrerbietiger Scheu wartend stand, bis aus dem dunkeln Haine Hörnerschall ertönte und von der Spitze des Hügels das Feuer emporloderte, dessen Flammen die Opfer verzehrten, während am Morgenhimmel die erste Röte des nahenden Tages zu erglühen begann.

Die Feier war zu Ende. Der nur im Dunkel geahnten göttlichen Macht waren als Dank für das jährlich wiederkehrende Erwachen der Erde die Opfer aus dem Besten, was das Land besaß, aus den Herden, dargebracht. Nun strömte schrankenlos die Festlust über. Auf dem weiten, grünen Plane unter

zerstreuten Gruppen von Eichen und Buchen verteilte sich die frohe Menge, um den Tag mit Waffenspiel, Tanz und Gesang bei gemeinsamem Mahle zuzubringen, das teils von den Gaueinwohnern den ihnen befreundeten Gästen gespendet, teils aber auch von den Festgenossen aus mitgebrachten Vorräten bereitet wurde. Von nah und fern waren auf zahlreichen Wagen Fässer mit süßem Met und schäumendem Bier herbeigeführt worden, und an flackernden Feuern brieten ganze Rinder, Schweine und Schafe.

Während die Frauen geschäftig das Festmahl zurichteten, übten sich in der Morgenfrische Jünglinge und Männer angesichts der Greise und der Frauen ringsumher, die ihnen Beifall zujauchzten, im Schleudern des Speeres und im Ringkampf, Brust an Brust mit dem ebenbürtigen Gegner.

Als aber die Sonne höher stieg, folgten die erhitzten Kämpfer dem wiederholten Rufe der Frauen und lagerten sich zum fröhlichen Festmahl. Es scharten sich Familiensippen und Freunde zusammen, fernwohnende Verwandte begrüßten sich freudig, und manch neues Freundschaftsband wurde im Laufe des Tages geschlossen.

Unter einer weitästigen Linde, deren Blütenduft die Luft würzte, hatte der stattliche Edeling Notbert sich einen Platz ausgewählt, auf einer Seite seine Heldensöhne, auf der andern zwei Töchter, die mit ihren Männern und Kindern hier mit ihm zusammentrafen. Am Morgen hatte der waffenlustige Greis sich noch mit jüngeren Männern im Speerwerfen gemessen, jetzt aber herzte er mit Zärtlichkeit seine blühenden Enkel und bestellte den Töchtern die Grüße der alternden Mutter, die den weiten Weg nicht mehr hatte unternehmen wollen. Sigulf und Ottmar aber erzählten den Schwägern die Jagdabenteuer des verflossenen Winters und ließen sich die ihrigen berichten.

Unfern von ihnen unter einer dichtschattenden Buche saß Notberts Waffenfreund Rüdiger, wie er, umringt vom zahlreichen Familienkreise. Froh grüßten sich die alten Waffengenossen, tauschten die Becher und setzten sich zusammen, um sich der Tage ihrer Jugend zu erinnern und von dem, was sie inzwischen erlebt, zu berichten. Notbert erzählte, daß seine Hausfrau zu altern beginne und die beiden Töchter vermisse, die in fremden Orten verheiratet seien. Wohl wäre es jetzt, meinte er, an der Zeit, daß sein Sohn Sigulf zur Stütze der Mutter eine junge Hausfrau heimführe.

Bei diesen Worten weilten Notberts Augen mit sichtlichem Wohlgefallen auf Rüdigers Tochter, einer edelgestalteten Jungfrau, die mit umsichtigem Walten beschäftigt war, die Becher neu zu füllen und die Reste des Mahles für den Abend und den nächstkommenden Tag in kühle Kohlblätter zu wickeln. Rüdiger aber schaute auf den hochgemuten Sohn des Freundes, und sein Blick erglänzte

freudig; beide Väter verstanden sich, und Rüdiger nickte zufrieden, als Notbert sprach: „Nach der Ernte kann der Bräutigam die Braut heimführen, und auf den Winter zum Sonnenwendefest suchen Vater und Brüder die junge Hausfrau am eigenen Herde heim.“

So wurde von den einen trauliches Gespräch gepflogen, daneben sangen andere mit laut schallender Stimme Heldenlieder, wieder andere waren ins Würfelspiel vertieft. Als der Abend einbrach, traten die Jünglinge zum kühnen Waffentanz bei rotem Fackelscheine zusammen. Wie sie jauchzten, während sie tanzend die Schwerter über den Häuptern kreuzten, die Speere sich auf die nackte Brust zuwarfen und sicher mit dem Schilde auffingen! Wie sich die Väter, die Mütter und Schwestern über die Heldenkraft und Gewandtheit der Söhne und Brüder freuten!

Erst die tiefer sinkende Nacht machte der Lust ein Ende. Die nahe Wohnenden kehrten mit ihren Festgästen nach ihren Dörfern und Gehöften heim. Hunderte aber legten sich, in die Wolfshaut oder das Rehfell oder das selbstgewobene Wollenzeug gewickelt, welches Mann, Weib oder Kind für die Wanderschaft als Mantel über die Schulter trug, auf den Rasen nieder, ohne in der lauen Sommernacht eines andern Daches außer dem der Bäume zu bedürfen.

Stille kehrte ein auf der festlichen Wiese. Auch die lodernden Feuer verglommen in Asche, und mit sanftem Licht hob sich am dunkeln Himmelsrande der Mond empor.

Wenige Stunden waren vorübergegangen, im tiefsten Schlafe lagen die Helden, vom Jubel des Festes ermüdet. Da gleißte es herüber wie Stahlhelme und blinkende Schilde, der Boden dröhnte wie unter den Schritten einer gehar-nischten Schar, ein goldener Adler funkelte hell im Mondesglanz.

Noch erwachte keiner der friedlichen Schläfer. Wozu hätten sie auch, mitten in tiefem Frieden, Wachtposten ausstellen sollen? Geräuschlos gleich den Raubtieren der Wüste, nahten die römischen Würger. Jetzt standen sie mitten auf der festlichen Heide, der Feldherr hob das blitzende Schwert hoch in die Luft — und auf dieses Zeichen stürzten die erzgewappneten Römer auf die Schlummernden los und stießen Männer, Weiber und Kinder nieder.

Da geht der Tod zur Weide
Ringsum mit Stahl und Speer,
Die blühenden Gestalten,
Sie sinken starr und bleich,
Die warmen Herzen erkalten,
Getroffen vom Todesstreich.

Welch mißtönender Lärm von Waffenklirren, gellendem Schlachtruf und Todesstöhnen nach der feiernden Stille, die zuvor auf der Heide lag! Wohl griffen Männer und Jünglinge nach Schild und Speer, die ihnen zum festlichen Waffenspiele gedient hatten, aber wenigen nur blieb Zeit, sich zu waffnen, und selbst diese fielen, umringt von den Römern, nach kurzem Kampfe unter den Schwertern der so viel stärker Bewaffneten.

Sechs Römer stürzten auf die Linde zu, unter der Notbert mit den Seinen gelagert war. Ihre ersten Stöße töteten die beiden Frauen samt den Kindern in ihren Armen und den Männern, die ihnen zunächstlagen. Notbert und seinen beiden Söhnen gelang es, die Speere zu ergreifen. Sie wehrten sich wie Rasende. Erst sah Sigulf den Vater fallen, dann den jüngeren Bruder; zuletzt sank auch er, von einem Schwertstreich aufs Haupt getroffen, bewußtlos nieder. Doch die tödliche Wucht des Streiches war an der Fülle seiner lockichten Haare abgeglitten.

Als das Blutbad zu Ende war und die Römer sich lagerten, um vom Marsch und der Arbeit des Mordens auszuruhen, verriet ein dumpfes Stöhnen des bewußtlosen Jünglings den Römern, daß er noch lebe. Einer der Soldaten wollte ihm den Todesstoß geben, doch der Kohortenführer, dem des Jünglings riesige Gestalt und ungewöhnliche Schönheit aufgefallen war, rief ihm ein Halt zu — der junge Marse sollte als Gefangener nach Rom gebracht werden, um den Triumphzug des Cäsars zu verherrlichen.

Als Sigulf aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, fühlte er seine Wunde verbunden, aber seine Hände gefesselt. Rings um ihn lagen die Leichen der Seinigen in ihrem Blute, am Himmel aber stiegen Rauchwolken auf; Dörfer und Gehöfte, ferne und nahe, wurden von den Flammen der Feinde verzehrt. Der römische Feldherr, durch Späher von dem nahenden Feste der Marsen benachrichtigt, hatte sein Heer in vier Scharen geteilt, deren jede auf anderer Seite brennend und mordend in das unbewachte, festestrunkene Land eingefallen war.

Stumm, wie erstarrt, saß der unglückliche Gefangene; Schmerz und Grimm wüteten in seiner Seele, während er vergeblich sich mühte, die Fesseln an seinen Armen zu sprengen, um sich auf den nächsten der Mörder zu stürzen, ihn mit seinen Händen zu erwürgen, mit seinen Zähnen zu zerfleischen.

Strahlend stieg die Sonne hinter den fernen, grünen Hügeln empor. Gestern wurde sie jubelnd begrüßt von festfrohen Menschen, die nun still und tot lagen; heute spiegelten sich ihre Strahlen in den funkelnden Rüstungen der römischen Kohorten. Ihr Anblick löste die Erstarrung des Schmerzes und der Wut im Herzen Sigulfs. Er wandte ihr das Antlitz zu, hob ihr die gefesselten Arme entgegen und rief wie beschwörend aus: „Sonne, du strahlendes Gestirn Wodans,

verkünde dem Herrn der Welt, wie du diese Heide triefen sahst vom Blute wehrlos Hingeschlachteter! Er, der Allwaltende, möge die That rächen, die seinen Augen ein Greuel ist, an diesen römischen Wölfen und an ihrem Anführer!"

Er hielt inne und verstummte. Keinen Laut des Schmerzes vernahmen in der Folge die Römer von ihm.

---

Von Gau zu Gau heult Wutgeschrei
Durch der Teutonen Land.
Es fliegt das Volk im Sturm herbei
Die Waffen in der Hand.

In der Runde von zwölf Meilen im Umkreise war kein Dorf, kein Gehöfte im Marsenlande von Brand und Mord verschont geblieben. Nur einige wenige Flüchtlinge waren dem römischen Schwerte entronnen; sie riefen die angrenzenden deutschen Stämme zur Hilfe und Rache auf. Rasch durcheilte die Kunde des gräßlichen Überfalls alle, seit der Hermannsschlacht verbündeten deutschen Stämme, und sofort ging der Ruf zum Landsturm durch alle Höhen und Thäler.

Friedliches Schweigen lag noch rings um Grimolts einsames Gehöfte im Bruktererlande. Er stand am Bache, nahe seinem Hause und hielt Schafschur. Um ihn sprangen munter seine kleinen Knaben, streichelten und liebkosten die Schafe, die ängstlich blökend aus den Händen des Scherers liefen. Da kam Wolfrad vom Weideplatz hergeeilt, um dem Ohm atemlos zu melden, daß auf allen Höhen und an vorspringenden Waldecken Flammen auflodern.

Grimolt sprang auf und folgte dem Jüngling. Auch er sah die Feuerzeichen nah und fern blinken, und er verstand ihre Bedeutung wohl. Er warf das Schermesser weg, eilte ins Haus zurück und nahm die Waffen von der Wand. Der überraschten Hausfrau rief er zu: „Feuerzeichen lodern ringsumher. Was sie künden, weiß ich nicht; ich eile zum Wahlplatz, wo die Gaugenossen sich sammeln, dort werde ich vernehmen, warum und gegen wen die Wehrmannen aufgerufen werden."

„Nimm auch Wolfrad mit dir! Solltest du nicht mehr zurückkehren dürfen vom Sammelort, so kann er mir Nachricht bringen. — Die Herde will ich statt seiner in die Hürde treiben," sprach die besonnene Hausfrau, und der Mann gewährte ihr Verlangen. Er rief den Jüngling herzu, der freudig stolz vernahm, daß er dem Ohme zur Gaugemeinde folgen dürfe. Dann nahm Grimolt Abschied von seinem Weibe, herzte noch die Kinder und verließ mit Wolfrad eilenden Schrittes das Haus.

Otila trieb die Schafe in die Hürde und schickte die Knaben auf den Weideplatz, den Wolfrad verlassen hatte. Dann wandte sie sich ins Haus zurück, wo

sie mit vorsorgender Arbeit aller Art den Rest des Tages bis tief in die Nacht beschäftigt blieb. Zuerst knetete sie Mehl mit Wasser und Sauerteig, feuerte den Herd und buk frische Brotkuchen. Dann schlachtete sie zwei Lämmer und briet sie fertig. Zuletzt holte sie alles Rauchfleisch aus dem kühlen Kellerloch herauf und packte es mit dem Brot und dem zerteilten Lammbraten in mehrere Säcke aus selbstgegerbten Fellen. Sie vergaß auch nicht, die Krüge und Hörner mit Bier und Met zu füllen. Zuletzt wählte sie unter dem Vorrat von Pelzen und Fellen die wertvollsten aus und legte sie besonders bereit. Die übrigen warf sie samt den mit dem Flaum der Gänse gefüllten Kissen in den Keller, trug die beiden hochgeschätzten kupfernen Kessel samt dem wenigen Eisengeräte ebendorthin und verstopfte den Eingang dicht mit Rasenstücken und Erde.

Darüber war's längst Nacht geworden. Die Kinder schliefen. Grimolt war noch nicht zurückgekehrt, und Otila setzte sich, unfähig zu schlummern, harrend aufs Lager nieder.

Schon lichtete der einbrechende Morgen das Dunkel — da vernahm sie einen jugendlich raschen Schritt auf dem knisternden Kies im Hofraum; die Thüre ward geöffnet und Wolfrad trat ein. „Die römischen Wölfe sind im Marsenlande eingefallen," rief er flammenden Auges der Pflegemutter zu. „Die Mannen ziehen ihnen entgegen zum Kampfe, die Weiber zünden die Dörfer an und treiben die Herden in den Wald, daß die Feinde keinen Unterhalt finden. — Du sollst desgleichen thun, läßt der Ohm dir sagen."

Otila war nicht überrascht; sie hatte sich auf solche Botschaft vorbereitet. Sofort weckte sie die Kinder, warf jedem der Knaben ein Wolfsfell über die Schultern, wickelte auch den Säugling in einen kleineren Pelz und band ihn in ein Tuch ein, das sie sich umhing. Dazu lud sie sich noch zwei der mit Brot und Fleisch bepackten Säcke auf die Schulter und hieß Wolfrad die beiden andern leichteren nehmen; darauf steckte sie ein Messer in den Gürtel und nahm einen Wurfspeer in die Hand. Zuletzt holte sie eine Kienfackel aus dem Vorrat, zündete sie an den glimmenden Kohlen des Herdes an und steckte sie brennend in das dürre Reisig, das neben dem Hauseingang zum Gebrauch für den Herd aufgeschichtet war. Rasch loderte es auf; die Flammen umzüngelten das Haus, leckten am Gebälke bis zum Strohdach empor und umfingen es in heller Lohe.

Staunend sahen die Kinder der Mutter Thun. Auch sie stand sinnend still und schaute, wie die Flammen das Haus verzehrten, das ihr eine glückliche Heimat geboten hatte, seit sie zum erstenmal an Grimolts Hand über die Schwelle getreten war. Doch nicht lange gönnte sie sich Zeit zu träumender Betrachtung. Sie nahm noch wahr, wie die glühenden Funken auf das Dach des Schuppens fielen, der, wenige Schritte vom Hause stehend, den Heuvorrat für den Winter

barg. Sobald dieser in Flammen stand, mußten auch die daranstoßenden Ställe für Rinder, Schafe und Schweine in Flammen aufgehen.

Das Werk der Zerstörung war beendet, sie konnte mit ihren Kindern die Brandstätte verlassen. Zunächst richtete sie ihre Schritte nach dem Weideplatz. Wehmütig liebkoste sie dort die Tiere, welche die Herrin brüllend, blökend und grunzend begrüßten. Die junge Milchkuh sonderte sie aus. „Diese führen wir mit uns, solange es geht," sagte sie, zu Wolfrad gewendet. „Die übrigen Tiere müssen in den Wald getrieben werden, die Hunde mit ihnen; diese helfen dann, wenn wir in Monden wiederkehren, dem einen und dem andern Tiere der Herde den Heimweg finden."

„Ja, denen, die nicht von den Wölfen gefressen werden," versetzte bekümmert Wolfrad, dessen Herz an der Herde hing.

„Besser von den Wölfen des Waldes, als von den Wölfen aus Rom," antwortete Otila, indem sie, unterstützt von dem jungen Hirten, die Herde nach dem Walde zu treiben begann.

Im Verlauf einer Stunde war auch dies gethan; die Tiere der Herde, der wertvollste Besitz des Germanen, waren den Raubtieren preisgegeben, um nicht den Feinden des Landes zur Nahrung zu dienen. Zuletzt wurde noch die schnatternde Gänsebrut bachaufwärts in den Wald getrieben, woher die klare Flut ihren Lauf nahm.

Inzwischen war die Sonne aufgegangen und strahlte freundlich den nun Heimatlosen entgegen. Frau Otila sprach zu Wolfrad gewendet: „Jetzt ist alles geschehen. Nichts hält uns mehr zurück. — Nun vorwärts, den Mannen nach, die den Römerwölfen entgegenziehen! — Du weißt doch Weg und Richtung, die sie genommen haben, Wolfrad?"

„Sicher weiß ich sie," rief der zum Jüngling reifende Knabe aus, der sich mit Speer und Schild bewaffnet hatte. „Ich selbst will jetzt meinen Speer auf die Römer schleudern; nur um dir die Botschaft des Ohmes zu bringen, kam ich zurück. Ich führe dich auf den Weg zum Heere, aber dann eile ich dir voran zu den Wehrmannen des Gaues."

Mit rüstigem Mute eilten die Heimatlosen nun vorwärts über Wald, Heide und Feld, weder die zarten Knaben, noch die schwerbeladene Frau wurden müde. Mit unwilligem Brummen folgte nur die Kuh, von ihrem jungen Hirten bald getrieben, bald an den Hörnern nachgezogen.

## 5.

# Der Kampf im Walde.

Zu neuem, schrecklich flammendem Erglüh'n
Entfacht des Krieges grause Furie
Die blut'ge Fackel mörderischen Streits.

Wie auf einen Ruf strömten die Völkerstämme vom Rheine bis zur Weser und Elbe herzu, die Brukterer, Tubanten und Usipeten. Sie umringten die Höhen des Waldes, durch welchen der Rückzug der Römer gehen mußte, und begannen erneut die Treibjagd des Teutoburger Waldes gegen die römischen Legionen.

Abermals tönten die gellenden Hörner der Deutschen, das Echo weckend, durch den Wald. Von allen Höhen blickten die halbnackten Riesengestalten; unter der Wolfs- oder Bärenkopfhaut blitzten die grimmigen blauen Augen den Legionen entgegen, und den stolzen Römern bebte das Herz ihnen gegenüber; sie sahen das Schicksal der Legionen des Varus vor sich. Aber diesmal hatten sie den kühnen Germanikus, den Helden aus kaiserlichem Stamme, zum Feldherrn. Er verlor den Mut nicht, sondern ordnete mit weitblickender Umsicht seine Legionen so, daß sie geschlossen beisammenblieben. Voraus zog die Reiterei samt den Hilfstruppen, in der Mitte kam der Troß und die Lastwagen, rechts und links von einer enggescharten Legion geschützt; die Nachhut deckte abermals eine Legion samt den übrigen gallischen und belgischen Bundesgenossen. Eine so eng geschlossene Heermasse konnte durch die Wurfspeere der Deutschen nicht zersplittert werden, ob diese auch rechts und links Reiter und Fußvolk niederwarfen.

Erst als der Vortrab am Ausgange angekommen, die Hauptmasse noch vom dichten Wald umschlossen war, griffen die Deutschen zugleich den Vortrab und die Flanken an. Ein Hagel von Speeren warf Hunderte von Römern nieder. Die Hauptmasse aber stürmte in dichten Keildrungen auf die römische Nachhut ein. Diese kam in Verwirrung, sie wankte, und in ihre Spalten drangen die schrecklichen Keilhaufen der Deutschen. Dies war der Augenblick, in dem das Glück der Schlacht den Römern den Rücken zu kehren schien und ihnen zu Mute war, als ob die Geister der hingemordeten Marsen hinter den Bäumen winkten und die tödlichen Speere beseelten. Keines der Geschosse verfehlte seinen Mann.

Nur Germanikus behielt auch jetzt Mut und Besinnung. Er ritt hin und zurück in raschem, furchtlosem Ritte und rief den Wankenden mit weittönender Stimme zu: „Vorwärts — hier ist der Ort und die Stunde, die Schuld eurer Empörung wider den Kaiser zu sühnen und euch unsterbliche Ehre zu erwerben! Die Manen des Varus und seiner Legionen rufen euch in diesen Wäldern zu: »Rächet uns an den Barbaren!«“ Dieser Zuruf weckte den ermatteten Mut der

Römer. Sie schritten unverzagt vorwärts nach der Lichtung zu, ob auch Hunderte fielen unter dem tödlichen Speerhagel der Germanen.

Den verbündeten Deutschen aber fehlte der einzige, der dem Germanikus an Feldherrnblick und Besonnenheit gleichkam, ja der ihn noch überragte an feurigem Heldenmute, wenn er in heiligem Eifer für das Land seiner Väter stritt — ihnen fehlte Herzog Hermann, der Cherusker. In sechs Friedensjahren seit der Teutoburger Befreiungsschlacht war üppig das Erbübel der deutschen Stämme, Eifersucht und Uneinigkeit, unter ihnen emporgesproßt.

Fürsten hießen die durch Besitz, angesehene Vorfahren und Verwandte ausgezeichneten Familienhäupter, deren es in jedem Volksstamme mehrere gab. Aus ihnen wurde zur Kriegszeit der gemeinsame Herzog gewählt. Nie war ein Herzog so allgemein als der Erste von allen deutschen Volksstämmen anerkannt, so hochgeachtet und über die Schultern aller Mannen emporgehoben worden, wie Hermann, Siegmars Sohn, der Deutschland für die Zeit der Not geeint und vom römischen Joch befreit hatte. Darüber grollten manche der übrigen Fürsten, keiner aber mehr als der Cheruskerfürst Segestes, der reicher war als Hermanns Vater Siegmar und seines Ansehens wegen von den Römern begünstigt wurde. Obwohl Hermann der Gemahl seiner Tochter war, führte eifersüchtiger Haß den Segestes doch so weit, daß er das ganze Volk der Cherusker entzweite, Hermann aber überfiel und gefangen heimführte.

In des Segestes in römischem Stile erbauter Burg schmachtete der Deutschen Heerführer in Gefangenschaft, als die Römer das Marsenland überfielen und verheerten. Darum gelang es dem Germanikus, die Deutschen so lange abzuwehren, bis seine vordersten Scharen am Ausgange des Waldes ein Lager aufgeschlagen hatten, das den nachkommenden, kampfermüdeten Legionen willkommene Rast und sicheres Nachtlager gewährte. Herzog Hermanns Kriegserfahrung und Heldenmut hätte dies verwehrt, hätte ihnen auch diesesmal sichern Untergang bereitet.

---

„Entscheidet denn, was eure Wahl,
Ob Sklavendienst, ob Tod?"
Das ist's, was er in ihrer Qual
Zum Hohne ihnen bot.

Weiter in Deutschland vorzurücken, wagte selbst Germanikus jetzt nicht mehr. Er war zurückgeworfen, und das einzige, was er errungen hatte, war, daß er Männer, Weiber und Kinder im Schlafe überwältigt und hingemordet hatte. Aber es galt ja schon für Sieg, daß er aus dem Andrang des deutschen Landsturmes seine Legionen gerettet und ihnen den Rückweg zu den befestigten Ufern des Rheines errungen hatte. Darum ordnete er am folgenden Morgen siegesfroh und stolz seine stark gelichteten Scharen. Vor ihnen war jetzt nur noch offenes Land, in welchem

die Deutschen mit ihren Wurfspeeren und ihren unbewehrten Leibern den gepanzerten Römern nicht gefährlich werden konnten.

Im vollen Feldherrnschmuck ritt Germanikus jetzt durch die Reihen, belobte die Soldaten für ihre bewiesene Tapferkeit und sprach den von den Anstrengungen, Hunger und Wunden Erschöpften neuen Mut ein. Zuletzt ließ er sich die gefangenen Germanen vorführen.

Nur fürstliche Anführer oder durch besondere Tapferkeit, durch riesigen Körperbau oder Jugendschönheit hervorragende Kämpfer waren als Gefangene gefesselt worden, sonst war alles, was von den römischen Waffen erreicht wurde, Männer und Weiber, von den unbarmherzigen Würgern niedergemacht worden.

Der Römer weidete das Auge an den Riesengestalten, deren wuchtige Glieder mit Ketten belastet waren, deren blaue Augen so wild und trotzig auf die Überwinder blickten. Wie mußten sie den Triumphzug des Imperators schmücken, wenn sie in Ketten vor dem Wagen des Siegers einherschritten! wie mußten die nimmersatten Römer staunen ob der stattlichen Glieder der riesenhohen Gestalten! welcher Ruhm fiel auf den Feldherrn, den Überwinder, zurück!

Jetzt fragte er, der von früheren Feldzügen in Germanien des Deutschen ein wenig mächtig geworden war, nach Namen und Herkunft der einzelnen Gefangenen. Der letzte, der vor ihm stand, nannte sich Sigulf. Überrascht von der ungewöhnlichen Schönheit und Leibesstärke des jungen Marsen fragte ihn der Römer, ob er ein Fürst oder dem fürstlichen Hause verwandt sei.

Sigulf verneinte. Abermals ließ der Feldherr das Auge mit Wohlgefallen auf ihm ruhen. „Du kannst in die Leibwache des Cäsars eingereiht werden," sprach er. „Preise dein Geschick, das dich aus dem barbarischen Lande deiner Geburt hinwegführt unter schöneren Himmel, in die erhabene Nähe des Herrn der Erde!"

Wie sprühte das Auge des jungen Marsen in heißem Grimm! Furchtlos und gleichgültig gegen den Zorn desjenigen, in dessen Gewalt er gegeben war, rief er ihm zu: „Stolzer Cäsar, wagst du, das Land der Germanen barbarisch zu schelten, warum führst du dann deine Legionen hierher?" Der Feldherr aber achtete seines zürnenden Ausrufs nicht; er mochte den Sinn der Worte kaum ganz verstehen, denn er ritt, ohne zu erwidern, weiter.

Bald darauf wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben und die Kohorten setzten sich in Bewegung, Reiter und Fußvolk, mit Helm, Panzer und Brustharnisch bewehrt, mit Fahnen und Feldzeichen, in der Mitte den silbernen Adler mit den ausgebreiteten Flügeln, deren jede Legion einen besaß und wie ein Heiligtum werthielt. In der Nachhut wurden die Gefangenen geführt; alle, schwerer oder leichter verwundet, schleppten sie sich mühsam in den Fesseln einher. Doch brennender als der Schmerz der Wunden, schwerer als die Last der Fesseln und die Mühseligkeit

des Weges war für sie das trostlose Bewußtsein, daß sie als Sklaven der stolzen Römer hinweggeführt wurden aus der freien Heimat. Niemals wieder sollten sie die grünenden Wälder schauen, den schnellen Hirsch, den starken Ur, den grimmigen Bären erjagen, oder im Schatten der Eichen im geweihten Haine mit den Gaugenossen sich sammeln, nie wieder zur Sommerszeit die grünenden Saaten auf dem eigenen Felde erblicken, des Winters aber beim Sonnenwendfeste mit Verwandten und Gaugenossen zum fröhlichen Gelage beim flackernden Herdfeuer sich setzen — nie Vater und Mutter, Bruder und Freund, nie Weib und Kinder wieder sehen!

Das waren die schmerzlichen Gedanken, die auch Sigulf durchzuckten, als er mit brennender Kopfwunde, mit verwundetem Arme, von Fesseln belastet den Weg dahinzog. Anders hatte er sich sein Leben gedacht, als Gatte eines treuen Weibes, als Vater froher Kinder im schlichten, strohgedeckten Hause, umgrünt von Feld und Weide, rings umgrenzt vom schattenden Walde.

Die Nacht gebot dem eiligen Rückzug des römischen Heeres Halt. Bevor die Mannschaft zum kalten Nachtlager auf dem Felde sich niederließ, mußten die Soldaten mit vereinten Kräften Graben und Wall um das Lager ziehen, wie es die kriegerische Gewohnheit der Römer war, von der auch in der äußersten Not nie abgewichen wurde.

Endlich ward's Ruhe. Die Soldaten schliefen nach den Beschwerden des Weges, nur die Wachen machten ihre Runde rings auf dem Wall. Jenseits desselben flackerte auf dem Felde in nicht zu weiter Ferne ein einsames Feuer auf. Es wurde von den Römern kaum beachtet. Wie ein flammendes Band hatten sich in den verflossenen Nächten die Wachtfeuer der Germanen um das Lager gezogen, und ein schreckenerregender Anblick war dies für die Römer gewesen in Wäldern und Schluchten. Hier aber auf freier Heide brauchte das römische, wohlgerüstete Heer keinen Überfall zu fürchten.

Nur die deutschen Gefangenen, die nahe am Walle lagen, schauten mit Sehnsucht dort hinüber, wo eine vereinzelte Schar ihrer Brüder lagern mochte. Allmählich aber erlagen auch sie der Müdigkeit, und wohlthätig umfing sie der Schlaf.

Nur Sigulf konnte nicht ruhen; er saß aufrecht unter den schlummernden Gefährten, und seine Gedanken kehrten zurück, bald zu der Heide im Marsenlande, wo die Seinen tot lagen, bald zu der alternden Mutter im einsamen Hause, die des Gatten und der Söhne zumal beraubt worden war.

Zur selben Stunde saßen um jenes einsame Feuer wachend Grimolt und Otila. Am Boden schliefen die Kinder. „Mußte ich ihn hier wiederfinden, den ich sechs Jahre hindurch vergeblich gesucht?“ rief Grimolt aus.

„Er ist es sicher — auch ich habe ihn erkannt, obwohl er schier vom Jüngling zum Manne gereift ist,“ sprach Otila.

„Und er sollte gefangen nach Rom geschleppt werden?“ fuhr Grimolt auf; „sollte in Ketten einhergehen im Triumphzuge des Römers? sollte in der Arena zur Schaulust der üppigen Römer sterben unter den Zähnen der wilden Bestien oder unter dem Schlachtmesser der sklavischen Gladiatoren?“

„Er soll es nicht,“ antwortete Otila zuversichtlich; „die Nacht ist deinem Vorhaben günstig. Schau auf! dichtes Gewölk hängt am Himmel, kein Mond spendet Helle, kein Stern blinkt durch die Finsternis. — Horch, wie der Wind saust, und rieselnd der Regen niederfällt — kein Laut wird dich dem Ohre der Römer verraten!“

„Die Nacht rückt vor, und noch ist Wolfrad nicht zurück. Wenn die Römer den Knaben erfaßt hätten!“ rief Grimolt wieder aus.

„Hier bin ich, Ohm,“ erscholl eine jugendliche Stimme, und hochatmend nach eiligem Laufe kam der Jüngling daher. „Ha ha! kein Römer hat mich erspürt. Ihre Augen sind nicht geschärft wie die unsern, ihre Ohren sind nicht jagdgewöhnt, sie würden den Tritt des Wildes nicht unterscheiden vom Rauschen des fallenden Laubes.“

„Bringst du mir Kunde, Wolfrad?“ fragte Grimolt erwartungsvoll.

„Ich bringe sie, Ohm. Ich habe gesehen, wie nahe beim Walle die Nachhut lagerte, ich habe die deutschen Gefangenen in ihrer Mitte erschaut, den Jüngling auch, den du suchst, der sie alle überragt.“

„Kamst du so nahe zum Lager, du kühner Knabe?“ sprach Otila.

„O, ich war auch schlau,“ versetzte Wolfrad. „Als mich der Ohm am Abend auf Kundschaft ausschickte, lief ich erst bis auf Sehweite, dann schlich ich, in die Wolfshaut gehüllt, am Boden weiter bis dicht an den Graben, den die Römer um das Lager zogen. Aber ich vermochte nicht über den Wall zu blicken. Da erspähte ich eine Eiche nahe am Walle. Ich kletterte am rauhen Stamme empor, bis ich oben im Wipfel, gedeckt von dem grünen Geäste, das ganze Lager überschaute. Ich sah die Legionen einziehen, sah den Feldherrn selbst in dem funkelnden Gewande von Erz. Zuletzt kam die Nachhut, in ihrer Mitte unsere Brüder, die Söhne Teuts, mit nackter Brust und wundem Haupte — sie tragen ja keinen ehernen Harnisch wie die Römer! O, ich will dich sicher an den Ort führen, wo sie lagern, Ohm!“

„Auf denn, die Nacht ist günstig!“ rief Grimolt aufspringend und bot Otila die Hand zum Abschied. Das treue Weib verstand wohl, was dieser Gruß besagte. Sollte es der letzte sein, den er ihr bieten konnte? Doch sie hielt ihn nicht mit einem Blick noch Wort zurück. „Sei glücklich, Grimold! Sigulf hat Rechte eines Blutsfreunds an dich. Du mußt ihn retten — oder für ihn sterben,“ sprach sie standhaft.

Dann verschwand Grimolt mit Wolfrad auf der nächtlichen Heide. —

Noch kauerte Sigulf schlummerlos unter den Reihen der schlafenden Unglücksgefährten und Feinde. Da — täuschte sein jagdgeübtes Ohr! Nahten nicht Fußtritte, leise und vorsichtig wie die eines Jägers, der scheuem Wilde nachspürt? Das war nicht der dröhnende Schritt der römischen Wache! Sein Auge schaute spähend durch das Dunkel. Er glaubte, eine nackte Gestalt auf dem Walle emporragen zu sehen, doch sogleich verschwand sie wieder. Es war Wolfrad, der seinen Ohm zu der Stelle geführt hatte, wo er die Gefangenen wußte. Grimolt, in das Wolfsfell gehüllt, war geräuschlos den Wall hinabgeglitten, und kroch nun an Wachen und schlafenden Römern vorüber, bis er dicht bei Sigulf angelangt war.

Da klang's dem Gefangenen flüsternd ins Ohr: „Bist du Sigulf, der Marse?"

„Ich bin es," bejahte Sigulf.

Jetzt nahte ein römischer Wachtposten. Doch Grimolt hatte den Wolfspelz fest um sich gezogen und sich zum Boden niedergelassen. Im Dunkel getäuscht murrte der Römer: „Wieder einer der Hunde, welche die vornehmen Freunde des Cäsars zur Jagd in den germanischen Wäldern mitgenommen haben. Während wir hungern, läßt man es diesen Bestien nicht am Futter mangeln!"

Der Römer schritt weiter; jetzt fühlte Sigulf, wie seine Fesseln an Händen und Füßen mit scharfem Messer durchschnitten wurden.

Abermals kam die Wache in ihrem gleichmäßigen Schritt näher und der Vermummte legte sich ruhig auf die Erde nieder. Als sich der Wachtposten wieder abkehrte, nahm Grimolt den Wolfspelz von der Schulter, schlug ihn um Sigulfs Glieder und zog die Kopfhaut über sein lockiges Haupt, indem er ihm zuraunte: „Verlaß eilig das Lager, ich folge dir nach!" Sigulf gehorchte der Weisung; er kroch den Wall empor, dort aber kehrte er sich um, denn er wollte nicht selbst die Flucht ergreifen, ehe er gewiß war, daß auch sein Retter entrinne.

Der Wache fiel Grimolt, obwohl jetzt entblößt, nicht ins Auge, denn er lag an der Stelle des Gefangenen; aber auffallend erschien dem Römer mit einemmale der Hund auf der Höhe des Walles, denn das Wolfsfell, das für Grimolt genügt hatte, reichte nicht hin, Sigulfs riesige Glieder zu decken. Seine Arme und Beine ragten weiß aus dem zottigen Felle vor und verrieten sich dem Auge des Römers auch in der Dunkelheit. Dieser trat daher näher zum Walle, und rief dem Vermummten ein drohendes Halt! zu und wollte das Alarmzeichen geben. In diesem Augenblick ward er von hinten umfaßt und mit Riesenkraft zu Boden gezogen. Grimolt hatte sich in plötzlichem Sprung auf ihn geworfen; er kniete jetzt auf ihm, und wie eiserne Klammern umstrickten seine nervigen Arme den Hals des Römers, der den Atem schwinden fühlte und unfähig, um Hilfe zu rufen, vergebens gegen die Riesenkraft des Gegners ankämpfte. So rasch wie geräuschlos ging der ganze

Kampf vor sich; nur ein kurzes Röcheln drang noch aus der Kehle des Römers, dann lag er stumm.

Der nächste Wachtposten, etwa zwanzig Schritte entfernt, hörte den Ruf, einen Fall und ein Röcheln. Er rief dem Kameraden die Frage zu, was es gebe. Erst als keine Antwort erfolgte, als er auch die dunklen Umrisse seiner Gestalt nicht mehr erblickte, schritt er herzu. Jetzt richtete sich der Sieger von dem Erdrosselten auf, um sich mit voller Schnellkraft auf den neuen Gegner zu werfen, ehe dieser zum Stoß mit dem Schwert ausholen konnte. Aber ihm blieb Zeit, den Ruf erschallen zu lassen: „Germanen im Lager!“

Sogleich ward's ringsum lebendig. Nur kurze Zeit rang Grimolt in gewaltigem Ringkampfe Brust an Brust mit dem Gegner, dann enteilte er, das Schwert hoch schwingend, das er dem Römer aus der Hand gewunden hatte, den Wall empor, und von dort, indem er Sigulf stürmisch mit sich riß und von Wolfrad gefolgt ward, wieder hinab in weitem Sprung über den Graben, auf die freie Heide. Dort standen beide atemholend still. Dann ging's in flüchtigem Lauf über die Heide dem einsamen Feuer zu, das ihnen aus der Ferne grüßend entgegenblinkte, immer heller loderte und endlich Otila mit dem Säugling im Arme, umgeben von den übrigen Kindern, helle beleuchtete.

Wie schlug Sigulf das Herz hoch und froh, als er hier wieder die trauten Gefährten der deutschen Heimat vor sich sah, das Weib, das dem Gatten in Kampf und Tod nachfolgte, und die Söhne, die schon in zarter Kindheit schauten, wie der Vater mit seinem Blute Freiheit und Vaterland verteidigte!

Als sie dann endlich den Ort erreicht hatten, wo jubelnd die Knaben ihnen entgegensprangen, Otila mit leuchtendem Antlitz den aus der Todesgefahr wiederkehrenden Gatten samt dem geretteten Freunde begrüßte, als sie sich ums flackernde Feuer scharten und Grimolt den Lauschenden erzählte, wie das verwegene Werk der Rettung gelungen sei, da erst konnte Sigulf seinem noch immer unbekannten Retter den Dank für seine Befreiung aussprechen. Jetzt riefen ihm Grimolt und Otila die Erinnerung an den Siegesabend im Teutoburger Walde und an den Jüngling zurück, den er dort vom Totenfelde gerettet hatte. „Nie habe ich deiner vergessen,“ schloß Grimolt seinen Bericht; „wenn ich jagte, sah ich im finstern Wald, wenn ich den Pflug führte, auf sonniger Trift deine Heldengestalt vor mir. Ich glaubte daran, daß ich dich einmal wieder Auge in Auge schauen würde und meine Schuld gegen dich lösen könne. Dank sei Wodan, dem Herrn des Himmels, daß es mir gelungen ist!“

So schloß festlich froh der Abend auf der marsischen Heide. —

Früh am folgenden Morgen brach das Römerheer vom Lager auf, um den eiligen Rückzug zum Rheine fortzusetzen. Dort rasteten die Truppen in den Winter-

lagern von den Anstrengungen des Feldzugs; nach Rom aber wurden stolze Berichte von einem neuen in Germanien gewonnenen Siege geschickt.

Währenddessen zogen die zur Wehr vereinten deutschen Völker, die Brukterer, Usipeten und Tubanten, zufrieden, daß der Feind das Land verlassen hatte, friedlich zu ihren heimischen Stätten zurück. So tapfer und unerschrocken sie das Land der Väter verteidigten, so begehrten sie doch nicht, Eroberungszüge zu machen wie die stolzen Römer, die alle bekannten Lande der Erde ihren Adlern unterworfen sehen wollten.

Sigulfs und Grimolts Wege schieden sich jetzt. Ehe sie sich trennten, schwuren sie den Freundesbund, der sie beide, den reichbegüterten Edeling, welcher Knechte und halbfreie Liten unter sich hatte, und den armen Friling, der mit schwieligen Händen selbst sein Feld bebaute, unzertrennbar wie Brüder bis zum Tode verband.

Dann kehrten Grimolt und Otila mit den Knaben zurück ins Bruktererland. Das Haus war niedergebrannt, aber noch war's Sommerzeit, und ehe die kalten Nächte einkehrten, hatte Grimolt mit Hilfe des raschen Wolfrad und der thätigen Otila eine neue Hütte erbaut, die eine warme Kammer zum Nachtlager und einen weiten Wohnraum rings ums flackernde Herdfeuer bot. Im Keller fanden sie die Kupferkessel und das Eisengeschirr samt Pelzen, Wolle- und Flaumvorräten wohlverwahrt; auch die beiden Hunde hatten ihren Wächterdienst bei der Herde versehen, und es gelang Wolfrad mit ihrer Hilfe, einen Teil der wild weidenden Tiere wieder zusammenzutreiben.

Froh des neuen Friedens klagten Grimolt und Otila nicht über die Verluste, die der Krieg ihnen zugefügt hatte. Die Erinnerungen desselben boten in späteren Wintern willkommenen Anlaß zum Gespräche beim Herdfeuer, und froh und stolz war vor allen der aufstrebende Jüngling Wolfrad, daß auch er schließlich an der verwegenen Befreiungsthat des Oheims hatte teilnehmen dürfen.

Sigulf kehrte heim zu der verwitweten und der Kinder beraubten Mutter. An der Grenze des Marsenlandes gelegen, war ihr Gehöfte von der Verwüstung der Feinde verschont geblieben. Als sie den Sohn lebend erblickte, den sie mit den andern für tot beklagt hatte, vergaß sie in der überschwenglichen Freude fast den frühern, verzweiflungsvollen Schmerz. Mit milderer Trauer beklagte sie die Ermordeten und lebte neu auf mit dem Wiedergeschenkten, einem hohen und heiteren Alter entgegen, denn Sigulf führte im folgenden Sommer ein junges Weib heim, das ihr eine Tochter ward, und bald wuchsen blühende Enkel in Notberts verwaistem Hause empor.

Grimolt, der Brukterer, im einsamen, waldumfriedeten Gehöfte sah eine Schar von blühenden Kindern um sich heranwachsen. Er lehrte die Söhne, sowohl den Acker zu pflügen und der Herde zu walten, als auch den gewaltigen Auerstier, den

grimmen Bären und den tückischen Wolf, den Feind der Herden, zu erlegen. Die Töchter lernten frühe unter Anleitung der Mutter am Herde zu walten und am Webstuhle thätig zu sein, den Garten und das Leinfeld zu bauen, die in eigenster Obhut der Frauen standen.

Hohe Freude kehrte ein in dem stillen Gehöfte, als mehrmals im Laufe der Jahre Sigulf, der Edeling, aus dem Marsenlande gerittenkam, um einige Tage unter Grimolts Dache zu weilen. Reiche Gastgeschenke pflegte er mit sich zu bringen, glänzende Waffenstücke für die heranwachsenden Knaben, feine Gewande und Schmuck aus hochgeschätztem Bernstein Otila und ihren Töchtern. Und Grimolt führte einstmals den hochgeschätzten Gast in den nächsten Gau, wo am Flußufer sein Neffe, der rüstige Wolfrad, jetzt ein eigenes Haus bewohnte mit seinem jungen Weibe.

Als einstens wieder die Wälder ergrünten, machte sich Grimolt in schon ergrauenden Haaren, begleitet von den rüstigen Söhnen, auf zur Wanderschaft nach dem fernen Marsenlande. Einen Pelz des seltenen schwarzen Bären und Auerochsenhörner von besonderer Schönheit trugen sie als Gastgeschenke mit sich, denn die Freien wollten dem Edeling nicht nachstehen. Festlich empfangen, weilten sie sechs Tage im geräumigen Edelingshofe, wo die Jünglinge sich mit den Söhnen des Hauses in den Waffen maßen, während die Männer froher Gespräche pflogen, bis abends im fackelerhellten Saale sich alle sammelten, wo Gesänge ertönten und Sigulfs Töchter den Gästen die Trinkhörner kredenzten. Auch einem marsischen Gautage wohnten sie bei, hörten und sahen gar vieles von dem, was in den germanischen Gauen und jenseits derselben im fernen Rom zuging. Dann kehrten sie, von Sigulf und seinen Söhnen ehrenvoll bis zum Markstein des Gaues begleitet, nach der Heimat zurück, wo Mutter und Schwestern ihrer harrten im waldumfriedeten Hause.

# Jäger und Hirte.

# 1.

# Auf dem Gautage.

Kennt ihr das Land, vom Truge frei,
Wo noch das Wort des Mannes gilt? —
Das gute Land ist uns bekannt,
Es ist das deutsche Vaterland.

In den deutschen Gauen herrschte tiefer Frieden. Nirgends versah man sich eines neuen Einfalls der Römer. So oft der Mond seine Scheibe füllte und die Nächte mit sanftem Glanze erhellte, sammelten sich die Gaugenossen auf und ab in den Landen.

Auf waldumsäumter Heide, von Eichen beschattet, tagte ein Gau der Chatten. Auf Felsblöcken und Baumstümpfen saßen die Mannen im Kreise umher; hinter ihnen standen in bescheidenem Schweigen die Jünglinge; in der Mitte war ein Stuhl aus roh behauenen Steinen für den Graven erbaut.

Ursprünglich war dies der älteste der Freien, darum der Grav — Graue — genannt. Allmählich wurde aus den älteren, erfahrenen Männern der weiseste ausgewählt; in einzelnen Fällen ward auch ein noch jüngerer zu dem Ehrensitze erkoren, weil er das allgemeine Vertrauen besaß. Da sich dieses gerne vom Vater auf den Sohn vererbte, so war Ariwald, der jetzt auf dem steinernen Stuhle saß, schon in rüstigen Mannesjahren zu der Würde erwählt worden, die vor ihm Vater und Ahn bekleidet hatten. Nun trug auch er graue Haare, denn Ottmar, der jüngste seiner Söhne, war zum Manne gereift. In vollem Waffenschmuck stand er heute neben dem Vater, denn es war die Zeit gekommen, da der alternde Vater ihm Haus und Herde übergeben und er eine Frau heimführen wollte, die des Herdfeuers walte. Zuvor sprach er das Recht des freien Mannes in der Gaugemeinde an.

Ihm ward Sitz und Stimme zugestanden. Das Recht, seine Herde auf die gemeinsame Weide zu treiben, sprach er nicht an, denn er besaß eigenen Weidegrund. Dagegen hatte er sich zu verpflichten, allzeit zu Schutz und Wehr des heimischen Gaues nicht nur, sondern auch der Grenzmarken bereit und gewärtig zu sein. Um zu bewähren, daß er gerüstet sei, mußte der um die Mannesrechte werbende Jüngling in Wehr und Waffen vor die Gemeinde treten.

Ja, in prächtigem Waffenschmuck glänzte Ottmar! Ein Römerschwert und ein

funkelnder Schild, die er selbst erbeutet hatte, hingen von seiner Schulter nieder. In der Hand trug er die Lanze und den Wurfspeer, die von den Römern gefürchtete Framea. Helm und Harnisch verschmähte er nach deutscher Weise; die Fülle der rötlichen Locken ward dem Haupte zum Schutz. Über die Schulter hing lose ein rotwollener Mantel als Decke gegen Sonnenbrand und Regenschauer. Ein silberdurchwebter Gürtel hielt den Linnenrock fest, der bis zum Knie reichte; darüber trug er noch ein Lederwams ohne Ärmel; die nervigen Arme und Beine waren bloß, nur die Füße durch starke Lederschuhe gegen Steine und Dornen auf dem Wege geschützt.

Jugendschönheit und männliche Reife waren in Ottmar vereint. Seine Gestalt überragte selbst die gewöhnliche Höhe der Deutschen, seine Augen blitzten feurig, und mit Wohlgefallen hingen vieler Augen an ihm. Die Mannen des Gaues gönnten dem ergrauenden Graven die Freude an dem letzten Sohne, denn fünf ältere Brüder hatte das Römerschwert gefressen. Jetzt trat Ottmar zurück aus dem Ringe und nahm seinen Platz unter den Mannen. Rings grüßten ihn Bekannte glückwünschend, und er lud sie zu Gelage, Sang und Waffenspiel an seiner Hochzeit auf den dritten der kommenden Tage ein.

Der Grav aber forderte die Mannen, die in allgemeiner oder besonderer Sache ein Vorbringen hatten, auf, vorzutreten in den Ring. Zuerst wurde ein Zwist zweier Nachbarn über Trieb- und Weiderecht untersucht und geschlichtet. Die Beteiligten kehrten an ihre Plätze zurück, und ein einzelner Mann trat in die Mitte des Ringes. Nur ein Schaffell trug er statt des Mantels über der Schulter; ein Stück ungebleichten, groben Linnens hatte er um die Lenden geschürzt. Nicht hochragend wie Ottmars Gestalt war die seine, aber gewaltig die Breite der nackten Brust und Schultern. Er trug, wie die meisten Mannen, in friedlicher Versammlung weder Schild noch Waffe; nur eine mächtige Keule, ihm als Stab für den Weg und als Waffe gegen wilde Tiere dienend, schwang er wie spielend in der arbeitgewöhnten, schwieligen Hand.

Wohlbekannt war der halbnackte Mann im Kreise umher, denn auch er bekleidete ein Vertrauensamt, wie der Grav; er war der Rinderhirte der kleinen Freien eines Dorfes, deren Herdenbesitz nicht so groß war, daß jeder eines eigenen Hüters bedurfte. Stolz war der Mann auf sein Amt, das sprach sich in seiner Haltung und seinen Mienen aus; und er hatte ein Recht dazu, denn die Herde war der wertvollste Besitz der deutschen Mannen. Manchen Kampf hatte der Hirte Frohbert schon mit räuberischen Wölfen bestanden, um ein junges Kalb ihren Zähnen zu entreißen. Dafür waren die Männer ihm dankbar, und seine Stimme galt hoch, wenn die aus hundert kleinen Gehöften bestehende Dorfgemeinde zu gemeinsamer Beratung unter der Linde sich sammelte.

Mehr Kühnheit gehörte dazu, in der Gauversammlung vor dem Graven und allen mächtigen Edelingen wortführend in den Ring zu treten, und Staunen ergriff alle seine Bekannten, als er kühn begann: „Ich bringe Klage vor wider Ottmar, Ariwalds, des Graven, Sohn, den heute der Gaugemeinde vereideten Mann."

Einige Augenblicke war ringsumher Stille. Dann sprach der Grav: „Was klagst du wider Ottmar, den neuen Mann des Gaues?"

„Verwichenen Abend," begann der Hirte aufs neue, „trieb ich die Herde zur Nacht auf die Auchtweide, wo der starke Zaun sie schützt vor dem anspringenden Wolf; mir half mein treuer Geselle und Wächter Kero, ein treffliches Tier, desgleichen im Gaue kein zweites zu finden ist. Währenddem scholl Lärm aus der Ferne und auf schnaubendem Rosse sprengte Ottmar heran, der stolze Jäger, umgeben von kläffender Meute. Ich winkte ihm zu mit Hand und Ruf, daß er sich wende, denn er machte die Herde mir scheu, doch er spottete meiner und hetzte die Meute wider meinen Kero, den sie zerrissen. Die Herde überkam tolle Furcht, der Leitstier floh dahin, und Kühe, Rinder und Kälber jagten auseinander nach allen vier Winden. Die ganze Nacht war ich auf dem Wege, um sie wieder zu sammeln, und als der Morgen kam, hatten die Wölfe eine trächtige Kuh — sie gehörte dem Friling Drago — und drei Kälber geholt. Das aber war das mindere Leid; das größte traf mich und den treuen Hüter, den Hund, den mir die Meute zerrissen hatte. Wie soll ich der Herde warten ohne Hund? Wo finde ich wieder einen Gesellen, so treu, so klug und so wachsam wie Kero mir war?"

Stolze Ruhe bewahrte während dieser Rede des Hirten der junge Edeling. Verschieden aber war der Eindruck der Klage im Ringe der Männer. Die jagdfrohen Edelinge schauten mit höhnischen Blicken auf den Hirten; die gemeinen Freien aber begriffen das Leid und teilten seine Entrüstung.

Ernst nahm der Grav das Wort: „Du hörst die Klage, Ottmar. Spricht dieser Mann die Wahrheit? sage an!"

„Er spricht die Wahrheit, ich leugne es nicht," antwortete Ottmar. „Ich habe meine Meute wider seinen Hund gehetzt, denn der Köter fiel mein Roß an, daß es scheute und kaum zu bändigen war."

„Du hast unrecht gethan, Ottmar," entschied der Grav, „daß du über die Auchtweide ritteſt und die Herde verstörteſt. Aus deiner Herde sollst du nun Kuh und Kälber ersetzen, von deinen Hunden den besten dem Hirten abgeben. — Seid ihr mit meinem Spruche einverstanden, ihr Mannen des Gaus?"

Hin und her schollen die Stimmen im Ringe. Einige kühne Jäger fanden des Graven Spruch hart. „War Ottmar nicht zuerst angegriffen und sollte er sich nicht wehren wider den bissigen Hund?" riefen mehrere Edelinge. Die überwiegende Zahl der gemeinen Freien aber stimmte nicht nur dem Urteil des Graven

bei, sondern murrte auch laut über den Übermut des jungen Jägers, der das Weidrecht verletzt hatte.

Als der Hirte zur Antwort gab: „Drago, der Friling, soll Kuh und Kalb nehmen statt der seinen; ich selbst will sie ihm aussuchen helfen. Auch ich muß wohl den Hund annehmen, den ich bekommen kann; aber wird er mir treu, wird er ein unermüdlicher Hüter der Herde sein, wie Kero es war, den ich selbst mir aufgezogen hatte?“ — da ward ihm Beifall, und aus dem Kreise der Gaumannen tönte es da und dort: „Du wirst nie unser Gaugrav, Ottmar; nicht seit heute erst wissen wir, daß du die Rechte der kleinen Frilinge verachtest, — dir vertrauen wir nicht!“

Eine dunkle Zornesröte lief über das Gesicht des jungen Mannes, als er sich öffentlich so angefeindet sah; doch statt seiner nahm der alte Grav das Wort: „Ein paar Mannen mögen mit dem Hirten kommen, die Tiere aus Ottmars Herde zu wählen und zu schätzen. Dann aber bedenket, ihr Mannen, daß die Schuld, die gebüßt ist, keiner Feindschaft mehr Raum lassen soll! — Hat sonst noch ein Mann Klage oder Bitte vorzubringen in der Gaugemeinde?“

Als niemand der Aufforderung Folge leistete, erhob sich der Grav vom Sitze; auch die Mannen im Ringe verließen ihre Plätze und mischten sich zu zwangloser Begrüßung untereinander. In die Mitte des Ringes wurden Bier- und Metfässer gewälzt, die von den Gemeinden des Gaues abwechselnd zu den gemeinschaftlichen Gelagen gespendet wurden. Trinkhorn samt Brot und Fleisch, Schinken, Rauchwürste und gebratenes Wild trug jeder Mann bei sich, teilte wohl auch mit dem Nachbar und nahm dagegen von dessen Vorrat. Heute aber hatte Grav Ariwald zu Ehren der Aufnahme seines Sohnes unter die Gaumannschaft noch einen Ochsen und ein Schwein herzutreiben lassen, die sofort geschlachtet und an mächtigen Feuern im Freien gebraten wurden.

Zwanglos lagerten sich währenddessen die Mannen, der Freund beim Freunde oder beim ferne wohnenden Verwandten. In bunter Reihe saßen Arme und Reiche, der begüterte Edeling, der durch leibeigene Knechte und halbfreie Lassen, Nachkommen von einstigen Kriegsgefangenen, sein Feld bauen ließ, und der kleine Freie, der seinen Acker mit eigener Hand pflügte und seine wenigen Rinder, Schweine und Schafe auf der Gemeindeweide hegte. Dem einen boten die mächtigen Wurzeln einer weitästigen Eiche, einem andern ein moosiger Felsblock oder ein Baumstumpf willkommenen Sitz.

Von Angelegenheiten des Gaues wurde zuerst gesprochen, und was gemeinsam beschlossen war, von den einzelnen weiter erörtert. Bald aber ging das Gespräch der vereinzelten Gruppen auf die eigenen Angelegenheiten über. Man gab gegenseitig Bericht über das Glück der Jagd, über das Gedeihen der Saat und der weidenden Herde. Mancher Tauschhandel wurde geschlossen, dort vielbegehrte Pelz-

ware, hier ein Roß oder ein Stier gegen andere Stücke der Herde ausgewechselt. Über Weib und Kinder berichtete der Mann dem am jenseitigen Ende des Gaues wohnenden Freunde oder Blutsverwandten. Selbst Heiraten ihrer Söhne und Töchter wurden von sorgenden Vätern auf dem Gautage beschlossen und vorbereitet.

Wohl wohnten die freiheitliebenden Söhne Teuts am liebsten auf einsamem Gehöfte, um durch den Nachbar nicht eingeengt zu werden. Selbst wo kleiner Besitz die einzelnen zwang, sich mit den Genossen zu einer Dorfgemeinde zu vereinigen, siedelte sich doch keiner neben dem Nachbar an, sondern baute Hütte, Stadel und Garten, die der Zaun umschloß, so abgelegen als die gemeinsame Markung es gestattete; aber ebenso stark fühlten sie den Trieb geselligen Verkehrs, und die gemeinsamen Beratungen boten Anlaß, denselben zu befriedigen. Darum fehlte es an den Sammelorten nicht an einem geräumigen Haus, das keine Wohngelasse, wohl aber einen weiten Saal enthielt, wo die Mannen winters beim flackernden Herdfeuer so Beratung wie Gelage hielten, während sie zur Sommerszeit die waldumfriedete Heide und den Schatten der Eichen vorzogen.

Dort saßen sie noch, als die Sonne unter- und der Mond aufging. Durch die Nacht tönte gemeinsamer Gesang von Heldentum und Kriegsruhm, von Kämpfen gegen Menschen und Tiere, von Wodans goldenem Saale, wo die gefallenen Helden in ewiger Freude thronten. Die meisten sangen und zechten, bis der Schlaf sie überwältigte; auch am folgenden Tage setzten sie das Gelage fort. Mit Gesang wechselten Waffen- und das leidige Würfelspiel. Erst allmählich ward der Kreis kleiner und kleiner, bis endlich die letzten Abschied vom Freunde und Markgenossen nahmen und Waldesstille sich wieder auf der Heide lagerte.

Den Hirten Frohbert litt es nicht so lange beim frohen Gelage. Er war der Held des Tages geworden. Die kleinen Freien des Gaues sammelten sich um ihn und belobten ihn wegen des kühnen Mutes, womit er gegen den Sohn des angesehenen Graven geklagt hatte. Doch Frohbert verdroß das viele Gerede und die erteilten Lobsprüche. Was hatte er anders verteidigt als sein Recht und das Recht der Gemeindegenossenschaft, die ihm die Herde anvertraut hatte? Als kaum die Nacht niedergesunken war, als die Mannen den Rundgesang anstimmten, verließ er unbeachtet den Platz und schlug den einsamen Heimweg an. Der Vollmond erfüllte den Wald mit silbernem Glanze, so daß auch der schmale Pfad leicht aufzufinden war. Furchtlos schritt er denselben, denn der grimme Bär pflegte zu warmer Sommerszeit höher ins Gebirge zu ziehen; gegen Eber und Wolf aber und selbst gegen den starken Auerstier gewährte die gewaltige Keule eine nie fehlende Waffe.

Ferne Erinnerungen erwachten in seiner Seele, aus der Zeit, da er und Ottmar nebeneinander auf der Heide sich getummelt hatten, denn des Graven Gehöfte mit dem eigenen Weideplatz stieß an die Gemeindeweide, wo Frohberts Vater

des Hirtenamts pflog. Dort übte sich Ottmar, hier Frohbert mit Altersgenossen im Springen und Klettern, im Schleudern der Framea und im Ringkampf. Jeder von ihnen war der Anführer seiner Gespielenschar, denn Frohbert ragte wie Ottmar an Körperstärke und Mut über die Altersgenossen hervor; um so mehr betrachteten sie sich gegenseitig mit eifersüchtigen Blicken, und mancher erbitterte Zweikampf wurde zwischen ihnen geführt, bis sie ins Jünglingsalter traten und von den Vätern vor der Gaugemeinde mit Waffen bekleidet wurden. Die gefahrvolle Jagd war fortan Ottmars fast einzige Beschäftigung, und bald galt er für den kühnsten Jäger im Gau. Frohbert aber half die Herde hüten, und als sein alternder Vater im Kampf mit einem Bären erlag, der die Herde überfallen hatte, wurde der jugendstarke Sohn an seiner Statt erwählt. Seitdem blickte Ottmar mit höhnischer Verachtung auf Frohbert nieder, denn das Hirtenamt, das in seines Vaters Herde leibeigene Knechte versahen, war in seinen Augen eine niedrige Beschäftigung. Durch fortgesetzte Reizung erweckte er im Gemüte des sonst harmlosen Hirten einen Groll, der fast dem Hasse glich.

Abermals durchdrang jetzt den Mann heißer Zorn, und er stieß die Keule heftig zu Boden, als er sich die Kränkungen, die er mannigfach durch Ottmar erlitten hatte, ins Gedächtnis zurückrief. Von ferne klangen die Hufschläge eines Rosses an sein Ohr. Er stand stille, den Herannahenden zu erwarten. Wer mochte es sein, der so früh von den frohen Gaumannen scheiden konnte?

Der Reiter kam näher. Erst warfen die Bäume ihren Schatten auf ihn, dann kam eine Waldwiese; dort im hellen Mondglanze erkannte Frohbert seinen Feind und Gegner Ottmar. Mit raschem Sprunge stellte er sich in die Mitte des Weges, querüber, daß der Reiter innehalten mußte. Jetzt kam dieser heran; Frohbert hielt den Zügel seines Rosses fest.

„Wer wagt es, mich festzuhalten?“ rief der Reiter, — „ah, du bist's, Frohbert, der Hirte? Willkommen sei mir, ich suchte dich auf!“

„Ja,“ rief Frohbert, „der Hirte steht dir gegenüber! Du hassest mich, Ottmar, doch der Hirte scheut nicht den Kampf mit dem Jäger . . . was habe ich dir gethan, daß du mich anfeindest?“

„Beschimpft hast du mich vor dem Gautage!“ rief Ottmar, sich hoch auf seinem Rosse erhebend. „Warum bist du nicht gekommen und hast Kuh und Kalb und Hund von mir gefordert im Gehöfte meines Vaters? Weder mein Vater noch ich würden dein Recht dir geweigert haben. Doch du hast den Anlaß erfaßt, um mich anzufeinden in der Gaugemeinde. Nicht mir — was kümmert mich dein Haß? — meinem Vater hast du den Tag getrübt, an dem er mich, den noch einzigen seiner Söhne, in die Gaugemeinde einreihte. Dafür sage ich dir Feindschaft auf Tod und Leben an, übermütiger Mann!“

„Komm denn, hier stehe ich bereit zum Zweikampfe auf Tod und Leben!" rief Frohbert, die Keule wehrbereit emporhebend.

„Zurück!" entgegnete Ottmar gebietend. „Bin ich ein Feigling, der einen waffenlosen Mann angreift im nächtlichen Wald? — Nicht hier, bei Tageshelle will ich dich treffen. Hüte dich, Hirte, und wisse, daß ich dich zertreten werde wie giftiges Gewürm zu meinen Füßen!" Mit diesen Worten stieß er seinem Rosse die Fersen in die Flanken und jagte weiter.

Rüstig ausschreitend folgte ihm Frohbert nach auf dem nächtlichen Pfade, bis er die heimische Hütte erreichte, deren Umzäunung an die Gemeindeweide stieß. Er schaute durch die nur angelehnte Thüre in den Hauptraum, drin der Herd stand. Die Glut war verglommen und alles still. Sein junges Weib schlief, den Säugling im Arme, in der anstoßenden Kammer, denn sie erwartete ihn nicht vor dem morgenden Abend zurück.

Geräuschlos ging Frohbert vorüber nach der Weide, wo die Herde in schützender Umzäunung die Nacht zubrachte. Mit dumpfem Brüllen grüßte ihn der Stier, der Leiter der Herde. Inmitten derselben schlief der Jüngling, der für zwei Tage seine Stelle vertrat. Neben ihm legte Frohbert, in sein Schaffell gewickelt, sich nieder; auch im Schlafe lauschte sein Ohr noch, ob kein feindliches Tier der seiner Hut befohlenen Herde sich nahe.

---

## 2.

## Die Römer im Gau!

Es schwankt des Sieges Wage hin und her,
Und endloser Kämpfe ew'ger Greuel
Verwüstet Deutschlands Gauen, tränket stets
Den deutschen Boden mit der Männer Blut.

Klein war die Hütte des Hirten Frohbert; doch enthielt sie zwei Gelasse, den Herdraum, der als Wohnstube galt, Tisch und Stühle enthielt, und daneben die Kammer mit den Lagerstätten für Mann, Weib und Kind. Neben der Hütte war ein Stall errichtet, worin, von leichter Bretterwand geschieden, zwei milchgebende Kühe samt ihren Kälbern, einige wolltragende Schafe, ein Mutterschwein mit Jungen und eine Gans mit ihrer Brut über den Winter gehegt wurden. Sommers pflegten sie auf der freien Weide zu übernachten.

Auf der andern Seite der Hütte war ein kleiner Garten angebaut, worin Gemüse, Salat, Rettiche und Rübengewächse gepflegt wurden, denn neben kräftiger Fleischnahrung begehrten die Deutschen auch grüne Zuspeise. Hütte samt Stall und Garten war mit spitzem Zaun umgeben, der den Raubtieren den Eingang wehrte.

Frische Morgenluft und die Helle des beginnenden Tages strömte durch die offene kleine Luke in der Wand der Kammer und weckte Geralda, das junge Hirtenweib; ein Mondeslauf war seit dem Gautage verflossen. Sie warf das selbst gewobene und gefärbte Linnengewand über, das an einem Stiergeweihe neben der schlichten Bettstatt hing, und trat in das anstoßende Gelaß, wo der Herd stand, welcher winters der Hütte Wärme und Licht spendete. Ein Rest der Glut glimmte dort noch vom vorigen Abend. Geralda warf dürres Tannenreis darauf, legte einen Buchenklotz darüber und stellte zunächst ans Feuer einen Topf, in den sie ein Stück Rauchfleisch steckte, etwas weiter entfernt eine thönerne Kachel mit Milch, in die sie braungeröstetes Mehl zum Brei einstreute.

Dann, während das Frühstück am langsamen Feuer kochte, holte sie den noch schlummernden Säugling aus der Kammer und ging mit ihm zum Morgenbade an den Bach, der am Rande des kleinen Gartens hinlief. Das Kind im Arme haltend warf sie sich in die kühle, klare Flut. Wie stärkte und erfrischte ihr dieselbe die jugendkräftigen Glieder! Auch das Kind hörte bald auf zu schreien und bezeigte durch Lachen und das Zappeln der kleinen Händchen sein Wohlgefallen. Nach beendetem Bade kehrte die Mutter mit dem Kind ins Haus zurück.

Inzwischen war das Frühstück fertiggekocht. Geralda stellte die Kachel mit dem Brei in einen Korb, legte das saftige Rauchfleisch, in grüne Kohlblätter aus dem Garten gewickelt, daneben, nahm das am Abend zuvor in den Backofen unterhalb des Herdfeuers gelegte, nun fertig gebackene Brot hervor und fügte einen der runden Laibe zum Fleisch und Brei in den Korb. Diesen nahm sie an den Arm, hing sich den Säugling, in ein Tuch gewickelt, über den Rücken und schritt der Weide zu, um Frohbert sein Frühstück zu bringen, denn morgens, ehe sie die Tagesarbeit begannen, pflegten die Deutschen ihre Hauptmahlzeit einzunehmen.

Aus der Ferne ließ sich Geräusch vernehmen, froher, festlicher Jubel. Neugierig sich umschauend, sah sie einen stolzen Hochzeitszug des Weges kommen. Voran wurde von zwei Jünglingen das Rindergespann geführt, das Sinnbild des nährenden Ackerbaues, das nach festem, geweihtem Gebrauche der Bräutigam der Braut als Hochzeitsgeschenk darbrachte; auf einem Wagen, den bunte Tücher bedeckten, saß die Braut mit ihrer Mutter, ihren Schwestern und Gespielinnen. Dem Wagen folgten Reiter in Waffenrüstung, in ihrer Mitte hoch ragend über sie alle der Bräutigam, Ottmar, des Graven Sohn. Das Roß, das er ritt, und die Waffen, die er trug, ein blankes Schwert an der Seite, in der Hand ein eherner Schild und eine Framea mit scharfer, eiserner Spitze, waren die Mitgabe der Braut. Die Hirtenfrau hatte ihrem Manne nur einen hölzernen Schild und eine Framea zugebracht.

Freilich, Lidwina war eines reichen Edelings Tochter, dies zeigte auch der Adel ihrer Gestalt; an Jahren war sie Ottmar gleich, mit lang wallenden Locken,

glänzend wie Sonnengold, mit blauen Augen und einem Antlitz, frisch, wie Blumen der Heide. Ein kostbarer weißer Pelz verbrämte das Gewand von feinem, blauem Wollzeuge; aus Silberfäden war der Gürtel gewoben.

Neidlos bewundernd trat das Hirtenweib näher herzu und rief der Ankommenden entgegen: „Heil und Glück sei mit dir, du schöne Braut! Freya, die hehre, möge dir huldvoll blicken an diesem Tage! Labe dich samt deinen Gespielen für den weitern Weg! Frisch ist das Brot, kühl der Met — möge dir's nie fehlen an beiden! möge Glück und Überfluß an deinem Herde wohnen!" Mit diesen Worten bot sie den Metkrug mit dem Brote aus dem Korbe empor zu dem Hochzeitswagen, denn gastfrei zu sein war Sitte des Volkes. Eine Gabe zu erteilen oder anzunehmen, durfte keiner sich weigern. Einem Hochzeitspaar besonders wurden an jedem Gehöfte, an dem es vorüberzog, Geschenke gereicht, und die Sitte gebot, sie anzunehmen. Tief war das Hirtenweib daher betroffen, als die Braut eine abwehrende Bewegung machte und der Wagen weiterfuhr, ohne daß auch nur eines von der stolzen Gesellschaft einen Zug aus dem Kruge genommen und einen Bissen Brot gebrochen hatte.

Die Gabe war verschmäht, und in Bitterkeit wallte Geraldas Herz über. „Stolze Braut," sprach sie, als der Hochzeitszug aus ihren Augen verschwunden war, „zu gering ist mein Met für dich? Du dünkest dich zu hoch, als daß er deine Lippen netzen sollte? Bin ich nicht eines freien Mannes Weib wie du, obwohl ich nicht prange in schönem Gewande, obwohl die Sonne mir die Stirne gebräunt und die Arbeit meine Hände gehärtet hat? Hüte dich, es beugen die Götter die Stolzen, und wer ihre Gaben verachtet, der wird sie entbehren!"

Krug und Brot wieder in ihren Korb stellend, setzte sie ihren Weg nach der Weide fort, wo Frohbert hungrig sein Frühstück erwartete.

Der Hochzeitszug war indessen im stattlichen Gehöfte des Graven angekommen, der die junge Frau auf der Schwelle des Hauses als künftig hier waltende Hausfrau willkommen hieß. Ein festliches Hochzeitsmahl wurde eingenommen. Nach diesem ergötzten sich Männer und Jünglinge am Waffenspiele im geräumigen Hofe, bis die Sonne sank und die Kampfesmüden sich wieder im fackelerhellten Saale sammelten. Die junge Frau mit den Gespielinnen, die ihr das Geleite gegeben hatten, bediente selbst die Gäste, füllte die Hörner mit schäumendem Bier und starkem Met und leitete die Mägde an, am Herdfeuer gewaltige Keulen und Lendenstücke zu braten und Brotkuchen zu backen, die den Gästen in reichlicher Menge vorgesetzt wurden.

Nach dem Mahle ergötzte der Heldengesang und die Erzählung kühner Kriegsthaten und Jagdabenteuer. Unter den alten und jungen Männern wußte keiner von so vielen und verwegenen Kämpfen gegen die Starken der Wälder, den grimmigen Bären, den gewaltigen Auerstier, den wilden Eber, zu berichten, als Ottmar, und freudig strahlten die Augen der jungen Frau, als die Männer einstimmig ihn priesen.

In lebhafter Rede schilderte er seinen Kampf mit einem Bären, dessen brauner, glänzender Pelz jetzt in der Ecke der Halle als Lotterbett für den ermüdet heimkehrenden Hausherrn ausgespannt war, als von außen schriller Hörnerklang ertönte. Es war das kriegerische Alarmzeichen, das seit Jahren nicht mehr in den friedlichen Gauen vernommen worden war.

Die Männer sprangen auf, Ottmar eilte in den Hof, wo er den Hufschlag eines nahenden Reiters vernahm. Ihm folgte zurück in die Halle ein Mann, der nur ein kurzes Gewand um die Lenden trug, Brust und Schulter waren nackt, der Leib mit eiserner Kette umgürtet, ein Zeichen, daß er sich zum Kriege heilig vereidet hatte. Aus dem Stamme der Marsen war er und kam, Weh und Waffen zu rufen wider die Römer.

Wie ein Blitzstrahl schlug das Wort unter die Männer. Nach den Waffen griffen ungestüm die Jünglinge; um das Wo und Wann fragten besonnen die Männer, und lauschend vernahmen sie den Bericht des Marsen. Cäsar Germanikus mit vier Legionen und vielen Hilfsvölkern sei im Marsenland eingefallen, als die Marsen in tiefem Frieden den Göttern ein Dankfest gefeiert haben für die Gaben des Sommers und des Herbstes. Im Schlafe habe er die festmüden Menschen überfallen und wehrlos hingeschlachtet. Jetzt durchziehen die Römer, in vier Würgerscharen geteilt, das ganze Marsenland, verwüsten die Felder, brennen die Hütten nieder und töten schonungslos jedes Alter, jedes Geschlecht. Entronnene Flüchtlinge bringen den Ruf zu den verbündeten Stämmen, zu den Brukterern, den Usipeten, den Tubanten. „Ich komme," schloß er, „aus dem Lande der Cherusker. Vergebens aber tönte mein Ruf unter ihnen von Dorf zu Dorf. Im Streit liegen ihre Wehrmannen unter sich; Hermann, der Herzog, liegt gefangen in der Gewalt seines Schwähers Segestes, des römisch Gesinnten. Sie weigerten mir, für uns in Wehr und Waffen zu treten. Darum habe ich das Wasser ihrer Quellen verflucht und ihr Brot vor die Hunde geworfen. Zu euch, ihr Chatten, komme und rufe ich: Kommet zu Hilfe wider den mordgierigen Feind!"

Der erste Gau, den der Marse im Chattenland betreten hatte, war der des Graven Ariwald.

Vom Gelage sprangen die Männer auf, um trotz der nächtlichen Stunde zu Roß und zu Fuß den Wehrboten, nachdem er sich nur eilig am gastlichen Herde gelabt hatte, nach dem Wohnsitz des Fürsten Arp, ihres Anführers, zu geleiten. Auch der Greis Ariwald bestieg sein Roß, und mit ihm nahm Ottmar von seiner Neuvermählten Abschied, um vom hochzeitlichen Hause hinweg in den Kampf für die marsischen Brüder zu ziehen.

Auf offener Heide, im Ringe der Eichen, hielt der Chattenfürst Kriegsrat. Ob die Wehrmannschaft ausziehen solle den Marsen zu Hilfe oder nicht, war die Frage.

Leider herrschte Eifersucht zwischen den verbündeten deutschen Stämmen; sie machte jetzt sich geltend. „Ist's nötig, daß wir für die Marsen in die Waffen treten? Werden wir die Römer nicht auch gegen uns aufreizen?" fragten manche bedenkliche Stimmen, die den stolzen Marsen nicht wohlwollten.

Fürst Arp selbst neigte sich auf ihre Seite. „Wir würden zum Kampfe verspätet kommen," entschied er; „denn erst nach allen andern ist uns die Nachricht zugekommen. Umsonst würden wir also neue Feindschaft der Römer auf uns laden, die bald Nachricht über unsern Waffenzug haben werden."

Seine Stimme entschied, und der Aufruf der chattischen Wehrmannschaft wurde abgelehnt.

Mit aufflammender Entrüstung hörte der marsische Wehrbote diesen Beschluß der Chatten an. „Weh über euch!" rief er, indem er die Arme beschwörend erhob, „Frieden suchet ihr zu erkaufen mit Untreue, aber Krieg wird euch daraus erwachsen. — Fahret wohl!" Das Haupt mit dem zottigen Haare schüttelnd, kehrte er dem Ringe der Männer den Rücken und schritt trotzig hinweg.

„Schmach über euren vorsichtigen Rat!" rief Ottmar aufspringend aus. „Bin ich auch der jüngsten Männer einer im Rate, so will ich nicht der letzte sein zur That. Ich kämpfe Auge in Auge wider Wolf und Bär — und sollte mich weigern des Kampfes wider die römischen Feinde? — Wer mir folgen will nach den marsischen Grenzen, fasse zur Stunde Schwert und Speer!"

Eine waffenfrohe Jünglingsschar sammelte sich rasch um den feurigen jungen Mann.

Vergebens wandte sich Fürst Arp an Ottmars Vater mit der Mahnung: „Halte deinen Sohn von unnützem Wagnis zurück! Auf des Vaters Worte wird er hören."

Grav Ariwald antwortete, obwohl Wehmut des Abschieds aus seinen Mienen blickte: „Ruhmvoll sind seine Brüder gestorben. Nicht kann ich dem letzten meiner Söhne gebieten, daß er ehrlos lebe!"

Noch zur selben Stunde brach Ottmar mit den Waffengefährten auf, Grav Ariwald aber kehrte heim nach dem vereinsamten Hause.

Nordwärts durch die Gaue der Brukterer mußte Ottmar mit seiner kleinen Schar den Weg nehmen, bis er zu den Marken der Marsen gelangte. Dort traf er die zum Kampfe herbeigeeilten verbündeten Völker in waldigem Gebiete versammelt, wo sie den Römern die Rückkehr zum Rheine abschneiden wollten.

Wie Hermann in der Teutoburger Schlacht es mit klugem Blicke angeordnet hatte, so besetzten sie auch jetzt die Höhen des Waldes und bereiteten den Römern heißen Kampf. Doch diese hatten Cäsar Germanikus zum erfahrenen Führer. Als der brüllende Schlachtruf der Deutschen den Römern in den Ohren gellte, vor ihren Augen die Riesenleiber auf den Höhen auftauchten und ein Hagel von

Wurfspeeren die Kohorten zum Wanken brachte, rief ihnen Germanikus zu: „Jetzt ist der Augenblick, eure Empörung den Kaiser vergessen zu lassen! Jetzt wandelt eure Schuld in Ehre!“

Sein Zuruf weckte den altrömischen Mut der Legionen. Unter zahlreichen Verlusten erkämpften sie sich freien Rückzug zum Rheine.

Sie hatten das Marsenland verwüstet; doch es zu behaupten und zu besetzen, dazu fühlte selbst Germanikus sich nicht stark genug.

Mit Grimm sahen die deutschen Wehrmannen die römischen Verwüster abziehen, mit Grimm empfanden sie es, daß sie um ihrer Uneinigkeit willen nicht stark genug waren, sie zu umringen und zu vernichten.

Der Winter brach mit Schnee und Eis ein, und die Zeit, Krieg zu führen, war vorüber. Selbst die Jagd mußte ruhen; Männer und Jünglinge lagerten beim Herdfeuer und feierten fröhlich das Fest der Sonnenwende.

Im fackelerhellten Saale saß jetzt Ottmar unter den Kampfgenossen. Frau Lidwina, froh der Heimkehr des mutigen Gatten, bewirtete festlich die Gäste, und Grav Ariwald saß oben am Tische, freudeerfüllt über den wackern Sohn.

Aber nicht nur im geräumigen Gehöfte des Edelings, auch in der Hütte des gemeinen Freien fanden sich jetzt Gäste ein. Nachbarn und Sippen verbanden sich, und der erste, bei dem die ärmeren Freien des Dorfes zu Gaste gingen, war der von allen hochgeschätzte Mann Frohbert, der Hirte. Ein wohlgemästetes Schwein und ein feistes Rind hatte er für sie geschlachtet, sein Weib Geralda einen reichlichen Vorrat an Bier gebraut und an Met gegoren. Frische Brotkuchen dampften aus dem Backofen im Herde, und Würste hingen an Schnüren im Rauche. Mächtige Klötze fürs Herdfeuer, die vom Morgen bis zum Abend fortglühten, hatte Frohbert herbeigeschafft, Geralda für grünes Tannenreis und Wachholdergesträuch gesorgt. Mit kleingehackten Tannenzweigen bestreute sie den Lehmboden der Hütte für die Gäste; die Wachholderstauden, auf dem Herdfeuer verbrannt, verbreiteten in der Hütte den Waldgeruch, den die Deutschen liebten.

Der kleine Hof bot Raum zum Waffenspiele, das der arme Friling nicht minder liebte als der reiche Edeling. Weil der arbeitgewöhnte Mann des Sommers nur selten Zeit zur Übung fand, war er jetzt desto eifriger, die Framea nach dem Ziele zu werfen, die Schwerter zu kreuzen, die Keule zu schwingen und sich im gewaltigen Ringkampf Brust an Brust mit dem Gegner zu messen. Abends aber, nachdem die kampfmüden Männer sich am Mahle geletzt hatten, klang in der niedern Hütte der Gesang alter Heldenlieder bis tief in die Nacht, indes das Herdfeuer flackernd knisterte und durch den Thürspalt die stillen Sterne hereinblinkten.

Erst nach Mitternacht legten sich die Festmüden auf die Laubstreu nieder,

die Geralda rings um den warmen Herd aufgeschichtet hatte; ein Wolfsfell war für jeden als Decke bereit.

Die Gäste blieben, bis nach drei Tagen sowohl Schwein als Rind aufgezehrt war. Nun kam die Reihe zu bewirten an den Nachbar, dessen Frau inzwischen so eifrig wie das Hirtenweib zugerüstet hatte.

Einen ganzen Mondeslauf durch wechselten die Festgelage von Haus zu Haus. Darüber war die strengste Winterzeit vorübergegangen, und es kam der Hornung, die günstige Jagdzeit. Die Männer brachen die Gelage am Herdfeuer ab und eilten in den schneebedeckten Wald, um den grimmen Bären und den reißenden Wolf, die Feinde ihrer Herden, zu erlegen.

Noch ein Mondeslauf, und es nahte der Frühling; der gemeine Freie hing Jagdspeer und Messer an die Wand und schob den Pflug aus dem Stadel, die im Stalle überwinterte Herde wurde freigegeben und eilte unter freudigem Brüllen der grünen Sommerweide zu.

Während Ottmar, der kühne Jäger, noch immer die Wälder durchstreifte, zog der Hirte in der Morgenfrühe das aus zerstreuten Gehöften bestehende Dorf entlang, um durch den Ruf seines Hornes die Herde zu sammeln. Nachts trieb er sie wieder ins Dorf, denn noch war die warme Sommerzeit nicht gekommen, in welcher auf freier Weide auch die Nächte zugebracht wurden.

Später als sonst brach er eines Abends von der Weide auf; längst war die Sonne untergegangen, doch die Lüfte waren mild, und die Tiere wollten sich von der schmackhaften Weide nicht abtreiben lassen. Erst nach wiederholter Bemühung gelang es Frohbert, die zerstreuten Tiere zu sammeln und auf den Heimweg zu treiben.

Auf einmal stand der Leitstier an der Spitze still, warf den gewaltigen Kopf empor, starrte schnaubend in die Lüfte und brach in jammervolles Brüllen aus.

„Was ist dir, mein stattlicher Geselle?“ rief Frohbert aus; „das ist sonst nicht deine Art! Spürst du den nahenden Wolf und willst du mich warnen?“

Während dieser Rede spähte Frohbert umher — plötzlich aber hielt auch er inne und schaute unverwandt nach der Richtung, nach der sein Leitstier die Hörner drohend senkte. An die Weide grenzte eine Felsenhöhe, von der man weit ins Land schauen konnte. Rasch erklomm er sie und sah Flammen am Abendhimmel aufschlagen.

Noch stand Frohbert überlegend still; dann trieb er mit schnellem Entschlusse die Tiere dem Walde zu und rief, den Stier an den Hörnern fassend: „Leite mir die Herde zum sichern Wald, mein starkes Tier, ich muß sie verlassen!“ Mit diesen Worten eilte er hinweg über Feld und Weide nach dem Gehöfte des Graven.

Stille war's heute auf dem stattlichen Gehöfte; denn vorüber war mit dem

Winter die Zeit der gastlichen Gelage. Ottmar war seit mehreren Tagen auf der Jagd abwesend; die Leibeigenen, von früh bis zum Abend mit Feldarbeit beschäftigt, waren sämtlich schon zur Ruhe gegangen. Nur Frau Lidwina, Ottmars junge Frau, schaltete noch am Herde, denn sie erwartete die Rückkehr ihres Gatten. Halb schlummernd saß in seinem weidengeflochtenen Lehnstuhl neben dem Herde Ariwald.

Als er die Tritte des nahenden Hirten vernahm, richtete er das Haupt auf und fragte: „Ist es Ottmar, der zurückkehrt? Lausche, Lidwina, mein Ohr beginnt schwächer zu werden!"

Indes ertönte schrill des Hirten Horn vor dem Gehöfte; Frohbert stieß die nur halb zugelehnte Thüre auf und rief, über die Schwelle tretend, mit hoch erhobenem Arme: „Feurio, Mordio! auf Grav Ariwald!"

Auffahrend fragte der Greis zurück: „Wo Feuer? wo Mord?"

In hastiger Rede berichtete Frohbert: „Noch spät war ich auf der Weide, da hat der Stier, das mächtige Tier, den Brandgeruch gewittert und mir verraten. Ich erstieg den Felsen, von wo man fern ins Land schaut, und sah den Himmel gen Mitternacht rings im Brande glühen. Nicht ein Gehöfte nur, ihrer zwanzig müssen in Flammen lodern."

„Das sind die Römer!" rief Ariwald aus; „du hast wahr gesprochen, Marse — aus dem selbstsüchtigen Frieden erwächst uns Krieg. — Nicht bleibt uns heute Zeit zum Widerstand, doch bietet der Wald Schutz. Eile, Hirte, wecke Mann, Weib und Kind!"

„Die Römer über uns — und Ottmar fern!" wehklagte die junge Frau. Doch der Greis, in dessen Glieder Jugendkraft zurückgekehrt schien, unterbrach sie mit der Weisung: „Raffe zusammen, was du an Brot und Rauchfleisch auf dem Herde hast, nimm auch einen Mantel um die Schultern, ein Messer in den Gürtel und einen Speer zur Hand, und rufe ohne Verzug Weiber und Kinder der Knechte, denn schnell wie der Geier, der aus den Lüften auf das Lamm niederfährt, sind die Römer!"

Indessen kamen, von Frohberts Horn geweckt, die Knechte und Mägde aus ihren Kammern hervor; auch die halbfreien Liten und Lassen, die in eigenen Hütten rings um den Hof angesiedelt waren, eilten nach dem Gravenhause.

„Sitzet zu Roß!" rief der Greis den jüngsten und tüchtigsten der Knechte zu; „jaget als Boten dahin, rufet Weh und Waffen in den Nachbargauen, saget allerorten bis zum Fürstenhofe die Botschaft an!"

Zuletzt hieß er die übrigen Knechte nach Speer und Keule greifen, waffnete sich selbst mit Framea, Schwert und Schild und stellte sich an ihre Spitze, um, die Weiber und Kinder in der Mitte, sie alle in sicheres Waldversteck zu geleiten.

Längst war Frohbert weitergerannt, mit schrillem Hornstoße die friedlich Schlummernden rings zu wecken; denn die kleinen Gehöfte, die zusammen ein Dorf bildeten, waren weit umher zerstreut. „Feurio, Mordio! Die Römer im Gau!“ rief er in jede Hütte und war fortgeeilt, ehe die Aufgeschreckten ihn des Weiteren befragen konnten.

Zuletzt erst, nachdem er die ganze Runde beendet hatte, lenkte er die Schritte nach seiner eigenen Hütte. Es war die höchste Zeit, denn schon hatten die Römer den Ort erreicht. Rossegetrabe, Kommandoworte, Rufe der Fliehenden und Jammerlaute der Überfallenen und Verwundeten tönten in wirrem Lärm durch die stille Nacht.

Er traf die Hütte leer. Aufgeschreckt aus dem friedlichen Schlummer war Geralda mit dem Kinde nach der Berghalde geflüchtet, wo sie ihren Mann noch bei der Herde glaubte.

„Geralda!“ rief er vergebens durch die Nacht. Keine Antwort kam ihm entgegen. „Sie ist ein wackeres, entschlossenes Weib. Sie wird mit dem Kinde zu rechter Zeit geflüchtet sein und ich werde sie im Walde wiederfinden,“ sprach Frohbert, sich selbst beruhigend. Indem er die gewaltige Keule, die beste, sicherste Waffe im nächtlichen Dunkel, fester faßte, schritt er kühn weiter, um jenseit des von den Feinden schon überfallenen Dorfes den Wald zu erreichen.

---

## 3.

## Der Auerstier.

Gerettet war durch Frohberts Wachsamkeit die größere Zahl der Dorfbewohner. Viele aber, die von den Römern ereilt wurden, schwache Greise, mit Kindern beladene Mütter, Jünglinge, die auf jugendstarken Schultern den alten Vater oder die Mutter wegtrugen, auch entfernter Angesiedelte — wurden erbarmungslos hingeschlachtet.

Dann warfen sich die römischen Soldaten in die Hütten und Häuser des ansehnlichen Ortes. Zu plündern gab es wenig; da und dort einen Bärenpelz, ein paar Hörner des Auerochsen oder einen mit Gänseflaum gefüllten Sack, für welches alles die römischen Händler teuren Preis bezahlten. Dagegen hingen als willkommene Beute über manchem Herde noch Schinken und deutsche Würste, die bei den Römern so beliebt geworden waren, daß sogar die Kaiser sie sich aus Deutschland kommen ließen. Sie mundeten jetzt den Soldaten nach dem nächtlichen Marsche um so besser; selbst Bier und Met fanden sie in Ermangelung feurigen Römerweins trinkbar.

Zuletzt, als das Zeichen zum Aufbruch erklang, wurden Feuerbrände in Hütten und Gehöfte geschleudert, und mit höhnendem Jubel schauten die Römer, wie die rote Flamme so schnell an den strohgedeckten Holzhäusern emporleckte. Bis in den Waldversteck der beraubten Deutschen blinkte die feurige Lohe. Mit lautem Jammer sahen die Weiber, in finsterem Schweigen die Männer von der waldbedeckten Höhe herab dem Werk der Zerstörung zu. Darüber war's Tag geworden, und die Sonne spiegelte sich in den funkelnden Erzharnischen und Helmen; die lodernden Flammen sanken in rauchende Schutthaufen zusammen. Abermals erklang das Signal, und die Römer zogen weiter, neuer Blutarbeit entgegen.

Auch im Walde tönte gellender Hörnerklang; der Grav rief die Wehrmannen zusammen, um mit ihnen durch die Wälder weiter nach dem Mittelpunkte des Landes zu ziehen, wo Fürst Arp wohnte und die chattischen Wehrmannen sich zum Kampfe zu sammeln pflegten. Den Männern folgten nach deutscher Sitte die Weiber, um die Verwundeten zu verbinden, die Kämpfenden zu ermuntern, ja, wenn der Feinde Übermacht die Männerreihen lichtete, selbst in die Lücken zu treten, den Wurfspeer zu schleudern und die Keule zu schwingen.

Die kleinsten Kinder trugen sie, auf den Rücken gebunden, mit sich; die größern gingen nebenher und lernten früh im Anschauen der Väter Tod und Wunden verachten und freudig das Leben einsetzen für die Freiheit und das Land der Heimat.

Stille kehrte wieder in den Wald zurück, in dessen Dunkel während der Nacht und des Morgens Jammerklage, Sammelruf und Hörnerschall geklungen hatte.

Wieder ward's Abend, und goldenglänzend ging die Scheibe des Vollmonds über der Ebene auf. Sein mildes Licht ließ nichts erkennen von den verödeten Dörfern, den zerstampften Saaten, die in der blendenden Tageshelle so traurig anzuschauen waren.

Nichts verriet auch dem aus ferner Waldschlucht zurückkehrenden Ottmar, welches Unheil über seine Heimatstätte hereingebrochen war, während er Tag und Nacht auf der Lauer lag, um den starken Auerstier zu erjagen, dessen Haut, mit den gekrümmten Hörnern geschmückt, er jetzt als Siegeszeichen über die Schulter geworfen hatte.

Wie freute er sich auf die Rast beim traulichen Herdfeuer, beim jungen Weibe und beim alten Vater, nachdem er mehrere Tage und Nächte im einsamen Walde zugebracht hatte! Wie mußte zum schäumenden Bier der warme Braten ihm munden, den Lidwina sicher für ihn bereithielt, nachdem er so lange nur zähes gedörrtes Fleisch und vertrocknetes Brot verspeist hatte!

Zwei rüstige Hunde, ein Wolfshund und ein Bracke (Spürhund), waren seine Begleiter. Ihm fiel die Unruhe der Tiere auf. Murrend schnüffelte der

Bracke bald hier, bald dort; der Wolfshund sprang hin und zurück; plötzlich stand er stille und brach, den Kopf in die Luft gestreckt, in ein lautes Geheul aus.

„Was kündest du mir an, kluges Tier?" fragte Ottmar betroffen. Rasch schritt er weiter und stand am Abhang des Waldes, wo die bewohnte Ebene vor seinen Augen lag. Er stutzte, schaute schärfer und eilte dann wie vom Sturme erfaßt abwärts, bis er nahe genug gekommen war, um im unsichern Mondlicht an der Stelle der von Bäumen umgrünten Gehöfte — Schuttstätten und verkohlte Baumstümpfe zu gewahren. „Ha, die römischen Wölfe!" rief er aus, den Speer in die Erde stoßend. Sprachlos rang er eine Weile mit Schmerz und Grimm, die ihn überwältigten. Wo war sein Weib, wo sein alter Vater geblieben?

Abermals schritt er weiter, gefolgt von den winselnden Hunden, bis er, an Leichen und Brandstätten vorüber, an die Stelle kam, wo das Gehöfte seines Vaters gestanden hatte. Garten und Feld waren niedergetreten, nirgends eine Spur der Bewohner. „Bargen sie sich an sicherem Orte? oder sind sie auf der Flucht den mitleidlosen Feinden in die Hände gefallen?" fragte sich Ottmar.

Spähend durchirrte er das ganze Dorf, stand bei allen Leichen stille und traf manchen befreundeten Mann, manchen hochgeachteten Greis unter ihnen. Wohl erleichterte es ihn von schwerer Sorge, als er weder Vater noch Gattin, auch keinen Knecht von seinem väterlichen Gehöfte fand; um so mehr aber schwoll sein Herz in heißem Zorn gegen die römischen Mörder und Zerstörer, die solche Verheerung in ein friedliches Land gebracht hatten. „Möge euer stolzes Rom einst so verwüstet liegen, wie ihr unsere Orte verwüstet habt! Mögen eure Weiber und Kinder, eure Jünglinge und Greise hingeschlachtet werden, wie ihr die unsern hingeschlachtet habt!" rief er aus, das Haupt zum Nachthimmel erhebend und die geballte Faust drohend in der Richtung ausstreckend, in der, wie die Spuren der Zerstörung wiesen, die Römer sich entfernt hatten.

Nichts fühlte er mehr von Hunger und Ermüdung nach mehrtägiger anstrengender Jagd. Ohne sich Rast zu gönnen schritt er weiter, um sich auf dem Sammelort der Wehrmannschaft zu stellen, denn er brannte von heißem Verlangen, wider die blutigen und mordbrennerischen römischen Feinde zu streiten. — Dort hoffte er auch Vater und Weib zu finden oder doch von andern Flüchtlingen Nachricht über sie zu empfangen.

Nicht seiner Sicherheit wegen suchte Ottmar den Wald auf; der nähere Pfad führte ihn durch denselben. Friedliche Stille atmete rings im grünen Dunkel, denn die Scharen der Flüchtlinge waren längst vorangeeilt. Nachdem Ottmar stundenlang einsam hingeschritten war, drang der Schrei von einer weiblichen Stimme zu seinem Ohre.

Mit raschem Sprunge eilte er, das Gebüsch teilend, das links und rechts

den schmalen Pfad überwucherte, dem Orte zu, von dem der Notschrei erscholl. Hier traf er einen Auerstier in wütendem Anlauf gegen ein Weib, das vergebens hinter dem Stamm einer gewaltigen Eiche Schutz suchte. Mit vorgebeugten Hörnern rannte das mächtige Tier heran, um, die Eiche umgehend, die Unglückliche zu durchbohren. Diesen Augenblick hatte Ottmar erspäht. Von seiner wuchtigen Hand geschleudert drang sein scharf gezielter Speer dem Tiere durch das Auge ins Gehirn, und stöhnend sank der Starke nieder, in wenig Zuckungen sein Leben verendend.

Im Triumphe über den errungenen Sieg kniete Ottmar sogleich neben dem Auerochsen nieder und löste die wertvollen Hörner aus der Kopfhaut, ohne an die bedrohte Frau zu denken, die er rechtzeitig vom sichern Tode gerettet hatte. Erst als er den gefällten Riesen des Waldes näher betrachtete und in seiner Seite einen fremden Speer stecken sah, schaute er umher nach derjenigen, welche den kühnen Wurf gewagt hatte.

Ihm zur Seite stand ein junges Weib, das ein Kind, in einem Tuch umgebunden, auf dem Rücken trug. Die rote Farbe ihres kurzen ärmellosen Gewandes mochte den Auerstier zum Angriff gereizt haben. Tapfer hatte sie sich verteidigt, aber ihr Speer hatte das Tier nur verwundet, nicht getötet.

Als Ottmar sich nach ihr umblickte, trat sie näher und sprach, ihm herzlich die Hand reichend: „Ich danke dir mein Leben und das meines Sohnes; ich hatte keine weitere Waffe gegen den Auerstier."

„Danke nicht, du hast mir zu werter Beute verholfen!" erwiderte Ottmar. Sie jetzt erst genauer betrachtend fragte er atemlos: „Du bist eine Flüchtige? Kannst du mir von dem Einfall der römischen Wölfe berichten?"

„Geralda bin ich, des Hirten Frohbert Weib," begann sie und berichtete sodann, wie am friedlichen Abende plötzlich die Römer das Dorf überfallen haben. Sie hatte in der Ferne Frohberts Horn gehört, aber er selbst kam nicht; dann vernahm sie ehernen Waffenklang und Kommandoruf der Römer in der Nähe — sie kannte ihn noch aus ihren Kinderjahren her; ihm folgten Weherufe und Todesröcheln. — Bisher hatte sie auf Frohbert gewartet, jetzt aber glaubte sie nicht mehr zögern zu dürfen, es galt, das Leben ihres Kindes zu retten, das ihr höher stand als das eigene. Nachdem sie sich den Knaben mit starkem Tuch auf den Rücken gebunden hatte, war sie waldeinwärts geeilt — zu spät, um die früher Geflüchteten noch einholen zu können.

„Komm mit mir!" sprach Ottmar; „zu Matten, wo Fürst Arp wohnt, muß die Wehrmannei sich sammeln; dort werden wir die Flüchtlinge treffen."

„Ich folge dir," erwiderte Geralda ohne ein Wort der Klage. Doch der Knabe auf ihrem Rücken schrie nach Nahrung, und mit raschem Blicke sah Ottmar, daß sie selbst erschöpft und nahrungsbedürftig sei. Da sich auch bei ihm



Lith. Anst. v. A. Burkhardt, Leipzig-R.

jetzt der Hunger, den er lange zurückgewiesen hatte, fühlbar machte, hieß er Geralda dürres Holz sammeln, indes er den Ochsen ausweidete und ein Lendenstück ablöste. Dies briet er an hölzernem Spieße, während auf sein Gebot das Weib ihrem Kinde unweit unter dem schützenden Laubdach einer Eiche die Nahrung reichte und dann den Schlummer nachholte, den sie entbehrt hatte.

Als das Stück mürbe gebraten war, sättigte er erst sich selbst, ehe er die Ruhende weckte. Ruhig saß er dann abseits, während sie den eigenen Hunger und den ihres Kindes stillte.

„Nun vorwärts!“ sprach er, als er sah, daß sie bereit war. Sie erhob sich und band das Kind wieder fest. Ottmar trat den Weg an, und so rasch der rüstige Jäger ausschritt, ihm folgte auf dem Fuße das junge Hirtenweib mit dem Kinde auf dem Rücken.

Als sie ohne Aufenthalt bis zum Abend gewandert waren, öffnete sich der Wald, und sie standen vor einer weiten, angebauten Ebene. Dort erhob sich der Hauptort des Chattenlandes, Matten, von den Römern Mattium genannt, wo Fürst Arp seinen Sitz hatte. Belebt von zahlreichen Flüchtlingen trafen sie hier Wald und Heide. Rascher schritten die Ermüdeten vorwärts, und bald wurde Ottmar des greisen Vaters gewahr, der an der Spitze der dem Blutbad entronnenen Mannen seines Gaues stand, indes unweit davon vom Waldrande aus dem Kreise der Frauen Lidwina hervortrat und dem Gatten grüßend zuwinkte.

Während Ottmar mit freudigem Gruße auf den Vater zueilte, ertönte ein Weheschrei hinter ihm. Geralda hatte mit raschem Blicke die Männerschar überflogen — Frohbert war nicht in ihren Reihen!

---

## 4.

## An der Adrana.

Das Thal, in dem Mattium lag, war durchströmt von einem kleinen Fluß, damals Adrana genannt. Angeschwollen von Frühlingsgewässern, mußte er den Römern ein Hindernis für ihr Vorrücken sein. In kurzem erglänzten auch hier die goldenen Adler, es funkelten die ehernen Harnische und Helme. Die Römer kamen herangezogen, aber im Anblick des Flusses erscholl der Haltruf.

Der Feldherr ließ untersuchen, ob der Fluß durchschritten werden könne. Die Probe ergab, daß er zu tief und sein Gewässer zu reißend sei. So ließ er denn zuerst am Ufer ein Lager für die Nacht aufschlagen und mit Wall und Graben umziehen, wie die römische Kriegsweise erforderte, dann die Vorbereitungen zum Bau einer Brücke machen.

Lebhafte Beratung wurde nun unter den Deutschen gehalten. „Wartet die Nacht ab!“ riet Ottmar, „dann mögen Männer und Jünglinge über den Fluß schwimmen und die Brücke zerstören.“

Der Rat gefiel, und mit Eifer wurde ihm, besonders von den Jüngeren, zugestimmt. Es wurde beschlossen, daß die älteren und die des Schwimmens unkundigen Wehrmannen sich bereitstellen sollten, um, sobald ein Angriff der Römer erfolge, den kühnen Schwimmern mit ihren Wurfspeeren Hilfe zu leisten.

Endlich senkte sich, von den Kampfmutigen ungeduldig erwartet, die Nacht herab. Im Lager der Römer ward's stille. Feldherr und Soldaten lagen im Schlafe, nur die Wachen schritten auf ihren Posten hin und her, und ihre Gedanken führten sie wohl aus den germanischen Wäldern hinweg nach der sonnebeglänzten römischen Heimat.

Indessen hatten die Deutschen die kühne Schar ausgewählt, die über den Fluß setzen sollte. Die Verheirateten, deren Familien der Wehrmannschaft gefolgt waren, unterredeten sich noch mit ihren Weibern und herzten ihre Kinder. Auch Ottmar saß in trautem Gespräche an der Seite seiner jungen Frau. Aus ihrem Munde erfuhr er jetzt erst genaue Kunde über den Hergang des Überfalls und der Flucht. Er vernahm, daß die Flüchtlinge des Dorfes die Rettung dem Hirten Frohbert dankten, der ihnen die Nachricht der drohenden Gefahr noch rechtzeitig gebracht hatte. Der Hirte selbst war nicht wieder bei den Flüchtlingen gesehen worden. Mit verhülltem Haupte saß, ihren Knaben im Arme, sein junges Weib in klagelosem Schmerze am Rande des Waldes.

Endlich zeigte der Stand der Sterne Mitternacht, und der erste Fürst der Chatten gab das Zeichen zum Aufbruch. Kurzen, doch innigen Abschied nahm Ottmar von der jungen Gattin und dem Vater, dessen letzte Stütze und Freude er war. Obwohl ein kühner, wilder Jäger, war Ottmar doch warmen Herzens; insgemein pflegten die Deutschen die Familienbande heilig zu halten.

Als alle sich gesammelt hatten, warf sich die todesmutige Schar in den Fluß; die starken Arme zerteilten kräftig die brausenden Wellen. Ungefährdet langten sie an dem jenseitigen Ufer an und erklommen es geräuschlos. Mit Äxten und Schwertern, mit Keulen und mächtigen Steinen schlugen sie die Balken entzwei, die zur Brücke zusammengefügt worden waren.

Mitten in der Nacht weckte das Alarmzeichen der Wachen Feldherrn und Heer der Römer. Der Ruf: „Germanen! Germanen!“ schallte durch das Lager. Als der Feldherr, schnell gerüstet, auf den Wall trat, ward er gewahr, daß die angefangene Brücke von den kühnen Deutschen schon zerstört war.

Diese brachen, als sie sich entdeckt sahen, in ihren wilden Schlachtenruf aus und schleuderten ihre todbringende Framea über den mit Römern besetzten Wall.

Wie ein donnernder Widerhall tönte es vom andern Ufer herüber, und bei dem jetzt grauenden Tage sahen die Römer die gesammelte chattische Wehrmannschaft dort in schlachtgerüsteter Reihe stehen. Mit sicher beobachtendem Blick überflog Germanikus ihre Reihen und wandte sich dann mit Siegeszuversicht ab, um seinen Legionen die Befehle zum Angriff zu geben. Er sah, daß die Zahl der Chatten nur gering war, während er vier Legionen mit zehntausend Mann gallischer Hilfsvölker wider sie führte. Zugleich hatte er Vorsorge getroffen, daß nicht wieder, wie bei seinem Einfalle im Marsenlande, die verbündeten Bruderstämme den Bedrängten zu Hilfe eilen und sein Heer zum Rückzuge zwingen konnten. Er hatte den schlauen Unterfeldherrn Cäcina mit vier Legionen abgeschickt, um durch Hin- und Hermärsche die Cherusker, die Brukterer, die Usipeten zu verwirren und an ihren eigenen Grenzen festzuhalten.

Überdies deckte ihm noch Lucius Apronius mit einer kleinern Schar den Rücken, hielt ihm die Wege offen und bewachte die Flüsse. Dennoch sah er, als er an den Reihen seines in Schlachtordnung gestellten Heeres hinabritt, wie so mancher Soldat bei dem schrecklichen Schlachtruf der Deutschen erbleichte, manches Auge mit Grauen hinüber auf das waldumsäumte Ufer blickte, auf die riesigen Deutschen, die mit den nackten Armen Keule und Wurfspeer drohend herüberschwangen.

„Auf, zum raschen Siege!“ redete er darum die Scharen an; „lasset die nackten Germanen die Schärfe des römischen Schwertes fühlen, und bald werden ihre Haufen zu Boden liegen, wie vor dem Schnitter die Halme! — Oder fürchtet ihr etwa, daß zahllose Scharen im Dunkel der Wälder heranschleichen, um euch zu überfallen wie die Bremse mit giftigem Stachel das edle Streitroß? Wißt ihr nicht, daß Cäcina die Brukterer und Usipeten bewacht, daß die Cherusker gespalten sind zwischen Arminius und Segestes? daß endlich Lucius Apronius uns den Rückzug offenhält? Vorwärts denn, ihr Adlerträger, lasset Jupiters Vogel seine Blitze auf die Barbaren niederschleudern!“

Auf des Feldherrn Wink klangen jetzt die hellklingenden Schlachttrompeten, die Adlerträger schritten den Kohorten vor, und mit neuerwachtem Mute begannen die Römer die Schlacht.

So todesmutig die Deutschen auch stritten, sie mußten der ungeheuren Überzahl und den überlegenen Waffen der Römer weichen. Die vordersten und kühnsten Kämpfer wurden von den Römern teils getötet, teils zu Gefangenen gemacht. Die andern gewannen schwimmend das jenseitige Ufer wieder, aber sie wurden auch dort von den Pfeilen und Schleuderwerken der Römer so verfolgt, daß sie genötigt waren, sich in die Wälder zurückzuziehen.

Einer der Pfeile traf den Greis Ariwald, der an der Spitze seiner Wehrmannschaft stand und selbst noch mit fester Hand die Framea schleuderte. Er sank zu

Boden und war nicht mehr fähig, sich zu erheben. In der Verwirrung des Kampfes und der Flucht achtete keiner der Männer auf ihn.

Sein Sohnesweib Lidwina aber sah ihn fallen und stürzte herzu, ihm aufzuhelfen. Ihre Kraft reichte nicht zu. „Geh, rette dich, meine Tochter, laß den greisen Mann sterben!“ stöhnte der Verwundete. Als die junge Frau verzweifelnd nach Hilfe umherschaute, gewahrte sie unfern Frohberts Weib, die gleichgültig gegen die um sie schwirrenden Todesgeschosse noch immer regungslos in starrer Verzweiflung saß.

„Geralda!“ rief die stolze Edelingstochter; „bei der Liebe, die du zu dem Vater deines Sohnes trägst, komm herzu — hilf mir den Vater meines Gatten vor den Feinden retten!“

Das Hirtenweib erhob sich und kam eiligen Fußes herzu. Nachdem sie ihren kleinen Knaben sorglich unter einer Tanne niedergelegt hatte, beugte sie sich zu dem Verwundeten nieder, half mit starken Armen den Greis emporheben und ihn vereint mit Lidwina eine Strecke tiefer in den Wald tragen, wo sie ihn im Dickicht auf weiches Moos betteten. Geralda eilte, ihr Kind zu holen, während herbeigerufene Männer den Graven und Lidwina zu retten suchten.

Erst als kein Deutscher mehr jenseits des Flusses zu sehen war, die einen geflüchtet, die andern getötet waren, gebot Germanikus dem Regen der Pfeile und Schleudern Einhalt und hieß einen neuen Brückenbau beginnen. Da die Chatten sich nicht so schnell wieder zu einem Angriff sammeln konnten, ward der Bau bei guter Tageszeit vollendet; das Heer setzte über den Fluß und drang noch bis Mattium vor. Dort ward Rast gehalten, der ansehnliche Ort ausgeraubt und dann niedergebrannt. In den folgenden Tagen wurde noch alles Land ringsum verheert, das Vieh, der Hauptreichtum der Germanen, für den Bedarf des Heeres geschlachtet, das übrige getötet.

Niedergetreten, verwüstet und entvölkert war nun das ganze Chattenland, aber es dauernd in Besitz zu behalten, wagte Germanikus mit all seinen Legionen auch diesmal nicht; er fürchtete den Landsturm der verbündeten Völker, die ihm und seinem Heere das Schicksal des Varus bereiten konnten. Darum ließ er den Rückzug antreten. Die Absicht des Kriegszuges war ja erreicht; die Soldaten hatten ihre Blutgier wie das Jahr zuvor unter den festtrunkenen Marsen, so jetzt an den ungerüsteten Chatten gekühlt; nach Rom konnten Siegesberichte geschickt werden über den Triumph der römischen Adler über zwei der Völker, die im Teutoburger Walde mitgekämpft hatten — und die Germanen hatten aufs neue die Stärke der römischen Macht kennengelernt.

Einzelne durch ungewöhnliche Körpergröße und Stärke hervorragende Männer und Jünglinge, durch Schönheit ausgezeichnete Frauen und Kinder waren von den Römern verschont und zu Gefangenen gemacht worden. In Ketten vor dem Triumph-

wagen des Feldherrn einhergehend, sollten sie dem römischen Pöbel eine Anschauung geben von den Schrecken des Krieges wider die riesenstarken Männer und so den Ruhm des Siegers erhöhen. Hernach wartete ihrer ein trauriges Sklavenlos.

Unter den Gefangenen ragte an hohem Wuchs und riesiger Stärke der Glieder als der erste Ottmar hervor. Als er vom Andrang der Römer überwältigt und zu Boden geworfen worden war, wurde dem Römer, der schon das Schwert gezückt hatte, um ihm den Tod zu geben, durch den vorbeieilenden Kohortenführer Halt geboten; sofort wurden seine Wunden notdürftig verbunden, Arme und Füße aber gefesselt.

Ein Gefangener war nun der kühne Jäger, ein Sklave der freie Mann, der keinerlei Zwang gewöhnt war — auf immer getrennt von Vater und Gattin, von den Freunden, vom Lande der Väter! Hätten ihn nicht die Fesseln gehindert, er hätte sich trotz seiner Wunden und trotz der ihn umgebenden Wachen in den Fluß geworfen, um schwimmend die Freiheit oder den Tod zu finden.

Unter Aufsicht eines der Centurionen wurden die gefangenen Chatten je zwei und zwei zusammengekettet und gezwungen, mit dem Heere weiterzuziehen. In stummer Weigerung warfen einige derselben sich zu Boden, um eher den Todesstreich zu empfangen, als der Knechtschaft entgegenzugehen. Da jedoch der Centurio nicht zum Schwerte, sondern zur Sklavengeißel griff, sprangen die Todesmutigen auf, denn ein Hieb mit der Geißel oder dem Rutenbündel galt dem deutschen Mann als unauslöschlicher Schimpf; um sich solchem nicht auszusetzen, gehorchten sie fortan den Befehlen der römischen Wächter und schritten weiter mit dem Heereszug der Feinde.

Ottmar war mit einem Manne zusammengekettet worden, der ihm an Höhe des Wuchses nachstand, aber an Stärke der gewaltigen Glieder sich mit ihm messen konnte. Ein Schwerthieb lief dem Manne quer über Stirne und Wange und entstellte ihn zur Unkenntlichkeit; die Wunde verursachte ihm sichtliche Qualen. Doch er zwang tapfer den Schmerz nieder und schritt, obwohl mit gesenktem Haupte und mühsamen Schrittes, dennoch klagelos neben dem Unglücksgefährten einher.

So sehr Schmerz und Grimm über sein eigenes Los Ottmars Seele erfüllten, so vermochte er doch nicht fühllos gegen das Leiden seines Mitgefangenen zu bleiben. Als das Heer Mittagrast hielt und den Gefangenen die Fesseln um die Arme abgenommen wurden, damit sie das ihnen gereichte Brot verspeisen konnten, riß Ottmar ein Stück seines leinenen Untergewandes ab und tauchte es in den vorüberrieselnden Quell, darauf wusch er dem Manne die Wunde vom Staube rein und verband sie. Stumm ließ der Gefangene es geschehen; zuletzt nur murmelte er einige Worte des Dankes und legte sich dann erschöpft zurück, um zu ruhen.

Als sie abends am Lagerplatz anlangten und ihnen auf kurze Zeit die Armfesseln abermals gelöst wurden, erneuerte Ottmar den Verband, ja er schuf dem

wunden Mann ein Nachtlager von Baumzweigen, die er abriß und auf dem sumpfigen Boden ausbreitete; dann deckte er über seine halbnackten Glieder den eigenen Mantel, um den vom Wundfieber Ergriffenen vor Kälte und Frost zu behüten. Er selbst fand keinen Schlaf. Seine Seele weilte bei der jungen Gattin, bei dem alten Vater, dem der letzte der Söhne in ihm geraubt war.

Ein unterdrückter Schmerzenslaut des wunden Gefährten zog seine Aufmerksamkeit wieder auf diesen. Um einen Trunk Wassers bat derselbe, da der Fieberdurst seine Zunge austrocknete. Ottmar, dessen Hände jetzt wieder gefesselt waren, vermochte ihm denselben nicht zu schöpfen. „Wäre Lidwina hier, meine Gattin," sprach er, „sie sollte dir den Heiltrank reichen, den sie kundig bereitet, und Schmerz und Fieber der Wunde würden von dir weichen." Der Mitgefangene seufzte.

„Hast auch du ein Weib zurückgelassen?" fragte Ottmar mit hastiger Stimme.

„Weib und Kind," antwortete der Gefragte dumpf und klanglosen Tones.

„Du wirst wieder zu ihnen zurückkehren," sprach Ottmar mit rascher Zuversicht; „ob es auch manchen Mondeslauf währt, ob inzwischen die Sonne uns weicht und wieder sich naht — einmal doch wird Tag und Stunde kommen, da mein Fuß den heimischen Pfad durch die Wälder eilt, mein Weib zu grüßen samt dem greisen Vater, und im eigenen Hause beim flackernden Herdfeuer von der Mühsal der Wanderschaft zu ruhen. Dann sollst auch du mich begleiten; wie wir Gefährten des Unglücks sind, die eine Kette zusammenschließt, so laß uns auch zum Werk der Befreiung treu gesellt sein!"

„Du kennst Namen und Sippe dessen nicht, dem du den Freundesbund anbietest," versetzte der wunde Mann.

„Was kümmert mich Namen und Sippe, wenn du nur ein freier Mann bist!" rief Ottmar. „Deine Wunde sagt mir, daß du für das Land der Väter wacker gestritten hast. Du wirst genesen und wieder ein starker, hochgemuter Mann sein, wie du es ehedem gewesen bist."

„Frei war ich sonst, doch klein war mein Eigentum, und keinem Knechte hatte ich zu gebieten. Schau mich an, Ottmar, hat die Wunde mich so entstellt, daß du Frohbert, den Hirten, nicht wieder erkennst?"

„Frohbert bist du?" rief Ottmar überrascht aus, keiner weitern Worte fähig.

„Reut dich deine Wohlthat, da du weißt, wer es ist, dem du die Wunden verbunden hast?" fragte der Hirte; „entsetzest du dich darob, daß du zusammengekettet bist mit mir, dem du Feindschaft geschworen hast?"

„Feindschaft habe ich dir geschworen im Zorne," antwortete Ottmar; „doch die Götter haben es anders gelenkt. Sollten wir uns selbst befeinden, statt uns der römischen Wölfe zu erwehren? — Vor dem wütenden Auerstier habe ich dein Weib und Kind gerettet, habe sie sicher geleitet durch den Wald. Du aber hast

mehr gethan, hast Vater und Gattin mir gewarnt vor dem blutigen Überfall, und dein Weib und Kind darüber versäumt! — Ich bin in deiner Schuld, und — bei Wodan, dem Herrn des Himmels, bei Thor, seinem Sohne, ich will sie lösen! Ich will Freiheit und Heimkehr nicht gewinnen ohne dich."

Feierlich hatte Ottmar dem Stammgenossen geschworen, als weckend die Tuba der Römer durchs Lager klang. Es war Tag geworden; einer der Soldaten kam herzu, um die Gefangenen wieder fest aneinanderzuketten, denn das Heer brach auf.

---

## 5.

## Im verheerten Lande.

Still ist's im Römerlager, schweigend ruht
Ringsum die Mitternacht; im Mondenschimmer
Glänzt zauberhaft des Rheines breite Flut.

Die Römer hatten das verwüstete Land verlassen und die Flüchtlinge kehrten zu den zerstörten Wohnstätten zurück, unzählige trauernd, Frauen um die im Kampfe gefallenen Männer und Söhne, Männer um die wehrlos erschlagenen Weiber und Kinder. In Asche lagen Hütten und Gehöfte, doch die erst beginnende Sommerzeit schuf Obdach unter schattenden Linden und hochragenden Eichen. Weggenommen waren die Vorräte, getötet die Herden und selbst das Saatfeld verwüstet, die künftige Ernte des Sommers vernichtet. Der wildreiche Wald mußte für Jahresfrist Nahrung geben.

Auch Lidwina und Geralda kehrten zurück zum heimischen Boden. Mit ihnen kam Ariwald, der, dank der sorgsamen Pflege und den Heilkräutern der von der heilkundigen Mutter unterrichteten Lidwina, von seiner Wunde genesen war. Auch die Knechte und die halbfreien Liten fanden sich allmählich wieder ein. Doch Ariwalds rüstige Kraft war gebrochen. Unter schattender Linde sitzend, gab er den allmählich sich sammelnden Gaugenossen seinen erfahrenen Rat, aber selbst Hand ans Werk zu legen, vermochte er nicht mehr.

Unter Lidwinas Anleitung fällten nun die Knechte Baumstämme und begannen den neuen Hausbau; die Mägde gruben Thonerde, formten und brannten sie zu Kochgeschirr, schnitzten Holzteller und Becher und flochten Stühle aus starkem Weidenholz. Auch die Jagd besorgte Lidwina, bald allein, bald in Begleitung zweier Knechte.

Geralda aber übergab ihren kleinen Knaben dem kinderreichen Weibe eines Lassen (Halbfreien) des Graven in sichere Hut und Pflege und durchstreifte dann mit Rollo, dem klugen Hunde, tagelang die Wälder, um die verlaufene Herde

soviel wie möglich wieder zu sammeln und heimzutreiben. Es gelang ihrer unablässigen Mühe, binnen eines Monats den Leitstier samt einer Anzahl von Kühen und Rindern aus dem Walde, wo sie frei geweidet hatten, zum großen Teile aber den Wölfen zur Beute geworden waren, wieder einzufangen und heimzutreiben. Auch vereinzelte Schafe wurden auf den Bergweiden noch aufgefunden. Bevor der Herbst mit Stürmen und Regengüssen kam, wurde das schützende Dach des Hauses gedeckt und der Herd gemauert. Auch das kleine Blockhaus, das Frohbert sonst bewohnt hatte, wurde an derselben Stelle neu aufgerichtet, denn Geralda verschmähte es, als Gattin und Mutter eines Freien im Gehöfte des Graven dauernd zu wohnen.

Es konnte kein Erntefest fröhlich begangen werden. Sorgsam aber wurden zu Saatkorn die wenigen Ähren gesammelt, die einzeln aus dem zertretenen Felde aufsproßten. Mit eigener Hand pflückte Frau Lidwina die Leinkörner, die aus blauen Blüten da und dort auf dem Flachsbeete reiften, dem Felde, das in besonderer Hut und Pflege der Hausfrauen stand und Freya geweiht war, der lichten Göttin, die den häuslichen Herd schützte und dem Fleiße hold war. Weder Flachs noch Wolle gab es für diesen Winter zu spinnen und zu weben. Darum ließ Frau Lidwina die auf der Jagd erbeuteten Rehfelle und Hirschhäute sorgfältig gerben und zu Röcken verarbeiten. Sie konnten halten, bis die kleine Schafherde wieder eine Wollschur ertrug und der frischgesäte Flachs eine neue Ernte bot.

Einsam war der lange Winter, denn keine fröhlichen Gesänge verkürzten die Abende, keine Gäste kehrten zum Sonnenwendfeste ein, von Haus zu Haus gehend; Trauer war in jedem Hause um Sohn, Gatten oder Vater. Auch fehlte im Kruge das schäumende Bier, denn es war keine Gerste gereift; vom Feuer versengt waren die Obstbäume, aus deren rauhen Äpfeln und Birnen mit Zusatz von Honig der Met bereitet wurde. Die Jagd allein verkürzte die Tage; nicht die kühne Kampflust nur, sondern die bittere Not trieb sogar Frauen mit Messer und Speer in den tiefbeschneiten Wald, um für die vaterlosen, hungernden Kinder ein Stück Wild zu erjagen.

Und abermals kam der Frühling; es grünten die Wälder, es sproßte die spärlich ausgestreute Saat; es mehrten sich wieder die Herden. Klagen und Thränen um die Erschlagenen versiegten, und in sanfterer Trauer wurde ihr Andenken bewahrt. Nur Lidwinas Schmerz um den verlorenen Gatten ward herber mit der Zeit, denn ihr schwand die Hoffnung, die sie noch immer bewahrt hatte. Ariwald war rasch zum hinfälligen, fast geistesschwachen Greise geworden. In seinem der Welt abgestumpften Gemüte lebte einzig noch die Sehnsucht nach dem Sohne frisch. In seinen Sessel zurückgelehnt, den ein weiches Bärenfell deckte, saß er tagelang wie träumend, winters beim flackernden Herdfeuer, sommers unter der schattenden

Linde im Hofe. Wenn aber der Abend sich senkte und Lidwina ihm nahte, um ihn zu seinem Lager in der Kammer neben dem Saale zu geleiten, wiederholte er täglich die Worte: „Es ist Abend geworden und mein Sohn noch nicht zurückgekommen. Lausche, Lidwina, ob du nicht seinen Tritt vernimmst! Mein Ohr ist schwach geworden und hört nicht mehr in die Ferne."

Mit Lidwina hegte Geralda unverminderte Trauer. Sie sah den kleinen Sohn als schönen und kräftigen Knaben heranwachsen, aber sein Anblick weckte ihr täglich den Schmerz, daß Frohbert sich des Sohnes nicht mehr freue, daß keines Vaters Hand den verwaisten Knaben lehre, Speer und Schwert samt dem friedlichen Pfluge zu führen und der Herde zu walten.

Indessen führte Germanikus den begonnenen Krieg unermüdlich fort, doch, ob er auch die Gaue vom Rheine bis zur Weser und Elbe verheerte, so nötigten ihn die sich erhebenden Deutschen stets wieder zum Rückzug. Um die Verluste und Lücken des Heeres auszufüllen, mußten Gallien, Spanien und Italien wetteifern, Waffen, Pferde, Geld und Menschen aufzutreiben, ohne daß auch nur einer der germanischen Gaue dauernd behauptet werden konnte.

Um den Kaiser dem Kriege geneigt zu machen, schickte Germanikus alljährlich eine Sendung von Gefangenen nach Rom, wo die Germanen als Sklaven beliebt waren. Andere derselben behielt er zurück, da sie ihm zu den Festungswerken am Rheine Dienste leisten mußten. Die freien Germanen, die bisher froh der Jagd gepflogen, die Herde geweidet und den Pflug geführt hatten, mußten nun in knechtischem Dienste schwere Lasten schleppen, Steine graben und Baumstämme fällen, angetrieben und scharf bewacht von den römischen Kohorten.

Dieser Frondienst war endlich zu Ende. Im zweiten Sommer nach ihrer Gefangenschaft sollten auch sie den Weg nach dem fernen Rom antreten, um als lebendige Zeugen der Siege des Feldherrn zu dienen.

Zum erstenmal war auf dem Wege Nachtlager genommen worden. Als früh der römische Centurio, der den Zug befehligte, aus dem Zelte trat, empfing er die Meldung, daß zwei der germanischen Gefangenen nachts entflohen seien. Zwei Chatten waren es, junge Männer, hoch von Wuchs und riesig an Gliedern.

Er ließ ihnen durch Reiter und eine Meute von Hunden nachsetzen, doch ohne die Chatten kamen diese abends zurück. Die Entflohenen hatten einen Vorsprung gewonnen bis in waldiges Sumpfland, wohin die Reiter ihnen nicht folgen konnten.

Der Centurio setzte seinen Weg weiter fort; die deutschen Gefangenen aber wurden schärfer als bisher bewacht.

Rauh sauste der Sturm durch den entblätterten Wald. Die Arbeit des Feldes hatte noch nicht begonnen; die Herden, für die noch keine Weide grünte, standen

im dumpfen Stall angebunden. Die freien Männer pflogen des Tags über der Jagd und kehrten abends zum traulichen Herdfeuer heim.

In Harm versunken saß Frau Lidwina Abend für Abend spinnend im Saale, neben ihr Grav Ariwald, der träumend in das Herdfeuer starrte. Vorgerückt war heute die Nacht, Frau Lidwina hatte Knechte und Mägde zum Schlafe in ihre Kammern geschickt; sie selbst aber drehte noch die Spindel, denn der Greis war von seltsamer Unruhe erfaßt und wollte nicht zur Ruhe gehen. „Tönt nicht Brausen des Sturmes?" fragte er mehrmals.

„Ja, es stürmt, Vater Ariwald, der Winter wehrt sich gegen den kommenden Frühling," antwortete ihm die junge Frau.

„Ottmar würde schlimmen Weg haben, wenn er heute käme," fuhr der Greis fort, und in Lidwinas Augen traten Thränen; hatte sie doch die Hoffnung aufgegeben, die der Greis so unerschütterlich festhielt.

Abermals starrte er stumm ins Feuer, doch plötzlich fuhr er wieder auf. „Horch, Lidwina, steht nicht ein Gast vor der Thüre?" fragte er.

Rasch legte die junge Frau die Spindel nieder; das schwache, aber durch die Erregung der Seele geschärfte Ohr des Greises hatte das Pochen an der verriegelten Hofthüre vernommen, das sie selbst, versunken in träumende Erinnerung, überhörte. Auch die Hunde schlugen jetzt an.

„Ein Wanderer in so ungestümer Nacht? Gut, daß noch die Glut auf dem Herde glimmt, Wärme zu spenden," sprach sie, indem sie einen Kienspan anzündete und das Haus verließ. Drüben über dem Hof schob sie den festen hölzernen Riegel zurück, der die Umzäunung des Gehöftes nicht sowohl gegen Menschen, als vielmehr gegen die Raubtiere des Waldes schützen sollte. Zwei Männer, regentriefend, zerrissene Röcke um die Lenden tragend, Brust und Schultern nackt, standen vor der Thüre.

„Willkommen in Ariwalds Hause! Wärme und Speise wird der Herd euch spenden, und in der Kammer findet ihr Nachtlager bereit," redete Lidwina die Unbekannten an.

Einer der Männer trat jetzt näher, und das volle Licht des Kienspans fiel auf sein bärtiges Gesicht. „Erkennst du den Mann nicht, dem du Willkomm bietest?" fragte er Lidwina, und wie ein Blitzstrahl durchzuckte der Ton seiner Stimme die junge Frau.

„Ottmar!" rief sie und umfaßte mit starken Armen den regentriefenden Flüchtling ... „vielwillkommen, du Verlorener, Gottgeschenkter ... du lebst, vergessen ist Leid und Trauer — hell hat das ahnende Auge des Vaters gesehen!"

„So lebt mein Vater noch?" fragte Ottmar.

„Komm, ihn zu grüßen!" antwortete sie und faßte seine Hand, um ihn

hereinzuführen. Ottmar aber wandte sich an den Gefährten zurück, um ihn zu bewegen, mit einzutreten im Hause, sich zu laben und zu wärmen am Herde des Freundes. Doch Frohbert schüttelte das vom zottigen Haar umwallte Haupt und erwiderte: „Am sonnigen Morgen will ich dich heimsuchen und die Deinen grüßen, jetzt aber eilt mein Fuß nach der einsamen Hütte, drin mein Weib sich härmt samt dem vaterlosen Kinde."

Ottmars Hand schüttelnd eilte er durch Nacht und Regen hinweg. Durch den Sturm aber vernahm er die Stimme des Greises: „Ottmar, mein Sohn! Gelobt sei die hohe, die göttliche Macht, die dich vor meinem Ende heimgeleitet hat in die Arme deines Vaters!"

Rascher eilte Frohbert weiter, am Bache hin, einen Hügel hinan, an Baumgruppen und eingezäunten Gehöften vorüber, bis er durch die Regennacht wenige Schritte vor sich die kleine Hütte gewahrte, die Geralda auf der Stelle der niedergebrannten wieder aufgebaut hatte. Kein helles Herdfeuer warf wie im Gravengehöfte seinen Schein durch die Fensteröffnungen. Nur der schwache Strahl eines brennenden Kienspans, bei dem Geralda webend saß, fiel durch die Thürspalte. Neben der webenden Frau lag der Hund; er ward unruhig, als Frohbert nahte, plötzlich aber stürzte er mit lautem, freudigem Bellen aus der Hütte.

Verwundert schaute das Hirtenweib dem treuen Tiere nach. Spürte etwa ein Wolf am Zaune nach der Kalbin, die im nächsten Jahre zur milchtragenden Kuh heranwachsen sollte? — Es war das einzige Tier, das im kleinen Stalle neben der Hütte vor Winterstürmen geborgen stand. — Doch die Pfähle des Zaunes, von des Weibes eigener Hand in die Erde gesteckt, ließen kein Raubtier durch, wenn auch die lose eingehängte Thüre für Menschenhand leicht zu öffnen war.

Frohbert trat ein und über die Schwelle der Hütte, ehe Geralda vom Webstuhl in der Ecke aufgestanden war. Mit verstellter Stimme bat er um Obdach und Nahrung für einen Wanderer, der aus römischer Gefangenschaft entflohen sei.

„Was meine Hütte bietet, sei dir gewährt!" antwortete die Frau, als der Hund, der inzwischen bellend die Hütte umsprungen hatte, wieder herzustürzte und in ungestümer Freude dem wiedergefundenen Herrn die Pfoten auf die Schultern legte. Eine plötzliche Ahnung durchzuckte das Weib, und rasch leuchtete sie mit dem Kienspan in des Ankömmlings Gesicht. „Frohbert!" rief sie aus, keiner Worte mehr fähig.

Das laute Rufen der Mutter erweckte den schlafenden Knaben; er verließ sein Lager in der anstoßenden Kammer und trat über die Schwelle in die Herdstube. Da er den fremden Mann erblickte, flüchtete er in die Arme der Mutter; diese aber hielt ihn hoch empor, dem Vater entgegen mit den Worten: „Schau, Frohbert, wie er gewachsen ist! — — Und du, grüße deinen Vater, Werno,

heiße ihn erwarmen am eigenen Herde und auf dem Lager ruhen in seiner eigenen Hütte!"

Jetzt ließ es der Knabe geschehen, daß der bärtige Mann ihn herzte und küßte, schaute ihn nur mit hellen Augen an und fragte endlich: „Bist du der Vater, um den die Mutter sich härmte? warum bist du nicht eher gekommen?"

„Das sollst du hören, mein Sohn, und du, mein treues Weib! Aber erst laßt mich erwarmen und mich laben am hellen Herdfeuer! — Schau, was du mir zu essen bieten kannst, Geralda!" Mit diesen Worten ließ sich der Heimgekehrte auf dem Stuhl nieder, der, aus Tannenholz von des Weibes Hand roh zubehauen, an dem Platze stand, den Frohbert sonst einzunehmen pflegte. Den kleinen Knaben nahm er auf die Kniee, während die junge Mutter in glückseliger Hast alles auftrug, was die verarmte Hütte bot — Brot, ein Stück Rauchfleisch und einen Krug Met, aus Holzäpfeln und wildem Honig bereitet.

Wie mundete das rauhe Mahl dem ausgehungerten Flüchtling!

Nachdem er sich gesättigt und gelabt hatte, begann er, während der kleine Knabe auf seinen Knieen entschlummert war, dem lauschenden Weibe zu erzählen, wie es ihm in der Gefangenschaft ergangen sei, wie er den Freundesbund getauscht habe mit Ottmar, und wie dieser treu seinem Eide die Gelegenheit verschmähte, die mehrmals sich ihm bot, allein zu entfliehen, bis es ihnen auf dem Wege nach Rom im ersten Nachtlager gelungen sei, ihre vom Rost zerfressenen Ketten zu zerbrechen, dann am Boden hinkriechend aus der Mitte der vom Marsche ermüdeten, schlaftrunkenen Wachen zum Wall und Graben zu gelangen, über die sie mit kühnem Sprunge hinwegsetzten.

Der Atem stockte der lauschenden Geralda, als er zuletzt berichtete, wie sie einen vollen Tag, von den römischen Wachen und von kläffender Meute verfolgt, in Busch und Sumpf sich versteckt hielten; wie die Hunde mehrmals ihre Spur witterten, und sie in atemlosem Laufe durch dornichtes Gestrüppe über Felsen und Schluchten stets wieder neue Flucht ergriffen, bis die einbrechende Nacht ihnen neuen Vorsprung gab und sie für immer den Verfolgern entrückte. —

Das Feuer auf dem Herde war verglommen, durch die offene Luke in der Wand, die dem Rauch Abzug und dem Tageslicht Eingang gönnen sollte, fielen die ersten Strahlen des beginnenden Morgens. Frohbert schloß seinen Bericht, gab den schlummernden Knaben der beglückten Mutter in die Arme und legte sich auf das Laublager im Kämmerlein nieder mit den andächtig im Herzen gesprochenen Worten: „Dank sei Wodan, dem Herrn des Himmels — ein freier Mann bin ich wieder im eigenen Heim!"

# Hermann und Thusnelda.

# 1.

# Der Kampf mit dem Bären.

Wo der hercynische Wald von den Chatten scheidet, beherbergt
Edle Cherusker die Höh', an Ruhm vor allen die ersten.
Gehärtet von Bergluft,
Kühn von Erklimmung der Felsen, beseelt ein erhabener Geist sie
Feuriger Wagnis; sie nennen Gefahr ein munteres Scherzen.

Mit Sonnenaufgang wanderte eine Schar junger Männer im Lande der Cherusker dem Walde zu. Ein kurzer Linnenrock ohne Ärmel, ein Wolfs- oder Elensfell um die Schultern genügte ihnen als vollständige Bekleidung, Arme und Beine waren bloß, das Haupt mit den krausen blonden oder roten Haaren unbedeckt, nur die Füße durch starke Lederschuhe geschützt. Hoch gestaltet, mit gewaltigen Gliedern und hellem, fröhlichem Antlitz waren sie alle. Einer aber überragte die andern an Höhe des Wuchses wie an lichter Schönheit des Antlitzes. Er trug einen silberdurchwobenen Gürtel um den Linnenrock, um seine Schultern flog ein kurzer Mantel von blauem Wollenzeug mit einem seltenen, weißen Pelzwerk verbrämt. Die nervigen Arme und Beine waren bloß, das von blonden Locken umwallte Haupt war unbedeckt wie bei den andern. In der Hand trug jeder den Wurfspeer, im Gürtel ein langes Jagdmesser, denn sie gingen aus, um den schnellen Hirsch, das rasche Elentier, den starken Auerochsen oder den grimmigen Bären zu erjagen. Darum blickten sie alle so freudig, denn im gefährlichen Kampf mit den wilden Ungetümen des Waldes die Kräfte zu üben, war zur Friedenszeit die höchste Lust der mutsprühenden Jünglinge der alten Deutschen.

Es waren die wildreichen, waldigen Ausläufer des Harzgebirges in dessen nordwestlichem Teile, wo sie zu jagen gingen. Bald zerstreuten sie sich je zu zweien nach verschiedenen Richtungen. Nur der junge Mann im kurzen, blauen Mantel, der sie alle überragte, verschmähte jede Begleitung. Er liebte es, allein im tiefen Dunkel der Tannen seinem wilden Gegner nachzuspüren und die Überlegenheit des Menschen über die stärkere Körperkraft der Tiere zu bewähren.

Bald fand er die Spur eines Auerochsen und verfolgte sie. Geringerem Wild nachzugehen, das seinen Weg kreuzte, verschmähte er jetzt. Schon faßte seine Hand

den Wurfspeer fester, er lockerte das Messer im Gürtel, um im Augenblicke, da der Ur seiner ansichtig würde, zum Kampfe gerüstet zu sein, als er plötzlich stillestand und aufmerksamer zu Boden schaute. Eine neue Fährte durchkreuzte die des Auerochsen. Es waren die Tatzen zweier Bären, die sich im weichen Waldboden abgedrückt hatten. Die Jagd des grimmigen Bären aber erforderte noch größere Vorsicht als die des wilden Auerochsen.

Furchtlos zwar, doch mit geschärfter Behutsamkeit schritt der Jäger vorwärts. Verwundert hielt er einen Augenblick stille, da er unferne das Schnauben eines Rosses und den ermunternden Zuruf des Reiters vernahm.

Rascher eilte er wieder voran. Doch nur wenige Schritte war er gegangen, als ein Laut an sein Ohr drang, den auch der geübteste Jäger nie ohne eine Anwandlung von Grauen vernahm. Es war das Brummen eines gereizten Bären.

„Ein Mensch gegen zwei Bären?“ rief der einsame Jäger aus; „da ist er verloren!“ Mit diesen Worten stürzte er durch das Gebüsch, der Stelle zu, woher er das Brummen des Bären vernommen hatte. An ihm vorüber jagte ein schnaubendes Pferd in wilder Flucht.

Wenige Augenblicke nachher stand er auf dem Schauplatz eines todbrohenden Kampfes. Im Todesröcheln lag ein Bär am Boden; der scharfgespitzte Wurfspeer stak ihm in der Brust. Sein grimmiger Genosse aber stand auf die Hinterfüße aufgerichtet, und Brust an Brust rang mit ihm ein Jüngling, dem eine Tatze des Bären auf der Schulter ruhte.

Der Jäger im blauen Mantel hob den Speer, zielte, und die tödliche Spitze traf, den dicken Pelz durchschneidend, in den Nacken des Bären.

Schnaubend wandte das Ungetüm den Kopf rückwärts nach dem neuen Gegner, ohne die Tatze von dem ersten abzuziehen. Mit einem Sprung stand jetzt der Jäger an seiner Seite und stieß ihm das scharfe Messer in den offenen Rachen. Röchelnd sank der Bär zu Boden; noch im Todeskampfe zerfleischte seine Tatze die Schulter des Jünglings, dessen junges Leben ihm fast zum Opfer geworden wäre.

„Jüngling, du warst allzu kühn, zwei Bären zumal anzugreifen,“ sprach der herzugekommene Jäger.

„Sie trabten unversehens auf mich heran, und mein Leben hing an der Spitze meines Speeres. Doch dieser hat mir nicht versagt und hat den ersten Bären niedergestreckt, aber der andere ließ mir keine Zeit, wieder zur Waffe zu greifen. Schon fühlte ich den heißen Atem des Untiers hart an der Wange — ich wäre seine Beute geworden ohne dich, Fremdling!“

Mit diesen Worten wandte er sich an seinen Retter. Voll schauten sich beide ins Gesicht, dann rief der Jäger im blauen Mantel aus: „Bei Wodan, du bist es! der Jüngling, den ich seit Jahren vergebens gesucht habe!“

„Du, der Unbekannte, hast mich gesucht?“ fragte der Jüngling zurück. „Was wolltest du von mir?“

Der Jäger antwortete: „Denke zurück an die Schlacht im Teutoburger Walde, wo wir des Varus Legionen vernichteten! Am Morgen des dritten, des blutigsten Tages, hat ein Jüngling sich zwischen mich und den Kohortenführer geworfen, dessen Schwert schon zu tödlichem Schlage ausgeholt hatte. Im mutigen Ringkampf, Brust an Brust, hat er den Römer mit der Kraft seiner Arme bezwungen und tot niedergestreckt. Mich hat das Wogen des Kampfes weitergerissen und ich sah den Kühnen nicht wieder, ihm zu danken, bis ich heute dich treffe, — den Göttern sei Dank — zu rechter Zeit!“

„So bist du Herzog Hermann!“ rief der Jüngling aus. „Ja, ich erkenne dich, obwohl du heute nicht den Stahlharnisch und den glänzenden Helm trägst, das ist deine hohe Gestalt, die alles Volk überragt, das sind deine leuchtenden Augen. Ich sah dich nicht wieder seit jenem Tage — nun sei mir gegrüßt, du Retter der Söhne Teuts aus römischen Ketten!“

Die feurigen Blicke Auge in Auge tauchend schüttelten sich beide die Hände.

Zuerst nahm Hermann wieder das Wort: „Deine Schulter ist zerrissen von der Tatze des Bären. Nun bleibst du mein Gast, bis du heil in deines Vaters Haus heimkehren kannst.“

„Glück und Ehre ist es für mich, unter deinem Dache zu weilen,“ antwortete der Jüngling.

Da beugte Hermann sich nieder und schnitt die Tatzen der Bären ab zum Zeichen für vorüberkommende Jäger, daß die erlegten Tiere unantastbare Jagdbeute seien. An zwei Schnüre band er dieselben, hing die eine sich, die andere dem Jüngling um den Hals, dann eilte er, das flüchtige Roß des Verwundeten einzuholen, das er unfern auf einer Waldwiese noch zitternd vor Furcht traf. Er führte es zu dem Verwundeten zurück und half diesem aufs Roß. Dann schlug er, an seiner Seite gehend, mit ihm den Heimweg aus dem Walde ein, ohne erst durch sein Horn die Jagdgenossen zusammenzurufen, die im weiten Walde zerstreut, die Jagdlust in vollen Zügen kosteten.

„Wie heißest du, Jüngling?“ fragte Herzog Hermann unterwegs.

„Emiko bin ich genannt,“ war die Antwort des Jünglings. „Mein Vater heißt Ettícho und wohnt jenseits der Lippe. Wie du weißt, Herzog Hermann, ist der gewaltige Ur und der starke Bär selten geworden im niedern Lande, kaum zeigt sich das rasche Elentier noch neben dem stolzen Hirsch; nur kleineres Wild äst in Scharen auf den Waldwiesen, und im Dickicht haust der blutdürstige Wolf. Darum machte ich mich auf, um mir hier oben in den waldigen Bergen Hörner und Fell eines Auerstiers oder eine Bärenhaut zu erjagen.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen erreichten sie den Herzogshof, der nordwestlich vom Harze am rechten Ufer der Weser gelegen war. Nur durch größere Räumlichkeiten unterschied sich derselbe von den Gehöften begüterter Edelinge.

Inmitten eines geräumigen Hofes stand das langgestreckte, doch nur einstöckige Hauptgebäude. Die Wände waren von Gebälke aufgeführt, die Zwischenräume mit einer Mischung von Lehm und Stroh ausgefüllt und mit Lehm verstrichen, wie heute noch die ansehnlichsten Bauernhäuser aufgeführt werden. Die Außenwände waren mit roten und gelben Farben freundlich bemalt, das unscheinbare, aber wärmende Moosdach an vorspringenden Ecken mit in Holz geschnitzten Tierköpfen verziert.

Dem Hause gegenüber standen aneinandergereiht die warmen Winterställe für die verschiedenen Herden, die den Hauptreichtum auch des Fürsten ausmachten, daneben die leicht aufgerichteten Stadel für die Vorräte an Korn, Flachs und Heu.

Der Hof war mit festgestampftem Flußkies belegt und mit einer schlichten Umzäunung von Pfählen umgeben, an welcher knospende Holunderbüsche emporwuchsen. An den Hof grenzte der im Sommer mit Gemüsen und Salatkräutern bepflanzte Garten und das Baumgut mit weitästigen Äpfel- und Birnbäumen von rauhen, aber dauerhaften Sorten.

Noch weiter im Umkreis ragten zwischen dem Saatfeld und dem frisch grünenden Weideland die Hütten der Liten oder Lassen, halbfreier Leute, von Kriegsgefangenen oder auch von den schwächern Ureinwohnern des Landes stammend. Aus dem Felde, das der Grundherr ihnen zugeteilt hatte, entrichteten sie ihm einen Teil der Ernte, während der Hauptertrag ihnen zu eigen blieb.

Als Herzog Hermann mit seinem Begleiter im Hofe ankam, eilten Knechte herbei, um dem Gast des Herrn das Roß abzunehmen. Ihnen gab der Herzog sofort Befehl, die erlegten Bären aus dem Walde herbeizuschaffen, indem er die Waldgegend bezeichnete, wo sie liegen mußten. Dann schritt er mit dem Jüngling über die Schwelle des Hauses.

Den weiten Saal erhellt des Herdes Feuer,
Nach Tannen duftend, und es schmückt die Wand
Der Römerwaffen blanke Reihe, teuer
Mit Blut bezahlt von deutscher Heldenhand.
Fürst Hermanns Haus ist's, der zum Siege führte
Sein Volk, das ihn geeint zum Herzog kürte.

Sie traten in die lange Halle, deren Wände mit geglättetem Eichenholz verkleidet und unterhalb der Decke ringsum mit Schnitzwerk verziert waren. Urhörner, Hirsch- und Elengeweihe bildeten weiteren Schmuck; an ihnen waren deutsche und römische Waffen aufgehängt. Ein großer Eichentisch nahm den Hauptraum der Halle ein; um ihn standen Stühle, ebenfalls aus Eichenholz, mit Schnitzwerk

verziert. Am Ende des langen Gemachs hob sich der Wärme und Licht spendende Feuerherd, aus Steinen aufgebaut und mit Thon verstrichen, der mit bunten Farben bemalt war. Auf einem mit Schnitzwerk verzierten Brette, das längs des Herdes an der Wand hinlief, waren schöne Gefäße von Erz und Trinkhörner, in Silber gefaßt, in langer Reihe aufgestellt.

An die Halle, welche die Mitte des Hauses einnahm, stießen auf der einen Seite die Stuben der Knechte und der webenden und spinnenden Mägde, die Schlafgelasse für Gäste und für die jungen Waffengenossen, die als stetes freiwilliges Geleite des Herzogs in seinem Hause lebten. In weiten Kammern lagen Laubsäcke bereit, mit Wolfs- und Schaffellen bedeckt. Die andere Seite der Halle enthielt die Gemächer des Fürstenpaares. Dort bedeckte in der Schlafkammer Binsengeflechte den Boden. In der großen Bettstatt aus dunklem Eichenholz waren Pfühle, mit dem Flaume der heimischen Gänse gefüllt und mit weißem Linnen bedeckt, eine riesige Bärendecke war darüber gebreitet. Vielzackige Hirschgeweihe an der Wand neben der Bettstatt waren dazu bestimmt, die Gewänder der Ruhenden zu halten.

An die Kammer stieß die noch zierlicher ausgestattete Frauenwohnung. Die Fürstin verschmähte den römischen Prunk, der durch Händler im Lande verbreitet ward. Ein feiner Wollenstoff, von ihr selbst gesponnen, gewoben und gefärbt, kleidete zeltartig die Wände mit freundlichem Blau und bedeckte die geschnitzten Stühle. Eine sorgfältig geglättete und bemalte Truhe enthielt die Festgewande; bunte Vogelfedern schmückten, mit schönheitskundigem Auge geordnet, die Ecken. Auf dem Tisch lag ein mit Saiten bezogenes Musikinstrument, von einer griechischen Lyra nicht sehr verschieden. Daneben stand ein Spinnrocken, ebenfalls zierlich geschnitzt und bemalt; in einem Binsenkörbchen lag eine angefangene Arbeit, ein roter Gürtel, mit kleinen, mühsam aus Bernstein verfertigten Perlen gestickt. Gar mancherlei Geräte, eine Lampe aus Bronze, Schmuckstücke aus Bernstein und Granaten, farbige Muscheln lagen auf dem bemalten Wandbrette.

Dies war das Gemach, wohin Hermanns Gemahlin sich zurückzog, wenn sie nicht die Mägde in der Spinnstube beaufsichtigte oder dem Gespräch der Männer in der Halle lauschte. Jetzt war das Gemach leer; in der zweiten Frauenstube aber, die schlicht und schmucklos ausgestattet war, saß eine alte Frau mit silberweißem Haare, umgeben von einigen Jungfrauen, welche den feinen Flachs an zierlichen Spindeln drehten. Es war Hermanns Mutter, die Witwe des Fürsten Siegmar; die Jungfrauen waren Töchter befreundeter Edelinge, welche der Fürstin übergeben waren, um unter ihren Augen sich edler Sitte zu befleißen, besonders der Pflichten der Gastfreundschaft, die nirgends in so ausgedehntem Maße, wie am Fürstenhofe, geübt wurden.

Die junge Fürstin Thusnelda aber befand sich in der Halle, um mit zweien ihrer Jungfrauen das Mahl zu bereiten und vorsorglich für die Rückkehr der Männer den Tisch zu rüsten. Lustig flackerte das Herdfeuer, dessen Rauch durch die Fensteröffnung gegenüber abzog — Glasfenster waren selbst bei den üppigen Römern noch selten und teuer, in Deutschland ganz unbekannt; bei strenger Kälte oder bei Ungewitter genügte ein hölzerner Laden, die Lichtöffnung zu schließen.

Wie Hermann an Stärke und Höhe des Wuchses die Männer überragte, so leuchtete die Fürstin in edler Schönheit aus dem Frauenkreise hervor. Nicht nur in der Anmut und dem Ebenmaß ihrer Gestalt, dem blühenden Weiß und Rot des schöngeformten Antlitzes, dem tiefen Blau der Augen, der Fülle und dem sonnigen Glanz der blonden Locken, Vorzüge, um welche eine Römerin sie beneidet haben würde, bestand ihre Hauptschönheit, sondern auch in dem edlen Ausdruck des Antlitzes, dem treuen und innigen Blick der Augen.

Mit Freude begrüßte sie den Gemahl und bot dem fremden Jüngling Willkomm. Hermann aber, ihren Gruß erwidernd, redete sie an: „Nun, Thusnelda, bewähre wieder, daß du die heilkundige Tochter einer weisen Mutter bist!“ Darauf ließ er Emiko seinen Mantel abwerfen, der die zerrissene Schulter verdeckte.

Die Fürstin hieß ihn sich niedersetzen und fing an, mit sanfter, sicherer Hand das Gewand von der Wunde zu lösen.

„Hast du Heilkräuter bereit?“ fragte der Herzog.

„Wie sollte ich je ohne diese sein, da doch mein Gemahl und seine Waffengenossen die kühnsten Jäger sind?“ antwortete sie, vom Herdbrett einen kleinen, mit Bast umwundenen Topf herabnehmend. Er enthielt eine Mischung ausgepreßter und gekochter Pflanzensäfte, die sich als heilkräftig bewährt hatten. Damit bestrich sie eine linde, weiche Leinwand, legte sie auf die Wunde und verband diese mit Sorgfalt.

„Was hältst du von der Wunde?“ fragte Hermann, der nicht ohne Besorgnis ihrem Verfahren zugeschaut hatte.

„Bärentatzen reißen scharfe Wunden,“ war ihre Antwort; „doch habe ich weit schlimmere gesehen, als diese hier ist. Bis der Mond seinen Lauf einmal vollendet hat, wird der Jüngling auf dem Lager stillhalten müssen.“

„Herzog Hermann,“ sprach Emiko, und seine Augen leuchteten aus bleichem Antlitz, „mir thut die Wunde nicht leid, die mir verstattet, einen Mondeslauf unter deinem Dache zu verweilen.“ Weiter vermochte er nicht mehr zu reden; er wankte und mußte sich an die Wand zurücklehnen.

Die Fürstin ließ sogleich in der anstoßenden Kammer ein Lager mit frischem Linnen decken und den Verwundeten dorthin geleiten. Mit eigener Hand bereitete sie ihm einen kühlenden Trank aus Honigwasser und dem Saft junger Birken. Dann sank er erschöpft von Blutverlust und Anstrengung in einen fieberhaften Schlummer.

Am Herde waltet häuslich hold Thusnelde,
Kredenzt das Trinkhorn mit dem Gerstensaft
Dem Gatten, dem nach deutschem Brauch zum Felde
Sie einst gefolgt war in die blutge Schlacht,
Wo sie mit Kräuterbalsam ihm die Wunden
Gewaschen und mit kundger Hand verbunden.

Ein Mondeslauf, wie die Fürstin vorhergesagt hatte, ging hin, bis Emiko das Lager wieder verlassen konnte. Sorgfältige Pflege widmete ihm Thusnelda; auch die ehrwürdige Witwe Siegmars kam von Zeit zu Zeit an sein Lager, um die Wunde zu beschauen und der Sohnesfrau Rat aus ihrer Erfahrung zu geben. Täglich besuchte Herzog Hermann seine Kammer, und des Nachts schlug abwechselnd einer der Jünglinge sein Lager neben dem des Kranken auf. Als das Fieber ihn verlassen hatte, konnte er den Tag über seinen Aufenthalt in der Halle nehmen, wo in der Ecke, dem Herde gegenüber, ein Bärenfell als Lotterbett ausgespannt war. Hier nahm er abends teil am Gesang der Jünglinge; er hörte sie von den Jagdabenteuern oder Waffenübungen des Tages erzählen, lieber aber lauschte er, wenn Herzog Hermanns ernste Rede begann.

Wie sah der Kranke, dem der unthätig verbrachte Tag lang wurde, diesen Abenden mit Erwartung entgegen! Da flackerte das helle Herdfeuer, und durch die offenen Fensterluken wehten Frühlingslüfte. Die Jünglinge saßen schweigend um den langen Eichentisch gereiht, obenan Herzog Hermann in seinem hochlehnigen, kunstreich geschnitzten Stuhle, neben ihm zur Rechten Thusnelda in jugendlicher Schönheit und hausmütterlicher Würde, zur Linken die ehrwürdige Fürstenwitwe, hinter ihr auf niedrigeren Sitzen ihre Jungfrauen. Auch sie durften die Heldengesänge der Jünglinge und die ernste Rede des Herzogs vernehmen, denn sie sollten einst die Gefährtinnen der Gatten in Streit und Not des Lebens werden, sollten ihren Mut anfeuern im Kampfe, sie mit klugen Worten beraten in schwierigen Lagen.

Da erfuhren denn Jünglinge und Jungfrauen aus dem Munde des noch jungen, doch weitschauenden Herzogs der durch ihn geeinigten deutschen Völker die alle Lande durchzitternde Kunde vom Tode des großen Kaisers Augustus, dem des weltbezwingenden Julius Cäsars Siege einen dauernden Thron für sich und seine Nachkommen gebaut hatten. Er war inmitten seiner Marmorsäle arm und verlassen gestorben, arm am höchsten Gute der Menschen, an Liebe, verlassen von Weib, Kindern und Enkeln. Er selbst hatte die einzige Tochter und die Enkel verstoßen, von der schlauen Gemahlin Livia, der Gefährtin seiner späteren Jahre, beredet. Ja, letztere hatte sogar auf seiner Enkel Tod gesonnen, um ihren Sohn Tiberius auf den Thron zu bringen. Zuletzt erst ward er mit Schmerzen inne, daß er, von ihr und seinem Stiefsohne betrogen, die Enkelkinder in ungerechter Strenge von seinem Throne und seinem Herzen verbannt hatte.

Mit Staunen hörten die deutschen Jünglinge, mit innigem Mitleid die Jungfrauen solche Kunde. Doch mit dem Mitleid mischte sich Grauen, denn unerhört waren in deutschen Landen Untreue, Lüge und Verrat. Heilig geachtet wurden von jung und alt die Familienbande. Daß des Gatten, des Vaters und gar des greisen Ahnen Haupt verraten wurde, war ein Greuel, von dem sie mit Schauder sich abwandten.

„Und diese Römer, solcher Greuel fähig, wollen die freien Söhne Teuts unterjochen? Weil sie in Marmorpalästen wohnen, dünken sie sich so viel besser als wir in unsern hölzernen Häusern?" Das waren Herzog Hermanns Worte, und mit lautem Zuruf stimmten die Jünglinge ein.

„Tiberius wird weder List noch Gewalt scheuen, um die verlorene Macht auch über uns wieder neu zu gewinnen," äußerte Herzog Hermann, als er vom Rheine her die Nachricht erhalten hatte, daß endlich auch die empörten Legionen sich Tiberius unterworfen und Gehorsam geschworen haben.

Schon am folgenden Tage verließ er seinen Fürstenhof, um alle Gaue zu durchreiten und zur Kriegsbereitschaft und neuen Wachsamkeit zu mahnen. Einige der Jünglinge durften ihn begleiten, die übrigen zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen, um die inhaltschweren Nachrichten zu verbreiten.

Jetzt duldete es auch Emiko nicht mehr länger auf dem Lager, denn er fühlte sich genesen. Für ihre treue Pflege der Fürstin dankend nahm er Abschied von Herzog Hermanns gastlichem, jetzt still gewordenem Hause, bestieg sein Roß und kehrte heimwärts zum väterlichen Gehöfte am Lippeufer.

---

## 2.

## Die nächtliche Verschwörung.

Aber Segest begann mit finsterem Ernste des Blickes:
„Weh uns, die Freiheit ist hin, an den Jüngling da ward sie verloren!
Selbst ja ertrotzt er vom Vater das Kind, gefällt ihm bei andern
Andres, er raubet es auch; und ist ihm die Freiheit des Volkes
Schranke der eignen — er reißt sie
Nieder und baut sich den Thron aus ihren verächtlichen Trümmern."

Schnee lag noch in den Wäldern, als Emiko auf die Jagd ausgezogen war. Jetzt, da er heimkehrte, grünte und blühte der Frühling ringsumher. Sein Weg war weit; er nahm Nachtquartier in dem waldumfriedeten Blockhause eines armen Freien. Auch im ärmsten Hause lag ja ein Laubsack mit einem Schaffell für den vorüberkommenden Wanderer bereit, und das Beste von den Vorräten, der Schinken

im Rauche und das Bier aus frischem Fasse, wurden dem unbekannten Gaste dargeboten.

Als Dank empfing dann der Hauswirt durch den Gast manche Nachricht aus fremden Gauen, die willkommenen Anlaß zur Unterhaltung am Herdfeuer bot. So teilte auch Emiko dem im waldumfriedeten Hause abgelegen wohnenden Friling all die wichtigen Weltbegebenheiten mit, die er an Hermanns Fürstenhofe vernommen hatte, und der Mann, dessen schwielige Hand zur Friedenszeit den Pflug führte, säete und erntete, Heu für die Herde sammelte und Holz für das Herdfeuer fällte, sprang auf, griff zum Römerschwerte, das neben dem deutschen Wurfspeer, Schild und Ger an der Wand hing, und rief aus: „Schau, dies habe ich in der Teutoburger Schlacht einem Römer abgenommen! Seitdem hing es müßig. Ist dem, wie du sagst, so soll es Römerblut trinken! Sie mögen nur wieder kommen, die römischen Wölfe, wir werden sie erdrücken wie die Legionen des Varus!"

Früh am Morgen verließ Emiko das einsam gelegene Blockhaus. Nur einmal gönnte er mittags seinem Rosse und sich eine kurze Rast in einem Dorfe, durch das sein Weg führte. Abends endlich wurde er nach scharfem Ritt seines Vaterhauses ansichtig. Heller Fackelschein blinkte ihm aus den offenen Fensterluken entgegen, und näherkommend vernahm er den wild schallenden Gesang einer Männerschar. „Mein Vater hat Gäste zum Gelage versammelt? — Wie kommt dies? — es ist die Jahreszeit nicht dazu," sprach der Jüngling für sich.

In der That war mehr der Winter die Zeit der geselligen Zusammenkünfte. Zum Julfest, der Wintersonnenwende, besuchten sich Verwandte und Freunde von Haus zu Haus; da erhellte lichter Fackelglanz die langen, tiefen Nächte, Waffenspiele füllten die kurzen Tagesstunden aus, die Abende aber wurden bei den schäumenden Bier- und Methörnern bald mit Erzählungen und Gesängen von den Heldenthaten der Väter, bald auch mit dem leidigen Würfelspiele verbracht, das so viel Zank und Streit unter deutschen Männern verursachte.

Diese festlichen Gelage zogen sich oft monatelang über die strengste Winterzeit hinaus, bis die steigende Sonne mildere Tage brachte und mit Beginn des Hornungs die Schneelast in den Wäldern minderte, die um die Zeit der kürzesten Tage der herbstlichen Jagdfreude Einhalt that. Da kam denn die Zeit der Jagd wieder heran. Dem starken Bären, dem wilden Auerstier, dem reißenden Wolf wurde nachgestellt, bis zur fröhlichen Frühlingszeit die Weide für die Herde ergrünte und der Pflug aus dem Stadel ans Tageslicht geschoben wurde, um das Ackerland für die Sommersaat zu bestellen. Der gemeine Freie — Friling genannt — hatte jetzt vollauf zu thun, und erst nach der Schafschur kamen einige freie Wochen für ihn, bis aufs neue die Heu- und Kornernte seinen Fleiß in Anspruch nahm.

Der Edeling, welcher leibeigene Knechte und halbfreie Liten unter sich hatte, pflügte, säete und erntete nicht selbst, aber es wachte doch sein Auge über der Arbeit der Knechte, darum wurden in der Saatzeit sowohl Jagd als Gelage eingestellt.

Der reiche Ettichо aber, Emikos Vater, war ein gar guter Hauswirt, der auf Vermehrung seiner Herden hielt und zur Erntezeit die eingebrachten Garben selbst überzählte. Er überließ nicht, wie manch sorgloser Edeling, die Aufsicht über die Knechte zur wichtigen Saatzeit den Frauen. Darum durfte der Sohn wohl überrascht sein, da er Fackelglanz sah und den Männergesang beim Gelage vernahm.

Als er den Hofraum durchschritt und der Hausschwelle sich nahte, verstummte der Gesang, und er vernahm die Stimme eines einzelnen Mannes. Rasch trat er ins Haus, um nichts von dessen Worten zu verlieren.

Der Haupteingang des Hauses führte in einen Raum, fast ebenso eingerichtet, doch nur halb so groß wie die Halle im Fürstenhause, darum Saal genannt. Kienfackeln, aus dem harzreichen Holze alter Föhren geschnitzt, verbreiteten festliche Helle und einen harzigen Waldgeruch. An den Hirsch- und Elengeweihen hingen den Wänden entlang die Waffen und Mäntel der Gäste. Die Trinkhörner aber und die schön bemalten thönernen Krüge, die sonst das Wandbrett rings um den Herd zierten, waren herabgenommen und standen auf dem Tische, gefüllt mit schäumendem Bier und stark gegorenem Met.

Männer und Jünglinge reihten sich um den runden Eichentisch, alle hochgewachsen, mit gewaltigen Schultern, hochgewölbter, breiter Brust. Hellblond wallte dem einen, rötlich dem andern das Haar auf den Nacken nieder; die Augen, deren Funkeln den Römern so fürchterlich erschien, leuchteten bei einigen im tiefen Blau des Sonnenhimmels, bei andern erinnerte es an das Blitzen des Stahls, bei einzelnen auch an das schillernde Grün der Meeresflut. Die meisten trugen ein kurzes Linnengewand, von geschickter Frauenhand mit einheimischen Kräutern rot oder blau gefärbt. Einige hatten um die Lenden einen aus Fellen gegürteten Rock geschnitten. Nur wenige trugen eine vollständige römische Tunika aus feinem, weißem Gewebe, das römische Händler nach Germanien brachten.

Sie alle überragte der Mann am obern Tafelende, der jetzt zu sprechen begonnen hatte. Um seine riesigen Glieder schmiegte sich die weiche römische Tunika; doch ein Wolfsfell oder ein starkes, hochrot gefärbtes Linnengewand hätte diese mächtige Gestalt viel besser gekleidet. Emiko kannte den hochragenden Mann gar wohl, es war Fürst Segestes, der Freund der Römer, der unversöhnliche Feind Herzog Hermanns, obwohl dieser seiner einzigen Tochter Gemahl war.

Niemand hatte Emikos Eintritt bemerkt, denn aller Aufmerksamkeit war auf

die Rede des Fürsten Segestes gerichtet. Bescheiden, wie er als Jüngling Männern gegenüber gewöhnt war, stand Emiko nun im Halbdunkel des Eingangs stille, um nicht durch sein Vortreten eine Störung zu verursachen.

„Cherusker," fuhr Fürst Segestes in der begonnenen Rede fort, „ihr wißt, daß Hermann wider meinen Willen, meine Abwesenheit nützend, meine Tochter aus meinem Hause nach dem seinen entführt und zu seinem Weibe gemacht hat. Seid nicht ihr Stammgenossen alle beleidigt in mir?"

Verschiedene Stimmen waren beistimmend vernehmbar. Endlich aber rief einer der Männer mit lauter Rede: „Deine Tochter ist vor Jahren im Beisein all deiner Sippen Hermann, dem Sohne Siegmars, verlobt worden. Warum hast du deinen Sinn geändert und ihm die Braut versagt?"

Des Segestes Miene verfinsterte sich. Aus seinen Augen, grau wie finstere Gewitterwolken, funkelten Blitze. „Habe ich ihm Thusnelda einst verlobt," sprach er, „so stand es bei mir, wann ich sie ihm als Hausgemahl geben wollte. — Oder soll künftig als Sitte und Recht bei den Cheruskern gelten, daß der Bräutigam die Braut ohne Wissen des Vaters heimführe?"

Abermals gaben unwillige Stimmen die Beistimmung der Mehrzahl zu des Segestes Worten zu erkennen. Aber wieder wandte der kühne Sprecher von vorhin ein: „Man sagt, Segestes, du habest deine Tochter mit einem Römer jenseits des Rheines vermählen wollen. Ist dem so, wer will es Hermann verargen, daß er Thusnelda in sein Haus in Sicherheit führte?"

Wie flimmerten bei diesem Einwurf des Segestes Augen! Wie verzerrten sich seine Züge in Wut und Ärger! „Wahrlich," begann er nach einer Pause mit höhnender Stimme, „das hatte ich nicht erwartet, unter meinen Verwandten und Freunden so viele Anhänger von Siegmars stolzem Sohne zu finden. Ob er mich beleidigt, — nun ja, das kann euch gleichgültig sein, aber ihr alle — habt ihr darum die Römer aus Germanien vertrieben, um euch gehorsam unter das Joch dessen zu beugen, der doch nur euresgleichen ist?"

Wild fuhren alle auf. „Was sagst du?" rief es rings im Kreise. — „Wir wären Hermanns Unterworfene? — das lügst du, Segestes!" So brauste Ruf um Ruf rings um die Tafel.

Doch Segestes behielt seine höhnende Ruhe. „Ha, ha!" rief er, „wie ihr euch ereifert ob dem Worte, und wehret euch doch nicht der That! Wer hat die drei Legionen vernichtet? War's etwa Hermann mit der kleinen Schar, die er um sich hält, die zu ihm geschworen hat in jeder Fehde und Not? Kaum eine Kohorte würden sie geschlagen haben. Nein, ihr alle waret es, das ganze Volk der Cherusker, vereint mit den Chatten, mit den Marsen, mit den Brukterern! Euer aller ist der Sieg und der Ruhm."

„Ja, er ist unser — wer wollte ihn uns wehren?“ hallte es vielstimmig durch das fackelnerhellte Gemach.

„Wer ihn euch wehrt?“ fuhr Segestes fort. „Wird nicht in allen Gesängen der Frilinge am Sonnenwendfeste Fürst Hermann als Befreier gepriesen? Hängen sie nicht alle an ihm, jenseits und diesseits der Lippe, als wäre er gar Wodans Sohn? — Stützen sie sich nicht auf ihn, um uns zu mißachten? — Hermann führt uns zum Krieg, heißt es, Hermann ist unser Herzog. Er, der Eine, gilt als aller Hort, wir andern gelten nichts neben ihm.“

Segestes hielt inne; im Kreise schwiegen Alte und Junge. Nur zu wohl hatten seine Worte getroffen. Die stolzen Edelinge empfanden es mit Unwillen, daß einer ihresgleichen sich über sie alle erhoben hatte.

„Haben wir darum,“ höhnte Segestes weiter, „die römischen Legionen erschlagen, darum Väter, Brüder, Söhne auf dem Schlachtfelde geopfert, darum selbst Wunden empfangen, damit Siegmars Sohn als Herr über uns herrsche?“

Brausender Lärm ertönte jetzt im Saale. „Wir sind freie Cherusker, wir erkennen keinen Herrn über uns, nicht einen Deutschen, nicht den Cäsar zu Rom!“

„Nein,“ antwortete Segestes, in beißendem Hohne fortfahrend, „ihr beugtet euch nicht vor dem Throne des Cäsars, der über den Erdkreis gebietet, aber bald wird euch Hermann demütig als seine Untergebenen vor seinem Königsthron versammeln, und ihr werdet folgen!“

Der Lärm schwoll an. „Das lügst du, Segestes! — Niemand, auch Hermann nicht, dulden wir als König über uns! — — Beweise uns, Segestes, daß Hermann Verrat spinnt wider unsere Freiheit!“ So schallten wirre Stimmen durcheinander.

Doch abermals übertönte des Segestes Stimme sie alle. „Ihr wollt Hermann nicht als Herrscher dulden? Thoren! Wer seid ihr neben ihm? In Rom selbst, wer nennt einen anderen Namen als den Hermanns? Er allein, nicht ihr, nicht eure Tapferkeit, euer Todesmut haben, so meinen sie dort, die Legionen überwunden. Warum soll er nun nicht über euch herrschen, wie Marabod über die Markomannen im Böheimer Lande? wie der Cäsar zu Rom über die Römer?“

Gleich Öl, auf die lodernde Flamme gegossen, wirkten Segestes' Worte. Auch die mutigen Stimmen, die anfangs Hermann verteidigt hatten, verstummten jetzt. Keinen Widerspruch fand Segestes, als er die Versammelten aufforderte, zum Schutze ihrer alten Freiheit sich mit ihm wider Hermann zu verbünden.

Emiko stand hochatmend noch im Schatten des Eingangs. Nur die ihm von Kindheit an eingeprägte Ehrfurcht vor älteren Männern hatte ihn abgehalten, dem Fürsten Segestes ins Wort zu fallen und ihn Lügen zu strafen; denn das wußte der Jüngling, daß Hermann, der Retter der Freiheit, nicht darauf ausgehe, sein Volk zu knechten.

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter und eine vertraute Stimme flüsterte ihm zu: „Komm hinweg von hier, Emiko, schnell, ehe die Männer dich erschauen!“

Es war sein Freund Sigismund, des Segestes einziger Sohn. Auf dem Siegesfelde im Teutoburger Walde hatten beide Jünglinge sich Freundschaft geschworen.

Überrascht, doch nicht widerstrebend folgte Emiko dem Fürstensohne durch die nur angelehnte Thüre in den nächtlichen Hofraum.

„Was soll dies, Sigismund?“ fragte jetzt Emiko verwundert. Doch der Fürstensohn bedeutete ihm abermals Schweigen und zog ihn unter die Fensterluken, wo sie jedes innen gesprochene Wort deutlich hören konnten. Da vernahm Emiko, wie auf Segestes' Aufforderung Männer und Jünglinge sich durch teuren Schwur verbanden, ihre Freiheit und Selbständigkeit zu wahren gegen Hermann, Sigmars Sohn.

„Hörst du sie?“ flüsterte Sigismund; „sie schwören, Hermann zu stürzen, doch ich fürchte, sie bringen damit Verderben über sich selbst und über Hermann. Ich sah dich eintreten, Emiko, du sollst nicht mit ihnen schwören, darum habe ich dich aus dem Saale hinweggenommen.“

„Ich hätte nicht mitgeschworen, Sigismund, ich liebe Hermann und halte zu ihm so im Leben wie im Tode,“ antwortete Emiko kecken Mutes.

„Im Leben wie im Tode,“ wiederholte Sigismund, tief aufatmend. „Auch ich liebe Hermann, aber unversöhnlich haßt ihn mein Vater. — Doch der Schwur ist geleistet, komme zurück in den Saal!“ Damit öffnete er die Thüre, und sie traten vor in den fackelnerhellten Männerkreis. Der rote Feuerschein fiel auf Emikos Gesicht. Als die zunächstsitzenden Jünglinge seinen Eintritt wahrnahmen, sprangen sie auf, ihn zu bewillkommnen, er aber schritt vor, um zuerst den Vater und die älteren Gäste zu begrüßen.

Ettichо war erfreut, den Sohn wiederzusehen, über dessen Aufenthalt er nur einmal Nachricht erhalten hatte durch einen von Hermanns Knechten, der als Bote abgesandt worden war. Auch die jugendlichen Freunde drängten sich jetzt grüßend um den Jüngling und bestürmten ihn mit Fragen nach seinem Jagdabenteuer. Eine peinliche Stille aber verbreitete sich im Saale, als er von seinem Aufenthalt in Herzog Hermanns gastlichem Hause erzählte. Feindliche Blicke trafen ihn, und auf und ab am Tische fielen, zwischen den Zähnen gemurmelt, herausfordernde Worte.

Emiko besaß nicht die Selbstbeherrschung seines Freundes Sigismund, der jetzt anscheinend munter unter den Altersgenossen scherzte und an den Ankömmling Fragen stellte, als ob er ihn eben erst gewahr werde. Sigismund war unter den Römern aufgewachsen und hatte die römische Kunst der Verstellung sich zu eigen gemacht.

Wild loderte in Emiko der gerechte Zorn wider die falschen Anklagen auf, die er gegen Herzog Hermann, den Befreier und Schirmer der deutschen Lande, gerichtet sah. Es würde am friedlichen Herdfeuer zum offenen Streit gekommen sein, wenn nicht Fürst Segestes sich rasch erhoben hätte mit dem Rufe: „Die Nacht rückt vor, und mein Weg ist weit. Habe Dank, Ettichо, und kehre bald in Segestes' Burg ein, mir jederzeit ein willkommener Gast!"

Da warfen auch die andern Gäste die Mäntel um und nahmen die Waffen zur Hand. Vergebens drang Ettichо in sie, die Nacht unter seinem Dache zuzubringen. Jeder schützte besondern Grund vor, um heimzukehren, und den meisten war's auch in Wirklichkeit um die häusliche Aufsicht während der Saatzeit zu thun.

Bald standen sich Emiko und sein Vater allein im weiten Saale gegenüber. In Ettichos Ohr klangen noch die Abschiedsworte des Fürsten Segestes nach: „Dein Sohn ist von Hermanns gleißender Rede bestrickt. Wohl mußt du über ihn wachen, soll er nicht dir und deinem Hause untreu werden!"

Im Herzen des Sohnes dagegen brannte der Ingrimm gegen die Feinde Hermanns und des Vaterlandes, und der Schmerz, daß sein Vater solche Männer zu festlichem Gelage im Hause versammelt hatte. Doch ehe noch der innere Zwiespalt beider in Worten sich kundgab, trat die alte Ahne Weluda, Ettichos Mutter, die ihm den verwitweten Haushalt führte, in milder Weise zwischen sie. Sie mahnte den Hausvater an die Aussaat, die bei Tagesanbruch von den Knechten begonnen werden müsse, den Enkel an den weiten Weg, den er zurückgelegt habe, und so vermochte sie, daß beide ohne Streit, freilich der Vater in zürnendem Schweigen, mit stummem Vorwurfe der Sohn, ihre Lagerstätte aufsuchten.

---

## 3.

## In Kerkerhaft.

In Hermanns heißer Seele war
Längst ein größerer Gedanke. —
Um Mitternacht, bei dem Opfer Thios und dem Kriegsgesang,
Bildet' er sich in ihr und schwang sich entgegen der That,
Auch dacht' er ihn, wenn er tanzen ließ bei dem Mahl
Unter den Lanzen die Jünglinge
Und umher um den kühnen Tanz
Blutringe warf, den Knaben ein Spiel.

Gau um Gau durchritt Herzog Hermann mit seinem kleinen Gefolge, die streitbaren Mannen zur Kampfbereitschaft wider die römischen Eroberer aufzufordern. Er besuchte auch die angrenzenden Lande der Brukterer und der Chatten, der Marsen, der Amsivarier und Usipeten.

Dreimal vollendete der Mond seinen Lauf, bis er die Heimkehr antrat. Während der waldige Pfad ihn wieder in die heimischen cheruskischen Gaue führte, eilte sein Geist voraus über Berge und Thäler nach dem einfachen Fürstenhof, um den rings die Herden weideten. Er sah die junge Gattin, wie sie die Wände der Halle mit Eichenlaub schmückte, den Boden mit weichen Tannenschößlingen bestreute, wie sie bald nach dem Herde schaute, wo beim flackernden Feuer von wohlriechendem Wachholder- und Brombeergesträuch die Hirsch- und Rinderkeule, das zarte Ferkel und die junge Gans am Spieße brieten, bald auf dem blank geglätteten Eichentische die schön bemalten thönernen Teller und die silbergefaßten Trinkhörner aufstellte.

Ungeduldig trieb er sein Roß an, um bald vor Augen zu haben, was er jetzt nur mit ahnender Seele erschaute.

Von dem schlichten Bilde aber, bei dem er mit so herzlichem Wohlbehagen verweilte, führte die Erinnerung seinen Geist ab in weite Ferne, in das stolze, sonnbeglänzte Rom, wo er als Jüngling geweilt, wo er die Pracht der Marmortempel und Paläste unter dem ewig blauen Himmel geschaut hatte. Anfangs waren dort seine Augen geblendet von der Schönheit und Herrlichkeit, die in verschwenderischer Fülle ausgebreitet war, und ihm deuchten die Römer wie Götter der Erde. Aber bald schaute er tiefer und wurde die Verderbnis der in schmähliche Laster versunkenen Römer gewahr, er wandte sich mit Grauen und Abscheu von der sinnberückenden Schönheit jener stolzen Stadt ab und kehrte zurück zu den schattenden Wäldern, den schlichten hölzernen Häusern der rauhen deutschen Heimat. Von diesem Grauen und Abscheu erfüllt, rief er die deutschen Völker zur Einigkeit auf und entflammte sie zur Vertreibung der Römer und ihrer Laster aus dem Lande der Söhne Teuts.

Tief in diese Erinnerungen versunken, ward Herzog Hermann durch das plötzliche Nahen eines auf schweißtriefendem Rosse galoppierenden Reiters geweckt.

„Herzog Hermann!“ rief dieser ihm entgegen.

„Du, Emiko? Wie kommst du hierher?“ gab Hermann, sich umwendend, überrascht zurück.

„Fliehe, Herzog Hermann! Jage dahin, so rasch dein Roß es vermag! Hinter dir eilen deine Feinde daher!“ stieß der Jüngling atemlos hervor.

„Die Feinde hinter mir? Sind die Römer so schnell über den Rhein gesetzt?“ rief Hermann aus, mit plötzlichem Rucke sein Roß nach dem Ankömmling zurückwendend.

„Nicht die Römer drohen dir, Hermann,“ lautete Emikos Antwort. „Segestes, deines Weibes Vater, hat die Cherusker im untern Lande wider dich aufgehetzt. Sie ziehen heran, um dich auf dem Wege zu überfallen. Sigismund selbst, des Segestes

Sohn, läßt dich durch mich warnen, o Herzog, denn den Römern will Segestes dich ausliefern."

Hermann aber stand still. „Ich sollte flüchten?" fragte er mit blitzendem Auge; „flüchten vor den Söhnen des Cheruskerlandes? — Daß Segestes unversöhnlich zürnt, weiß ich — aber welche Ursache hätte sonst noch ein Mann im cheruskischen Lande, mich zu hassen?"

Noch stand er so mit flammensprühendem Blicke, um ihn die in seinem Gefolge befindlichen Jünglinge, bestürzt die einen, neugierig die andern. Noch einmal wollte Emiko mit Bitten in den Herzog dringen, als aus geringer Ferne Rossegetrabe erdröhnte.

„Sie kommen heran" — rief Emiko aus; „zu spät habe ich von dem Anschlag vernommen — noch kann dein rasches Roß dich retten!"

Hermann antwortete nicht mehr, er kehrte sein Roß den Nahenden entgegen; hinter ihm scharte sich sein Gefolge, ruhig den Überfall erwartend. Jetzt stürmten sie aus dem Walde hervor, und ein Schauer von Wurfspeeren fiel auf Hermann und seine Jünglinge nieder. Zwei derselben stürzten, todwund getroffen.

Da fuhr auch er aus seiner Heldenruhe empor; er spornte sein Roß und stand mit raschem Sprunge Auge in Auge vor den Angreifern, indem er seinem Gefolge, das die Speere schwang, zuwinkte, Ruhe zu halten. „Seid ihr Cherusker?" rief er ihnen entgegen, „oder seid ihr entartete Söldlinge der Römer, die wir einst in diesen Wäldern bezwangen? Habt ihr eine Klage wider mich, warum gebt ihr sie nicht kund in der Volksgemeinde? Ist es deutsche Art, einen Mann, euren Herzog im friedlichen Walde hinterrücks zu überfallen?"

Seine Worte blieben nicht ohne Eindruck auf die Cherusker. Kein Speer flog durch die Luft. Doch Segestes warf höhnend dazwischen: „Das ist die Weise, die du selbst uns gelehrt hast! So hast du den Varus im Walde überfallen, der dir alle zu Rom gebräuchliche Ehre erwiesen hatte."

Rascher und näher drängte sich die Schar heran, aber noch zögerten sie mit neuem Angriff.

„Cherusker," nahm Hermann wieder das Wort, „klagt ihr mich deshalb an, daß ich mit euch wider die Römer gekämpft? Mich haben sie zum römischen Ritter erhoben, mich geehrt und mir geschmeichelt, aber euch haben sie geknechtet und bedrückt, euer und mein Land vergiftet mit ihren Lastern, darum habe ich euch zum Kampfe wider sie geführt. Damals nanntet ihr mich Erretter und Herzog — bin ich nun heute euer Feind?"

„Du bist es!" rief Ettichо aus, dem Segestes einige Worte zuflüsterte; „der Feind unserer Freiheit bist du. Du hast uns wider die Römer geführt, um dich selbst als König über uns zu erheben."

Und einstimmend in Ettichos Rede tönte hundertfacher Ruf: „Nieder mit Hermann! Nicht um ihn zu erhöhen, haben wir Väter und Brüder und Söhne dem Römerschwert geopfert im Teutoburger Walde."

In wilder Raserei drang jetzt die neu entflammte Schar auf Hermann und seine Jünglinge ein. Er hob den Schild, aber er zögerte, den Speer gegen seine Volksgenossen zu werfen und brauchte das Schwert nur zu seiner Verteidigung. Da traf ein Schwerthieb seinen Arm, der den Schild hob. Schon zuvor umringt, ward er nun vom Rosse gerissen und in die Mitte der feindlichen Schar genommen.

Rechts und links sanken die Jünglinge seines Gefolges nieder. Unter den letzten kämpfte Emiko wie ein wütender junger Auerstier gegen die eigenen Verwandten, bis er sich plötzlich seinem Vater Ettícho gegenübersah, der bisher gegen Hermann gestritten hatte, jetzt aber umschwenkte und unvermutet mit geschwungenem Schwerte vor dem eigenen Sohne stand. Ein jäher Schrecken überflog seine harten Züge, als er Emiko erkannte, den er arglos auf der Jagd glaubte, da er den Anschlag sorgfältig vor ihm verborgen gehalten hatte. Doch über das väterliche Gefühl siegte der wilde Zorn und er rief: „Hinter dem Rücken deines Vaters machst du den Verräter?"

„Vater, dich selbst wird einst die Reue ereilen über die That dieses Tages!" antwortete Emiko und warf schauernd Schwert und Speer von sich, um eher wehrlos zu sterben, als das Schwert gegen den Vater zu erheben.

„Bindet den Thoren, er soll Ketten und Gefangenschaft mit seinem Herzog Hermann teilen, an den er seine Freiheit schon verkauft hat!" rief Segestes seinen Begleitern höhnend zu.

Mit finsterem Groll sah Ettícho zu, wie seinem Sohne die Arme mit Stricken auf dem Rücken festgebunden wurden, worauf einer der Sieger die Zügel seines Rosses zur Hand nahm; dann jagte die Schar, die beiden Gefangenen in die Mitte nehmend, hinweg nach der Burg des Segestes.

Nicht wie Hermanns fürstliche Behausung nach deutscher Art schlicht aus Holz erbaut, war des Segestes stolze Fürstenwohnung. Nach dem Muster der römischen Standlager hatte er sich eine Burg aus Stein aufgeführt und sie mit Wall und Graben umzogen.

Im festesten Turm derselben wurde Hermann gefangen gehalten. Emiko durfte seinen Kerker nicht teilen; ihn nahm ein zweites Gefängnis in demselben Turm auf. Über sich hörte er die Tritte Hermanns, dessen Los ihn jetzt mehr beschäftigte als sein eigenes. Was mußte er jetzt erdulden, der herrliche Held, dem das weite Rom zu enge gewesen war, der von jenen stolzen Palästen heimkehrte nach den freien heimischen Wäldern — wenn er sich von den engen Mauern

umfangen sah, in deren schmale Fensterritzen weder Sonnen- noch Mondstrahl, sondern nur mattes Dämmerlicht fiel! Sonst rastlos thätig, bald hier bald dort, um als Herzog aller befreiten deutschen Völker die Wehrmannschaften zur Bereitschaft, zur unabläßigen Wachsamkeit zu mahnen, mußte er nun in qualvoller Unthätigkeit die langsam hinschleichenden Tage und Stunden verbringen, während er wußte, daß der Erbfeind am Rheine sich rüstete, während er mit ahnendem Blicke einen neuen Einfall desselben in den deutschen Gauen voraussah! Diese Seelenqual, die Hermann dulden mußte, empfand der Jüngling in selbstvergessener Hingebung tiefer, als seine eigene Gefangenschaft.

Was sollte die Zukunft bringen? was stand noch ferner bevor? Hatte Sigismund nicht die Befürchtung ausgesprochen, sein Vater werde Hermann als Gefangenen nach Rom ausliefern? — Hermann, der Bezwinger der Legionen, der Befreier des deutschen Landes, sollte als Sklave zu den Römern gesandt werden? Er sollte zur Schau des römischen Pöbels in Ketten vor dem Triumphwagen des Cäsar Germanikus einhergehen?

Wie ein verwundeter Löwe sprang Emiko bei diesem Gedanken auf und durchirrte mit raschen Schritten den kleinen Raum seines Gefängnisses. „Was liegt daran, ob ich in Ketten geschmiedet nach Rom ausgeliefert werde?“ rief er aus; „nur Hermann befreie, großer Wodan!“

Ward ihm die Kerkernacht zu dunkel, so stellte er sich jene drei Tage im Teutoburger Walde lebendig vor die Seele, wo Hermann mit seinen halbnackten Deutschen den erzbewehrten Römern gegenüberstand. Dort hatte Emiko zum erstenmal gegen den Feind gestritten; dort durfte er seine volle Jugendkraft einsetzen, auf raschem Rosse über Höhen und Thäler jagend, um Hermanns Anordnungen den Wehrmannschaften der verschiedenen verbündeten deutschen Stämme zu überbringen.

Wie schwer ward's dem Jüngling, jetzt stille zu liegen im finstern Turme, und dennoch der göttlichen Macht zu vertrauen, daß sie die Söhne Teuts nicht in ihrer vollen Jugendkraft werde untergehen lassen in der Knechtschaft der entarteten Römer!

Zweimal des Tages trat ein Mann in den Turm, um den Gefangenen mit Speise zu versorgen. Es war ein kriegsgefangener Römer, der in der Teutoburger Schlacht Segestes zur Beute geworden war.

Crispus, einst Centurio einer Kohorte, empfand es als tiefeinschneidende Schmach, in der Knechtschaft eines jener Germanen leben zu müssen, die er in römischem Hochmut tief unter sich glaubte. Seinem Herrn, Segestes, der ihn als Römer mit großer Rücksicht behandelte, vergalt er diese Schonung mit Verachtung. Gegen Hermann aber und alle, die ihm anhingen, hegte er glühenden Haß. Daß er ihn, den Besieger der Legionen Roms, als Gefangenen unter der Hut halten

durfte, erfüllte des Römers erbittertes Herz mit tiefer, rachsüchtiger Freude. Mit argwöhnischem Scharfblick wachte er darüber, daß den Eingekerkerten auch nicht die kleinste Kunde von außen zukam, die ihnen Hoffnung auf Befreiung erwecken könnte. Vielmehr suchte er sie durch hingeworfene Winke über die Auslieferung nach Rom zu peinigen.

Eines Tages erschien er zu ungewohnter Stunde mit funkelnden Augen. „Auf, Emiko!“ rief er diesem höhnend entgegen. „Cäsar Germanikus ist mit vier Legionen im Marsenlande eingefallen. Nach Hermann rufen die Deutschen. Er soll sie führen wider den Cäsar!“

Mit stolzem Schweigen, als höre er sie nicht, hatte der Jüngling sonst die Reden des Römers aufgenommen; bei dieser Nachricht aber verließ ihn seine Selbstbeherrschung. „Germanikus ist in Deutschland?“ rief er aus. „Zieht Segestes wider ihn an der Spitze der Völker?“ Emiko wußte ja, daß in der Eifersucht auf Hermanns hervorragende Stellung als Herzog aller deutschen Stämme des Segestes unversöhnlicher Haß wurzelte. Noch gewisser war er, daß sein Vater Ettícho und mit ihm die meisten Edelinge zwar Hermann um seinen Ruhm und seinen Einfluß beneideten, aber deshalb doch eins mit ihm waren in der Liebe zur Freiheit und zum Lande der Väter.

Nun hinderte den Segestes nichts, die Wehrmannschaften selbst in den Kampf und zum Siege zu führen und sich an Ruhm mit Hermann zu messen. Hätte er es gethan, Hermann, des war der Jüngling gewiß, würde ihm ob der eigenen Gefangenschaft nicht grollen, dem gemeinsamen Vaterlande zuliebe.

Lange wartete Crispus, ehe er Emiko antwortete. Sein Blick weidete sich an der Seelenqual, die sich jetzt in den Mienen des jungen Germanen verriet.

„So sprich, Crispus!“ rief dieser endlich keuchend aus, indem seine nervige Hand den Römer faßte und schüttelte; „stellt sich Segestes an die Spitze der Wehrmannschaften?“

„Segestes?“ antwortete Crispus höhnisch; „er unterhandelt mit dem Cäsar Germanikus, um sich Verzeihung zu erbitten für sein Verhalten in der Teutoburger Schlacht. Gezwungen hat er damals die Cherusker aus dem untern Lande zum Kampfe geführt. Jetzt bietet er dem Cäsar Sühne dafür dar. Haben ihm doch die Götter denjenigen in die Hand gegeben, der allein die Rache Cäsars zufriedenstellen kann, wenn er ihn im Triumphe aufführen wird beim Einzug in die siegreiche Roma.“ Mit boshaftem Lächeln, das deutlich erkennen ließ, daß es sich um die Auslieferung Hermanns an die Römer handle, verließ der Römer den Turm, indem er geräuschvoll die vielen Eisenriegel an der Thüre vorschob.

Emiko war allein. Draußen im deutschen Walde brach das Abenddunkel ein, hier aber im festvermauerten Turme war's schon dunkle Nacht. Doch den

Gefangenen suchte kein Schlaf heim. Mit rastlosen Schritten durchmaß er den kurzen Raum seines Kerkers. Flammende Ungeduld loderte in ihm auf. Er hätte die Mauern brechen und hervorstürzen mögen, um seinen Herzog zu befreien und mit ihm dem von den Römern bedrängten marsischen Bruderstamme zu Hilfe zu eilen — doch er mußte still halten, ummauert vom fühllosen Steine!

Vergebens suchte er in den folgenden Tagen weitere Nachrichten von Crispus zu erlangen. Der Römer beobachtete von da an wieder finsteres, höhnisches Schweigen. Verzehrende Seelenqual fühlte der Jüngling; von Stunde zu Stunde lauschte er, ob er den Schlachtruf und die hellklingende Tuba der Römer vernehme — wilde Träume peinigten seine Nächte, er sah sich, sah seinen Herzog mit Ketten belastet in der Römer Händen.

Crispus hatte ihn nicht betrogen. Um die empörten Legionen zu beschäftigen und ihre Blutgier zu kühlen, hatte Cäsar Germanikus, der Enkel des Augustus, neuen Krieg gegen Deutschland begonnen. Er hatte die Marsen beim Götterfeste überfallen, die festmüden Wehrlosen, Weiber, Kinder und Männer, dahingewürgt.

Von entronnenen Flüchtlingen um Hilfe gerufen, waren die benachbarten Stämme vom Rhein bis zur Weser und Elbe wie Ein Mann aufgestanden. Nur die sonst allezeit streitbaren Cherusker kämpften nicht mit, weil Hermann fehlte und der innere Streit sie entzweite. War darum den vereinten Wehrmannschaften auch voller Sieg nicht gelungen, so zwangen sie doch die Römer zu eiligem Rückzug unter großen Verlusten.

Als sie aber die Römer verjagt hatten vom Boden des Vaterlandes, riefen die Wehrmannschaften nach Hermann, dem Herzog, und vereinigt zogen sie gegen das Lippeufer heran, um ihn der Gefangenschaft zu entreißen.

Während die Befreier nahten, lag Emiko, dem der Römer jede weitere Nachricht verweigert hatte, erkrankt. Er war gewöhnt, frei durch den Wald und über die Heide zu schweifen, war abgehärtet gegen jede Anstrengung, aber nicht gegen verzehrenden Gram. Unberührt blieben seit mehreren Tagen die Speisen, die ihm Crispus brachte, nur den Bierkrug leerte er in brennendem Fieberdurste.

Da weckte ihn eines Tages aus dumpfer Betäubung der gellende Ruf Hunderter von Stimmen: „Hermann, Herzog, auf zum Streite!“

Der Jüngling sprang auf und lauschte. Er hörte Schilder- und Speergetöse, darauf ertönte ein prasselnder Steinregen, der gegen die Ringmauer anschlug.

Nun wußte Emiko, daß die Wehrmannschaft vor der Burg versammelt stand, um ihren Herzog zu befreien. Verschwunden waren nun Fieber und Krankheitsgefühl bei dem Jüngling. Auch als die Nacht den Kampf endete, blieb er wachend, lauschte dem fernen Stimmengetöse und beobachtete den roten Flammenschein, der von den ringsum lodernden Wachtfeuern durch die schmale Mauerspalte in sein Gefängnis fiel.

Noch tagte der Morgen nicht, als sich knarrend die Thüre öffnete. Emiko vermutete, daß Crispus, der ihn den ganzen Tag ohne Speise und Trank gelassen hatte, noch verspätet komme, um seine Versäumnis nachzuholen. Um den Römer nicht zu sehen, wandte er sich ab. Doch er hörte sich von bekannter Stimme bei seinem Namen nennen. Rasch blickte er auf und erkannte beim schwachen Lichte des Kienspans, den der Eintretende trug, Sigismund, seinen Freund. Verstört waren die Züge des Fürstensohnes, unstät blickte sein Auge.

„Sigismund!“ rief Emiko aus. „Du kommst endlich zu mir? Spät erst beweisest du mir Freundestreue.“

„Kannst du zweifeln, daß ich längst gekommen wäre, wenn nicht mein Vater und Crispus, dem er deine Hut anvertraut, unerbittlich gewesen wären?“ verteidigte sich Sigismund, der den Vorwurf in den Worten des Freundes wohl fühlte.

„Ließen sie sich heute erbitten? kommst du mit ihrem Wissen und Willen zu mir?“ fragte Emiko. „Doch,“ unterbrach er sich rasch, „sage mir vor allem, lebt Hermann? wie hat er die Gefangenschaft ertragen? ist er befreit?“

Sigismunds Mienen verdüsterten sich. „Hermann ist von seinen Wunden genesen. Mein Vater zürnt ihm unversöhnlich — dennoch wird er noch heute frei werden,“ versetzte er mit hastiger Stimme.

„Die Wehrmannschaft ist herbeigezogen, den Herzog zu befreien!“ rief Emiko jubelnd aus. „Ich habe sie gehört, Sigismund, und bin beim Klange der Speere genesen von dem Siechtum, an dem ich erkrankt war und zu sterben wünschte.“

„Sie ziehen wider meinen Vater,“ sprach Sigismund; „kann ich deine Freude teilen? Morgen wird Hermann befreit sein — doch, wie wird morgen es um meinen Vater stehen?“

„Fürst Segestes möge Hermann freigeben, so wird der Herzog die Wehrmannschaft hinwegführen, ohne ihm ein Leides zu thun,“ versetzte Emiko mit finsterer Stirne.

„Nimmer giebt mein Vater Hermann freiwillig heraus, eher läßt er's ankommen auf blutigen Strauß!“ antwortete Sigismund. „Du bist im gleichen Falle, wie ich, Emiko. Dein Vater ist mit dem meinen gegen Hermann verbündet.“

„Was hast du mir vom Fürsten Segestes zu bringen und zu sagen?“ fragte Emiko mit erwachendem Argwohn.

„Entsage, wie ich, dem Bündnis mit Hermann!“ fuhr Sigismund feuriger fort, „dann sollst du auf dein Wort noch in dieser Stunde frei sein. — Willst du nicht, so bist du von deinem Vater verstoßen und enterbt. Was ist dir Hermann, daß er dir mehr gelten könnte, als Vater und Freund?“

Wild blitzten Emikos Augen. „Das fragst du mich, der du mit mir unter Hermann gekämpft hast im Teutoburger Walde?“ rief er aus. „Hermann hat

das Land meiner Väter befreit, ohne ihn wäre mein Vater, wärest du mit mir noch in den sklavischen Banden der Römer. Ehe ich ihm die Treue breche, will ich dem Leben entsagen."

„Wie du wild aufbrausest, Emiko!" sprach Sigismund vorwurfsvoll. „Glaubst du, ich freue mich des Haders zwischen meinem Vater und Hermann? Aber wenn ich wählen soll zwischen beiden, kann ich dann anders, als zu meinem Vater stehen?"

„Du kannst es," versetzte Emiko mit Feuer. „Du darfst die Waffen nicht aufheben gegen deinen Vater, aber du darfst ihm sagen, daß er unrecht thue, gegen den Befreier seines Volkes zu streiten; du kannst ihm sagen, daß du lieber der Heimat und dem Erbe entsagen, als an seinem Unrecht teilhaben wolleſt."

Die Rechte aufgehoben wie zur Beschwörung, mit flammenden Augen stand Emiko bei diesen Worten vor dem Freunde, der schüchtern zurückwich. Sigismund bewunderte den kühnen Freund; eine Stimme in seinem Innern sagte ihm, daß dieser recht habe. Aber weichen Gemütes und durch frühen Umgang mit den Römern, denen ihn sein Vater schon als Knaben zu Heranbildung in römischer Sitte anvertraut hatte, der Heimat entfremdet, besaß er nicht den Mut, welcher Emiko beseelte. Er schwieg und bedeckte die Augen mit der Hand. Endlich schaute er auf mit den Worten: „Emiko, was du verlangst, vermag ich nicht zu thun. Ich liebe meinen Vater, aber ich fürchte ihn auch. Noch hat er mir nicht verziehen, daß ich einst die römische Priesterbinde von mir geworfen, daß ich in den Reihen der Volksgenossen wider des Varus Legionen gestritten habe."

„Ja, du wardst unter Römern erzogen, du liebst römische Sitten — du bist kein echter Sohn Teuts," versetzte der kühnere Freund mitleidig. „Fahre wohl, Sigismund, sage deinem Vater, daß ich mir die Freiheit nicht durch Unrecht und Untreue erkaufe, daß ich, wenn mich nicht die Speere der Wehrmannschaft befreien, als Gefangener in diesen Mauern sterben will!"

„Fahre wohl, Emiko!" rief Sigismund, ihm die Hand reichend. „Du wirst nicht hier sterben, die Wehrmannschaft wird dich befreien. — — Du wirst meiner künftig nimmer gedenken, ich aber werde dich nie vergessen — auch wenn ich in römischen Banden mein Leben schließen sollte." Er eilte aus dem Gefängnis hinweg, ehe Emiko ihm antworten konnte. Dieser hörte seinen flüchtigen Tritt auf der steinernen Treppe, hörte, wie nach ihm Crispus, der von außen Wache gestanden hatte, die Riegel der Thüre verschloß.

Schmerz und Zorn über diesen Abschied des Freundes kämpften in Emikos Seele; aber bald gewann über beide die freudige Erwartung Oberhand, was der kommende Tag bringen werde. Er durchschaute, daß Segestes seinem Sohne diesen Besuch nicht erlaubt haben würde, wenn er nicht selbst vorausgesehen hätte, daß

die Wehrmannschaften siegen werden. Sigismund selbst hatte dies nicht geleugnet. Und diese Zuversicht täuschte Emiko nicht.

Sobald der Morgen tagte, wurde der Sturm begonnen. Bald verkündete dröhnendes Getöse den Einsturz der Ringmauer. Die Stürmenden drangen durch die Breschen und von Hunderten von Stimmen schallte der Ruf: „Wo ist Hermann? wo ist der Herzog?“

Jetzt vernahm Emiko den Gegenruf von Hermanns im Schlachtruf geübter Stimme. Ein wildes Jauchzen der Stürmenden antwortete demselben. Dann wurde die Turmpforte erbrochen. Obwohl die Thüre von starkem Eichenholz und überdies durch Querbalken verrammelt war, konnte sie doch den wuchtigen Axtschlägen nicht lange widerstehen.

Bald hörte Emiko die Tritte der Stürmenden auf der Turmtreppe. Rasch wurde die Thüre zu Hermanns Kerker erbrochen, und am unermeßlich erschallenden Jubel entnahm Emiko, daß Hermann gefunden und befreit war. „Hebt ihn auf den Schild! Hermann, sei gegrüßt!“ tönte hundertstimmiger Ruf.

Erst als der Freudenlärm sich gelegt hatte, ersah Emiko den Augenblick, um durch die schmale Mauerspalte, die spärliches Tageslicht in seinen Kerker warf, um Hilfe zu rufen. Seine Stimme verhallte ungehört, und ein Schauer überrieselte ihn bei dem Gedanken, daß er im Kerker zurückgelassen werden könne. Noch einmal rief er, seine ganze Kraft aufbietend, Hermanns Namen.

Der Ruf drang zu Hermanns Ohr; er wandte sich nach dem Turme um, und nach kurzer Frist war auch Emiko befreit, den Hermann längst der Haft entlassen geglaubt hatte.

Hoch auf riesigem Schilde, wie einst am Abende des großen Sieges, trugen die Kämpfer Hermann nach ihrem Lager auf die eichenbeschattete Heide. Dort wurde im festlichen Gelage bei flackernden Feuern der Rest des Tages verbracht.

Hermann ist sein Name,
Ewig seine Wohlthat,
Hermann, der deutsche Fürst,
Germaniens Erretter.

„Treu haben wir den Bund gehalten, den wir dir zugeschworen auf dem Teutoburger Siegesfeld,“ schloß ein Brukterer aus fürstlichem Stamme den Bericht von dem Kampf mit den Römern, während der Nachtwind über die Heide strich und die flackernden Feuer die riesigen Männergestalten beleuchteten, die, aus verschiedenen Stämmen, doch alle Söhne Teuts, dem gemeinsamen Feinde gegenüber als ein Volk sich erhoben hatten, einer für alle und alle für einen. Erst als der Mond durch die Kronen der Eichen blinkte, die auf weiter, waldumsäumter Heide in zerstreuten Gruppen umherstanden, überließen sich die rings um die Wachtfeuer

gelagerten Männer der Ruhe. Herzog Hermann, dessen Nächte im dumpfen Kerker ruhelos oder von bösen Träumen gepeinigt waren, stärkte sich in erquickendem Schlummer unter freiem Himmel, umrauscht von den mächtigen Kronen der Eichen.

Am folgenden Morgen, als die aufsteigende Sonne die Schlummernden weckte, traten die Männer zu kurzer Beratung mit Hermann zusammen. Noch war Segestes' Burg in ihren Hauptgebäuden unversehrt. Sie war nicht im Sturme zu nehmen, sondern nur in ausdauernder Belagerung. Dazu aber war jetzt, da der rauhe Winter einbrach, nicht Zeit. So lautete die Meinung der Wehrmannen. Hermann stimmte ihnen bei; er war befreit und begehrte nicht, sich an dem Feinde zu rächen, dessen Haupt ihm heilig sein mußte, da er der Vater seiner Gattin war.

Sofort löste sich die Wehrmannschaft auf. So frisch und kampfmutig sie auch dem Kriegsrufe gefolgt waren, so heimatfroh kehrten sie jetzt, während der Nebel niederrieselte und der herbstliche Sturm sauste, zum traulichen Herdfeuer zurück.

Eine kleine Schar von Jünglingen aber, deren Lust der Krieg war, weil nicht Weib und Kind sie am häuslichen Herde erwarteten, sammelte sich um Hermann, ihm das Geleite zu seinem Fürstenhofe zu geben und mit ihm in steter Wachsamkeit die Grenzen des Vaterlandes vor neuen Überfällen der römischen Feinde zu behüten. Unter ihnen war Emiko, den der Vater verbannt und enterbt hatte. An ihrer Spitze zog Hermann heimatwärts nach dem kleinen Fürstenhofe, um die bang harrende Gattin durch seinen Anblick für alle überstandene Angst und Not zu trösten.

Hell loderte das Feuer in der Fürstenhalle. Die Fürstin wußte, daß die Wehrmannschaften ausgezogen waren, Hermann zu befreien. Darum bestreute Thusnelda täglich den Boden der Halle mit frischen, duftenden Fichtensprossen; sie steckte jeden Abend neue Kienfackeln an, um die Halle hell zu beleuchten zum Empfange des Hausherrn; dann setzte sie sich, umgeben von ihren Jungfrauen, die Spindel drehend, in den Raum der Halle, den sie sonst, wenn Hermann mit seinen Jünglingen tafelte, den Gesprächen und Gesängen horchend einzunehmen pflegte. Neben ihr saß schweigend, wie in Träume verloren, Siegmars Witwe.

Der Herbststurm sauste und der Regen schlug an die Wände der Halle. Die Jungfrauen sangen zum einförmigen Summen der Spindeln, und aus dem unter der Halle in die Erde gebauten Gelasse tönte das Sausen der Webstühle, an denen die Mägde arbeiteten. Plötzlich richtete Thusnelda sich auf. Darüber erwachte die fürstliche Greisin und hob lauschend das Haupt, den Jungfrauen Stillschweigen winkend. Thusnelda trat rasch zur Thüre, die sie weit öffnete; aus weiter Ferne klang Rossegetrabe. Sie winkte mit Ungestüm den Jungfrauen, die zum Herde eilten. Die einen steckten zu der Rinder- und Schafkeule ein zartes Ferkel und den mürben Ziemer des Hirsches, der gestern erlegt worden war, an den Spieß,

die andern stellten auf die Tafel alle seltenen Gefäße, Teller von künstlich geschnitztem Holz und silbergefaßte Trinkhörner bereit.

Die Huftritte schollen näher, und durch die geöffnete Thüre sah man Hermann mit seiner mutigen Jünglingsschar heranreiten. Jetzt hielt sich die Fürstin Thusnelda nicht länger, sie flog mit lautem, herzinnigem Jubel dem befreiten Gemahl entgegen, um ihn mit eigener Hand über die Schwelle in die fackelerhellte heimatliche Halle zu geleiten, wo die Arme der greisen Mutter ihn umfingen, deren blödgewordene Augen beim Anblick des wiedergefundenen Sohnes in Freudenthränen überströmten.

---

## 4.

## Schlecht habe ich dein Haus gehütet.

Neu grünt der Frühling, und der Wald treibt Sprossen;
Heilkräuter suchend zieht die Fürstin aus.
Fern im Gebirg weilt mit den Jagdgenossen
Fürst Hermann eben. — Öde steht sein Haus,
Als er zurückkehrt, denn auf heim'schem Felde
Ward überfallen und geraubt Thusnelde.

Unter friedlichem Thun verbrachte Fürst Hermann den Winter, bald am heimischen Herde, wo Jagd und Waffenspiel wechselten, bald in diesem, bald in jenem Gau, wo die Volksgemeinde tagte.

Schon brach der Blütenmond an, als eines Abends auf schweißbedecktem Roß ein Reiter der Halle sich näherte, worin Hermann mit seinen Jünglingen, von der Jagd zurückgekehrt, beim Metkruge saß. „Auf, Herzog! Im Chattenlande ist Germanikus eingefallen mit vier Legionen und vielen Tausenden von gallischen Hilfsvölkern!“ lautete sein Ruf.

Ungewöhnlich früh hatte der nahende Frühling die Sümpfe getrocknet und den Römern die Wege geebnet.

Auf sprang da der Herzog. Ihm folgten die Jünglinge. Noch in derselben Stunde jagten seine Boten nach allen Seiten durchs Cheruskerland, um die Wehrmannschaft den Chatten zur Hilfe aufzurufen. Er selbst machte sich auf, die Wehrbereiten zu sammeln und zu führen.

Doch wehe, die böse Saat, die Segestes ausgestreut hatte, schoß jetzt zum Lichte empor! — nur ein Teil der sonst so kriegsbereiten Cherusker folgte dem Rufe; die größere Zahl weigerte sich, mit Hermann auszuziehen. Von Gau zu Gau jagend bot er vergebens alle Feuerkraft seiner Rede auf, um in den verhärteten Herzen aufs neue die Bruderliebe und die aufopfernde Hingebung fürs Land der Väter zu wecken.

Abermals befand er sich eines Tages inmitten der Volksgemeinde in einer der Grenzmarken, fern von dem Gau seiner Heimat. Auf einem Felsen, den eine alte Steineiche überwölbte, stand er, dem ganzen Kreise der Männer und Jünglinge sichtbar, die rings um den Stein geschart waren. Seit Stunden redete er zu ihnen, erinnerte sie an die glorreichen Tage der Teutoburger Schlacht, an den Bruderbund, den sie dort beschworen hatten, an die Gefahr, die auch dem Cheruskerland drohte, wenn die chattischen Nachbarn von den Römern unterjocht wurden.

Doch nur Murren antwortete ihm. „Können die Chatten nicht für sich selbst sorgen? Haben sie nicht streitbare Männer genug? — Sollen wir um der Chatten willen unsere Söhne dem Schwert der Römer entgegenschicken?“ riefen die Edelinge. — „Sollen wir die Saatzeit versäumen und Weib und Kind hungern lassen um der Chatten willen?“ warfen die den Pflug führenden Frilinge ein.

„Nicht um der Chatten willen,“ tönten Stimmen aus der Mitte, „um seiner selbst willen ruft uns Hermann zum neuen Römerkampfe — für sich will er Ruhm sammeln und Größe und Macht; ihn zu erhöhen sollen wir Blut und Gut auf dem Schlachtfelde opfern!“

Eine dunkle Röte des Zornes flammte in Hermanns Gesicht auf. „Trete hervor in den Ring, wer es wagt, Mann oder Jüngling, mich dessen anzuklagen!“ rief er aus, den Zorn, der ihm die Waffen in die Hand drücken wollte, gewaltsam niederkämpfend.

Nicht so viel Selbstbeherrschung hatten die Treuen, die an ihm hingen. Sie antworteten den Gegnern Hermanns mit all der heftigen Empörung, die in ihnen loderte; wilde Vorwürfe wurden hin und her geschleudert und von den Worten kam's bald zu den Waffen. Vor Hermanns Augen begann ein blutiger Streit inmitten der Volksgemeinde auszubrechen, in dem selbst sein gebietendes Wort und seine weittönende Stimme von den erhitzten Streitern nicht mehr gehört wurde.

Ein Reiter kam auf keuchendem Rosse dahergesprengt; er rief von fern des Herzogs Namen. Der Knäuel der Streitenden löste sich bei seinem Anblick und gab ihm freie Bahn. Die Neugier überwog die wild erregten Leidenschaften. Vor dem Herzog angekommen sprang der Reiter vom Roß; verscheidend sank dieses zusammen am Fuße des Felsens, auf dem Hermann stand.

„Emiko, willkommen, du Getreuer!“ rief der Herzog, der nach dem widrigen Streite den Anblick des Vertrauten mit Freuden begrüßte.

„Heiße mich nicht willkommen! Nenne mich den untreuesten deiner Mannen, der bin ich!“ rief der Jüngling Hermann entgegen.

„Du untreu?“ gab Hermann zurück, „nimmer glaube ich das, ob du selbst auch wider dich zeugest. Sage deine Botschaft an, Emiko!“

„Du hast mich zum Hüter deines Hauses bestellt,“ nahm Emiko tiefatmend wieder das Wort; „schlecht habe ich es gehütet; — deine Gattin Thusnelda ward von Segestes geraubt und gefangen hinweggeführt!“

Wie eine jugendstarke, königliche Eiche, durch die der Blitzstrahl dahinfährt, war Hermann in diesem Augenblick zu schauen. Sprachlos rang er einige Augenblicke mit dem Schmerze, dann rief er mit halberstickter Stimme: „Meine Gattin ließest du rauben und du bliebst lebend, um mir die Kunde zu bringen?“

Das Haupt unter dem Zornesvorwurfe seines Herzogs beugend, begann Emiko mit gedämpfter Stimme zu berichten: „Seit du den Fürstenhof verließest, bestieg ich kein Roß und berührte keinen Jagdspeer. Da geschah es vor etlichen Tagen, daß eine Magd der Fürstin, die ausgeschickt war, um frische Heilkräuter im Walde zu pflücken, von einem Bären zerrissen wurde. Die Fürstin hieß mich mit den besten Jägern ausgehen, um das Untier zu erlegen, das sich so nahe an die Wohnungen der Menschen gewagt hatte. Ich nahm zwei der Jünglinge mit mir, die übrigen ließ ich zur Hut des Fürstenhofes zurück. Einen Tag und eine Nacht waren wir aus, bis wir den Bären erspürten und erlegten. Als wir am Morgen des andern Tages heimkehrten,“ — hier hielt der Jüngling inne; im weiten Kreise umher war kein Wort vernehmbar außer dem Flüstern des Windes. Hermann stand vorgeneigt auf dem Felsen ohne sichtbare Regung; sein edles Antlitz war fahl und bleich anzuschauen; sein Auge, starr auf den Erzähler gerichtet, forderte den Schluß des Berichtes.

Mit hörbarer Anstrengung fuhr dieser fort: „Wir trafen den Fürstenhof leer und verödet. Zwei der Jünglinge lagen todwund auf dem Lager, die andern waren gefangen hinweggeführt samt der Fürstin und ihren Jungfrauen von dem Fürsten Segestes, der den Hof tags zuvor mit einer bewaffneten Schar überfallen hatte. So berichtete uns deine greise Mutter von den jammernden Mägden umgeben, die Segestes mitzuschleppen nicht der Mühe wert fand.“ Er schwieg, tief aufatmend.

Auf Hermann richteten sich aller Augen. „Auf, wer noch zu mir steht!“ rief er wild aus; „nicht wider die Römer ins Chattenland will ich euch jetzt führen, sondern vor Segestes' römisch erbaute Zwingburg, mir die geraubte Gattin zu befreien!“

Eine Bewegung entstand unter den Mannen im Ringe. Alle, die bereit waren, ihm zu folgen, drängten sich um ihn; doch ihrer war nur die kleinere Hälfte. Unter den andern ward Murren laut: „Was geht Hermanns Streit mit dem Vater seines Weibes uns an? Will er sie zurückhaben, so möge er sich mit Segestes versöhnen!“

Trotzig verließen die meisten unter diesen Worten die Gaueichen. Nur die wenigen Treuen standen jetzt noch auf dem Platze.

„Auf!“ rief Hermann abermals, indem er den Stein verließ und sich auf sein Roß schwang; aus seinen Augen schossen Blitze, sein bleiches Gesicht glühte. Um ihn scharten sich Mannen und Jünglinge zu Roß und zu Fuß. Mit raschem Feldherrnblick ordnete er die kleine Schar. Sein Auge fiel jetzt auf Emiko, der mit gebeugtem Haupte einsam an den Stamm der Eiche gelehnt stand. „Emiko,“ rief Hermann, „du folgst mir nicht?“

Rasch richtete der Jüngling sich auf und trat herzu. „Darf ich dir noch folgen, Herzog? bin ich nicht verbannt von deinem Antlitz?“ fragte er.

„Du, den keine Schuld trifft?“ antwortete Hermann. „Hat mein Schmerz dich angeklagt, so vergiß es, denn ich weiß, mein Leid ist auch dein Leid, ich habe einen treueren Mann nicht um mich, als du bist!“

Da richtete der Jüngling sich wieder empor; sein Auge strahlte hell, und er faßte die Rechte des Herzogs mit dem Rufe: „So lange Lebensatem in mir ist, danke ich dir für dieses Wort!“ Dann trat er in die Reihe der Fußkämpfer, da sein Roß auf dem eiligen Ritte erlegen war.

---

Segestes war der Fürst, den Rom gewonnen,
Da er in Haß auf Hermann war entbrannt,
Verrat hat er am Vaterland gesponnen
Für Würden, die der Cäsar ihm gesandt.
Die Tochter selbst schlug er in Sklavenbande
Und schickt Thusnelda nach der Römer Lande.

Ein Kundschafter, der nächtlicherweile über Feld und Heide dahergejagt kam, verkündete Segestes, daß Hermann mit seiner Wehrmannschaft heranziehe. Segestes hatte dies voraussehen müssen; dennoch erbleichte der untreue Mann, als sein Verbündeter ihm berichtete, wie Hermann in jähem Schmerz und Zorn aufgefahren sei, als die Kunde von seiner Gattin Gefangenschaft ihn traf. Doch schnell wieder faßte sich trotzig Segestes. „Ich wußte ja wohl, daß Hermann auffahren würde wie ein gereizter, verwundeter Bär,“ sprach er, „doch ich will mich sicher stellen vor seinen Tatzen. Wie lange meinst du, Geiso, wird's noch währen, bis ich ihn wutschnaubend vor meinen Wällen werde stillstehen sehen?“

Nachdenkend sprach der Mann: „Eines halben Tages Länge mag ich ihm voraus sein. Schon rötet sich jetzt der Morgenhimmel, und ehe die Sonne mittags hoch herniederstrahlt, wird Hermann hier sein mit seiner sturmbereiten Schar.“

„Er mag stürmen!“ lachte Segestes höhnisch. „Kein Speer und keines Mannes noch so riesige Kraft vermag diese steinernen Mauern zum Wanken zu bringen. Aber er wird mich einschließen und belagern — darum will ich die

Zeit wohl nützen, so lange die Pforten und Wege noch unbewacht sind." Die letzten Worte sprach Fürst Segestes mit gedämpfter, dem Manne, den er Geiso genannt, unhörbarer Stimme.

Als er zur Thüre trat, um einen der Knechte zu rufen, traf er im Gange auf den Römer Crispus, der die Wache an der innern Pforte hatte und bei der Ankunft des nächtlichen Boten, vielleicht um zu lauschen, näher zur Halle getreten war. „Crispus," redete Segestes ihn an, „die Zeit deiner Befreiung ist gekommen — wenn du vollführst, was ich dir auftragen werde."

„Sprich, Fürst!" antwortete Crispus, der es vermied, ihn, wie die andern Knechte, Herr zu nennen. In seinem Römerstolze dünkte er sich auch in der Knechtschaft dem Germanenfürsten gleichstehend.

„Wecke Ermelant und Mainolf aus dem Schlafe! sie sollen zu mir in die Halle kommen. Dann rufe die alte Verda; sie soll eine Amphora Weines aus dem Keller holen samt einer Bärenkeule, Brot, Butter und was sonst der Herd vorrätig zeigt, in der Halle aufstellen, auch das Feuer anfachen. Zuletzt eilst du in den Roßstall und kündest Wesso an, vier der besten Rosse meiner Zucht soll er füttern und glattstriegeln zu weitem Ritte."

„Es soll geschehen, Fürst Segestes," versetzte Crispus, als Segestes durch eine Handbewegung ihm kundgab, daß er mit seinen Anordnungen zu Ende sei.

Segestes schritt weiter und trat am Ende der Flur in ein helles, mit römischer Kunstfertigkeit reich und zierlich ausgestattetes Gemach. Malereien schmückten die Wände; in den Ecken standen Standbilder, in Ermangelung des Marmors aus deutschem Sandstein ausgehauen; den schön geglätteten Boden bedeckte ein Teppich in bunten Farben, und über die Fensteröffnung wallte ein Purpurvorhang, der ein rötliches Dämmerlicht im ganzen Raume verbreitete. Es war das Schlafgemach des Jünglings, der in zierlicher Bettstelle auf weichen Kissen unter purpurner Decke ruhte.

Fürst Segestes schlug den Vorhang des Fensters zurück, um Morgenkühle und Licht eindringen zu lassen. Darauf legte er dem Schläfer die Hand auf die Schulter und weckte ihn mit dem Rufe: „Sigismund, auf, mache dich bereit, zur Colonia zu reiten mit Botschaft von mir an Germanikus!"

Der Jüngling fuhr empor und starrte erschreckt den Vater an.

„Zögere nicht, wirf dein Gewand um!" gebot Segestes; „der Tag ist gekommen, da du entscheiden mußt, ob du zu mir oder zu meinen Feinden stehen willst. Wisse, daß Hermann mit den Wehrmannen wider mich heranzieht, wild und zürnend, wie der vom Wurfspeer getroffene Stier! Kommt mir nicht Germanikus zu Hilfe, so wird meine Burg gebrochen, und ich bin nicht mehr Fürst im Lande, sondern Hermanns Knecht."

„Vater," flehte der Jüngling, „noch kannst du dich mit Hermann versöhnen, giebst du ihm nur Thusnelda zurück —"

„Schwächling!" unterbrach ihn Segestes; „kannst du es dulden, daß Hermann Herzog aller deutschen Lande genannt wird, und wir nichts weiter bedeuten als jeder arme Friling? — ich, der ich die Würde eines römischen Ritters erlangte, du, den ich in römischer Sprache und Sitte sorgfältig unterrichten ließ? Schau um dich! dies Gemach haben in den Tagen des unglücklichen Varus römische Handwerker für mich erbaut. Kannst du dich etwa in einer Lehmhütte zu leben gewöhnen, wenn die Burg durch Hermann gebrochen wird? Willst du schales Bier und sauren Met zu deinem täglichen Tranke haben statt des Weines der Römer? Soll die Bärenjagd winters und der Schwertertanz auf der Heide beim Sommerfest dich einzig ergötzen, während du die römischen Schauspiele im Theater des Cäsars in Ara Ubiorum zu sehen gewöhnt warst?"

Wohl blieben Segestes' Worte nicht ohne Eindruck auf den Jüngling, der, früh an üppige römische Genüsse gewöhnt, nach seiner Heimkehr nicht wie Hermann zugleich zu der einfachen, abhärtenden Lebensweise der Deutschen zurückgekehrt war. Dennoch sprach die Stimme seines Herzens noch laut wider den Verrat, den sein Vater ihm zumutete. „Vater," rief er noch einmal aus; „schicke wen du willst, aber verschone mich mit der schmachvollen Botschaft! Bedenke, daß Verräter Verachtung auch von denen ernten, denen sie nützen!"

„Verräter?" fragte Segestes; „wozu brauchst du dies Wort? Was will ich anders, als meinem Volke den Frieden zurückgeben, den Hermanns Ehrgeiz und Herrschsucht den deutschen Landen entrissen hat? Wer als er trägt schuld an der Verheerung, die Germanikus im Herbste unter den Marsen und jetzt unter den Chatten angerichtet hat? Wieviel Blut soll noch vergossen werden, bis endlich unser thörichtes Volk sich beugt unter die starke Hand der Herren der Welt, die mit Recht auch unsere Herren sind, weil sie an Weisheit und Bildung weit über uns stehen? Wir sind Wohlthäter der Deutschen und nützen den Römern zugleich, wenn wir den unheilvollen Krieg zum Abschluß bringen. Du aber mußt diese Botschaft übernehmen, weil du gutzumachen hast, was du, verführt von Hermann, wider die Römer gefehlt hast. Du allein kannst auch dem Cäsar Germanikus als Bürge und Geisel für meine Aufrichtigkeit genügen."

Sigismund fehlten Kraft und Mut zu weiterem Widerstande, obwohl sein Herz und sein Gewissen nicht überzeugt waren. Mit innerer Scham erklärte er sich bereit, und Segestes eilte, ihn in die Halle zu führen, wo Ermelant und Mainolf, die der Fürst zu seines Sohnes Begleitern erwählt hatte, ihrer warteten.

Es waren zwei trotzige Edelinge, Ermelant, ein Mann mit schon ergrauenden Haaren, Mainolf kaum vom Jünglings- ins Mannesalter übergetreten. Beide

haßten Hermann unversöhnlich, weil seine Herrschaft ihren Stolz und Ehrgeiz beleidigt hatte. In kurzen Worten wiederholte ihnen Segestes, was er seinem Sohne gesagt hatte, sie leisteten nicht, wie Sigismund, Widerstand.

„Lieber stehen wir unter den Römern als unter Siegmars Sohn, der nicht besser ist als wir," meinte Ermelant, ein herrschsüchtiger Mann.

Mainolf, der selbst einst mit Hermann in Rom gewesen war, aber nicht wie er Herz und Sinn rein erhalten hatte von römischer Verderbtheit, rief Sigismund frohlockend zu: „Wenn Germanikus seinen Sitz hier aufschlägt, wie einst der unglückliche Varus, dann bekommen auch wir wieder Schauspiele, Tiergefechte, ja ein kleines Rom mitten im rauhen Germanien!"

Jetzt brachte die alte Verda die Amphora mit römischem Weine; schon zuvor hatte sie Schinken, eine Bärenkeule, Brot samt Butter und Honig aufgestellt und jeden der Männer mit Teller und Becher versehen — als Messer diente die kurze Seitenwaffe, die sie am Gürtel trugen. Während die Männer tüchtig zugriffen, löste Fürst Segestes den Gipsüberzug, womit die Amphora verschlossen war, und goß den feurigen Wein in die Becher mit den Worten: „Hier, letzt euch für den weiten Ritt am römischen Göttertranke, den ich mit Mühe durch Händler am Rheine erbeutet habe! Wenn wir Frieden mit den Römern geschlossen haben, werden wir ihn müheloser erlangen können; dann durchziehen die Händler wieder unsere waldigen Thäler und Berge."

Während sie das Frühstück einnahmen, prägte ihnen Segestes wiederholt die Botschaft ein, die sie dem römischen Feldherrn zu überbringen hatten. Es war die Nachricht, daß er von der Wehrmannschaft unter Hermanns Anführung belagert werde; die Bitte, daß Germanikus ihn befreien möge, wofür er ihm wertvolle Gefangene ausliefern, ja ihm zu völliger Unterwerfung des Cheruskerlandes Beistand leisten werde.

Indessen kam Crispus mit der Nachricht, daß die Rosse aufgezäumt bereit stehen. Alle erhoben sich; sie hatten Eile, um nicht mit Hermanns Vorposten zusammenzutreffen.

Noch begann sich's in der Burg erst zu regen, als die drei Männer im innern Hofraum ihre wiehernden Rosse bestiegen. Segestes lag viel daran, daß ihre Absendung seinen übrigen, in der Burg anwesenden Verbündeten geheim bleibe.

Als Sigismund das bereitstehende Roß bestieg, rief eine weibliche Stimme von der Höhe seinen Namen. Der Jüngling wandte sich um und sah die gefangene Schwester, Hermanns Gattin, sich von der Zinne der Frauenwohnung niederbeugen. Ihr hellahnender Blick schien das Ziel des so geheim begonnenen Rittes zu erkennen. „Sigismund," rief sie, „verrätst du deine Schwester? verrätst du Hermann, der dir mehr war, als ein Bruder? verrätst du das Land deiner Väter?"

Sigismund stand still, tief innerlich erschüttert. Segestes aber rief hart: „Du hörst nicht deine Schwester, sondern Hermanns Weib. Fort von hier! was fechten Weibesreden dich an?“

Mit wildem Lachen trieben Ermelant und Mainolf ihre Rosse an und sprengten durch die geöffnete Pforte über den innern und äußern Hof unter dem Walle weg und über die Zugbrücke, welche über den äußern Burggraben führte. Sigismund blickte noch einmal zurück und sah die Schwester mit aufgehobenen Armen wie zur Beschwörung und mit fliegenden Haaren auf der Zinne stehen. Dann folgte er seinen Gefährten.

Als sie auf der von Eichen bewachsenen Heide jenseits der Burg dahinsprengten, stieg die Sonne der Heimat glänzend über dem Waldrande empor. Noch hatte sie die Mittaghöhe nicht erreicht, als Hermann mit seiner treuen Schar aus dem Walde hergeritten kam und des Segestes Burg umschloß.

---

Einen Mondeswechsel später war's, als in seinem stattlichen Hause der Edeling Ettichо auf das Bärenfell hingestreckt lag, das als Lotterbett in der Ecke nahe beim lichtspendenden Herdfeuer ausgespannt war. Weder Bier noch Met wollten dem mißmutig sinnenden Manne munden, denn er fühlte sich einsam, seit er Emiko verbannt hatte, den noch einzigen Sohn, der nach dem rühmlichen Heldentode dreier Brüder lebend das Teutoburger Siegesfeld verließ; noch einsamer, seit er seine alte Mutter Weluda hatte zu Grabe tragen müssen. Bald stieß er wilde Zornesworte wider den Sohn aus, dann versank er wieder in düsteres Brüten über Segestes' Thun, an dem ihm manches mißfiel. Hatte er recht gethan, mit ihm wider Hermann aufzustehen?

Im Hofraum klang der Hufschlag eines Reiters. Ettichо richtete sich halb auf. Willkommen war ihm jeder Gast, der ihm jetzt Mißmut und Trübsinn zerstreute.

Ohne abzusteigen hielt der Reiter an und blickte durch die offene Fensterluke — es war Emiko.

Die Freude, die einen Augenblick verräterisch über den Zügen des Greises blitzte, machte schnell dem wieder aufsteigenden Zorne Platz; er wollte mit harten Worten den Sohn anlassen, doch dieser kam ihm zuvor mit der raschen Anrede: „Als Bote des Herzogs Herman bin ich hier, Weh und Waffen zu rufen über Segestes, der den römischen Feind durch Meinboten*) ins Cheruskerland geleitet und ihm verräterisch des Herzogs Gattin samt andern freien Frauen und Jungfrauen als Gefangene ausgeliefert hat, dazu die Siegesbeute des Volkes aus der Teutoburger Schlacht, die im geweihten Haine aufbewahrt wurde.“

Der Jüngling hatte mit ernster Stimme und flammenden Augen gesprochen.

*) Meineidige, verräterische Boten.

Der Greis aber sprang auf und starrte den Sohn an, als ob Wahnsinn aus ihm spräche. „Die Römer seien im Lande, sagst du? — Gerufen durch Segestes? — Hast du Gewähr für solch ein Wort, Jüngling?"

Ohne beteuernde Worte, doch mit dem Feuer der innern Entrüstung berichtete Emiko: „Fürst Segestes hat Herzog Hermanns Gattin gefangen weggeführt; dafür umschloß Hermann mit seinen getreuen Mannen die Burg des Fürsten Segestes. Du weißt es. Doch bevor wir sie zu brechen vermochten, kamen wider unsere kleine Schar vier Legionen Römer gezogen. Wir, wenige Hunderte nur, mußten zerstieben vor den Tausenden; wir wichen zurück, indem wir Hermann gewaltsam vor dem sichern Tode und der schlimmeren Gefangenschaft mit uns hinwegrissen in den schützenden Wald. Von dort haben wir mit angesehen, wie Germanikus einzog in die Burg des Segestes, die sich ihm friedlich geöffnet hat. Dort kam auch in der Nacht noch zu uns Ermelant, der Edeling, und that uns kund, wie ihn Segestes an den Rhein geschickt habe mit Sigismund, seinem Sohne, und Mainolf, dem Edeling, um den Cäsar zu rufen und zu führen. Der Römer Stolz aber hat Ermelant beleidigt und Segestes ihm verweigert, was er begehrte als Lohn des Verrates, darum überkam den Elenden die Reue, und er ist gekommen, sich selbst dem Herzog und den Volksgenossen auszuliefern. Hermann jagt durch die Gaue und ruft den Landsturm auf wider Segestes und die Römer. Seine Jünglinge eilen ihm voraus nach allen vier Winden, um jeglichen freien Mann unter die Gaueichen zu laden, wo der Herzog zu der Volksgemeinde sprechen wird." Das Auge mit brennendem Blick auf den Vater geheftet hielt der Jüngling inne.

Wilde Flammen zuckten über die Züge des alternden Mannes. „Segestes!" rief er aus, die Fäuste geballt emporstreckend, „Verräter, Fluch über dich, du hast mich betrogen, mich und uns alle — deine Bundesgenossen, das ganze Land deiner Väter!" Er fragte nur noch in abgebrochenen Lauten: „Wann? — wohin kommen die Mannen?"

Der Sohn verstand ihn. „Morgen mit Sonnenaufgang wird der Herzog unter den Eichen sein," sprach er; „ich reite weiter, Mann um Mann aus dem Schlafe zu pochen." Und ehe Ettícho antworten konnte, wandte er sein Roß und sprengte über die nächtliche Flur hinweg.

„Segne ihn, Wodan!" rief Ettícho in die Nacht hinaus; „segne ihn, der sich lieber verstoßen und enterben ließ, ehe er Hermann die Treue brach! Hätte er meinem Drängen nachgegeben, wie Sigismund dem Segestes, so gälte heute mein Name als der eines Verräters, der die heilige Erde, der Väter Land, in die Hände der Feinde liefern half." Darauf riß er seine Waffen von den Wänden, weckte die Knechte, die er die besten Rosse satteln hieß, und verließ sein Gehöfte, um eine nächtliche Runde bei allen ringsum wohnenden Frilingen zu machen.

## 5.

# Thusnelda.

Zu derselben nächtlichen Stunde, da Hermann und seine Treuen Weh und Waffen rufend durch den Gau jagten, wurde Thusnelda aus dem Kreise ihrer mitgefangenen Jungfrauen nach der Halle gerufen, wo Fürst Segestes an festgeschmückter Tafel den römischen Feldherrn, den Feind seines Volkes, bewirtete. Römische Standbilder, aus weißem und rotem Sandstein ausgehauen, und farbenreiche Malereien schauten von den Wänden auf beide nieder, auf den riesengroßen Mann mit dem geröteten, von blondem Bart und Haar umwallten Antlitz, mit der römischen Toga über den hochragenden Gliedern, — und auf den schlanken Römer mit dem bleichen, scharfgeschnittenen Gesicht, den tiefdunkeln Augen und dem kurz geschorenen, krausen schwarzen Haare.

Mit stolzer Befriedigung hatte Segestes wahrgenommen, wie Germanikus voll Bewunderung die römische Ausstattung der Burg beschaute. „Du siehst, edler Cäsar," sprach er, „daß mein Herz und Sinn schon seit lange römisch sind. Der edle, von mir noch immer betrauerte Varus hat mir einst seiner eigenen Sklaven einige geliehen, um diese Bildwerke und Malereien zum Schmuck meiner neuerbauten Gemächer auszuführen."

Während seiner Rede war Thusnelda eingetreten; sie vernahm die Antwort des Römers: „Und dennoch hast du dein Volk im Teutoburger Walde wider Varus geführt?"

Thusnelda sah, wie vor seinem durchdringenden Blicke Segestes die Augen senkte, doch sich schnell wieder fassend erwiderte der deutsche Fürst: „Du rufst, Cäsar, das Andenken schrecklicher Tage herauf, die ich nur beklagen, nicht beschönigen noch rechtfertigen kann. Du weißt wohl nicht, daß ich noch in der letzten Nacht dem Prokonsul Varus Nachricht von dem schon durch die Wälder herbrausenden Aufruhr der Völker gab. Ich habe ihn beschworen, Armin mit allen Fürsten, die mit ihm zum Mahle vereint waren, gefangen zu nehmen, um so die Empörung mit einem Male niederzutreten; ja, ich bot mich selbst mit den anderen zur Haft an. — In unseliger Verblendung hat der beklagenswerte Varus meine Warnung verachtet, und durch Anstiften Hermanns ward ich von meinen Wehrmannen gezwungen, an ihre Spitze zu treten. Inzwischen aber habe ich nicht geruht, bis ich Hermann in meine Gewalt bekommen und in Bande gelegt habe, um ihn dir, Cäsar, zur Sühne des Aufruhrs zu überliefern. — Doch es haben die bethörten Völker ihn befreit und, wie du schon weißt, mich selbst mit Gefangenschaft bedroht. Nun habe ich als Pfand meiner Aufrichtigkeit dir meinen Sohn Sigismund übersandt; ich bitte um deine Gnade für ihn, der in jugendlichem Unverstand, von Hermann verführt, sich



Lith. Anst. v. A. Burkhardt, Leipzig-R.

von Rom losgesagt hat. Ganz aber überlasse ich deinem Ermessen, ob du Thusnelda, die, ich gestehe es, nur gezwungen hier ist, als meine Tochter oder als Hermanns Weib aufnehmen und behandeln willst."

Germanikus blickte rasch auf und ward jetzt erst der unglücklichen jungen Fürstin gewahr, die ihm stumm und regungslos gegenüberstand. Er war überrascht von ihrer leuchtenden Schönheit, von der Würde ihrer Haltung. Vergebens wartete er eine kleine Weile auf eine Bitte um Gnade. Kein Wort ging über ihre Lippen; ihre Augen begegneten den seinen mit festem Blicke und senkten sich dann nieder, wie in Träume verloren. Vor ihrem inneren Blicke stand jetzt Hermann, der Retter des Vaterlandes, der Besieger der stolzen Römer, er, den sie nicht wieder mit leiblichen Augen schauen durfte.

Dachte Germanikus an die eigene Gemahlin? Eine Regung der Teilnahme rief die Großmut in seinem Herzen wach. „Ich gewähre dir Sicherheit des Lebens für deine Tochter, wie für deinen Sohn und all deine Verwandten," sprach er, zu Segestes gewendet. „Dir selbst biete ich ehrenvolles Gastrecht auf dem linken Rheinufer — bis einst die germanischen Lande der römischen Macht wieder unterworfen sein werden."

„Cäsar," rief Segestes betroffen aus, „du stehst hier mit deinem Heere. Hasche den Augenblick, unterwirf dir das Cheruskerland — und du bist Herr im Herzen von Germanien! Du kannst von hier aus die Marsen, die Chatten, die Brukterer und alle andern Stämme unterwerfen. Mein Anhang steht zu dir, und was ich vermochte, habe ich gethan, um die Volksgemeinden zur Unterwerfung unter Rom zu stimmen."

„Segestes," antwortete Germanikus, „ich weiß, daß Hermann die Völker zum Landsturm aufruft; mich würde mit meinen Legionen des Varus Schicksal ereilen, wenn ich jetzt länger verweilte. Ich eile zurück zum Rheine, ehe sich die Völker gesammelt haben. Dann falle ich ihnen von der See aus, die Küstenländer der Kauchen und Friesen durcheilend, in den Rücken. Darum rüste dich, Segestes, zum Aufbruch in der Frühe des anbrechenden Tages!"

Sein Blick weilte während dieser Worte nicht auf Segestes, sondern abermals auf Thusnelda, deren edle Gestalt und klagelose Gelassenheit ihm Bewunderung abnötigte. Doch sie, auch jetzt den hochmögenden Römer kaum beachtend, trat auf ihren Vater zu, der ihr halb scheu, halb zürnend entgegenblickte. „Fürchte nicht, Fürst Segestes," redete sie ihn an, „daß ich Wehe über dich rufe; ich bin dein Kind, und unglücklicher hast du dich selbst gemacht als mich! Dich selbst hast du verbannt aus der Heimat, aus dem Lande der Väter, drin du der Ersten und Geachtetsten einer sein konntest. Was wirst du bei den Römern gelten ohne Land, ohne Macht?"

Durch Segestes' Mienen zuckten Zorn und Beschämung, denn in seinem Innern empfand er, daß seine Tochter Wahrheit gesprochen. Er hatte gehofft, durch der Römer Hilfe über Hermann zu triumphieren und der einzig herrschende Fürst im Cheruskerlande zu werden, — was aber half ihm nun sein Verrat?

Doch zur Reue war's zu spät, denn nachdem sein Landesverrat offenbar geworden war, durfte er nicht wagen, ohne römischen Schutz im Lande zurückzubleiben. Darum kehrte sich sein Zorn gegen die Tochter. „Spare dein Bedauern für dich selbst!" herrschte er sie an; „wenn dem so wäre, wer trüge die Schuld als Hermann? — Aber der Cäsar wird die Cherusker niederwerfen, Hermanns Macht brechen und mich im Triumph zurückführen in mein Land."

„Täusche dich nicht mit falscher Hoffnung, Fürst Segestes!" antwortete Thusnelda mit flammenden Augen und hoch erhobenen Armen wie eine Seherin. „Der Römer versteht es nur, unvermutet, wie in die Hürde der Wolf, einzufallen in ein unbewachtes Land, aber er fürchtet sich, den unter Hermann geeinigten Söhnen Teuts gegenüberzutreten. Darum mag er mich als Opfer hinwegnehmen — nie aber wird er Hermann, nie das durch ihn befreite Land der Väter unterjochen können!"

Es waren die letzten Worte, die sie an diesem Tage des Abschieds von der Heimat, von der Freiheit, von jeder Freude des Lebens äußerte; fortan stand sie stumm, mit gekreuzten Armen, gesenktem Blicke, den unermeßlichen Jammer, der sie erfüllte, in der Tiefe der Seele verschließend.

Sie klaget nicht. Der stolze Römer schauet
Mit Staunen auf das hohe deutsche Weib.
Wenn auch der Schmerz das Aug' ihr heiß betauet,
Sie hält den Blick gesenket auf den Leib,
Der Hermanns Sohn birgt. — Der das Land befreiet,
Den Göttern hat er Weib und Kind geweihet.

---

Ehe die Sonne des folgenden Tages aufging, sammelten sich unter den Eichen die Männer und Jünglinge des Gaues. Die Kunde von Segestes' offenbarem Landesverrat hatte sie alle aufgeschreckt, daß ihrer keiner in der Volksgemeinde jetzt fehlte, so feindlich manche auch zuvor gegen Hermann gestimmt worden waren.

Lautes Flüstern lief im Kreise umher, als der alte Ettícho samt einem zahlreichen Anhange von Frilingen auf dem Platze erschien. Er galt für einen der entschiedensten Anhänger des Segestes; man wußte, daß er seinen einzigen Sohn verbannt hatte, weil er von Hermann nicht ließ. Nun drängten sich die Mannen um ihn; die einen lobten, andere schalten, und wieder andere höhnten ihn laut wegen seines Erscheinens.

Doch ehe er Bescheid auf die Fragen geben konnte, ward's stille im weiten Kreise, denn von dem äußersten Ringe ertönte der Ruf: „Der Herzog kommt!"

Alle wichen zur Rechten und Linken und machten Hermann Platz, der durch ihre Reihen nach dem Steinhügel inmitten der Eichen schritt. Dort stand er erhöht über den Kreis der Volksgemeinde, so daß aller Augen ihn schauen konnten, und rief mit flammenden Worten in die Waffen wider die Römer und wider Segestes, den Vaterlandsverräter.

Ein Eichbaum steht er, dem der Blitz verzehrte
Die junge Krone, frisch vom Lenz belaubt,
Der starke Stamm nur ragt, der unversehrte,
Hoch ob dem Wald, ob auch des Schmucks beraubt.
Noch da entrissen ihm sein Glück, sein Lieben,
Ist Hermann seines Volkes Hort geblieben.

„O des trefflichen Vaters!" begann er, „o des großen Imperators! o des tapferen Heeres! So viele Tausende stolzer Römer sind ausgezogen — um ein schwaches Weib hinwegzuschleppen!"

Er hielt inne, überwältigt vom innern Schmerze; bleich war sein edles, jugendlich schönes Antlitz. Ringsum war tiefe Stille; seinen Schmerz ehrend, enthielten sich die Mannen des Zurufs, mit dem sie sonst ihre Eindrücke kundzugeben pflegten.

Hermann aber fuhr fort: „Drei Legionen und drei Legaten habe ich niedergeworfen im offenen, männlichen Kampfe, doch nie habe ich den Krieg mit Verrat geführt, nie gegen Frauen, sondern gegen erzbewaffnete Männer. Möge Segestes als Römer wohnen mit den Römern! Ihr aber, wenn euch das Land der Väter heilig ist, das heimische Recht und die heimische Sitte, wenn ihr die Herrschaft der Fremdlinge hasset, ihr Verderben beschlossen habt, so trennt euch von Segestes, der euch zu Schmach und Knechtschaft führen will, und folget mir, den ihr selbst erwählt habt als Herzog der Freiheit!"

Wie zündende Funken fielen diese Worte in die Gemüter der lauschenden Männer und Jünglinge. Allen voran aber drängte sich der greise Ettícho aus der Menge auf Hermann zu und rief mit weithin vernehmlicher Stimme: „Einen Verräter hat dich Segestes genannt — er selbst war der Verräter. Fluch über ihn, dir aber Treue, Hermann — Treue, so heilig wie du selbst treu warst der Freiheit und dem Lande der Väter!"

Der Anblick und die Worte des alten Edelings besiegten das letzte Schwanken der Volksgemeinde, und Hunderte von Stimmen brachen in den stürmischen Ruf aus: „Hermann, Herzog, führe uns wider Segestes, wider die Römer!"

Als die Frühlingssonne über die jung grünende Heide emporstieg, sah sie die

Cherusker geeinigt in der neuen Hingebung fürs gemeinsame Vaterland. Überwunden waren Mißtrauen, Eigensucht und Uneinigkeit, die schlimme Saat, die Segestes ausgestreut hatte.

Zu derselben Zeit aber, als Hermann unter den Eichen zu der Volksgemeinde der Cherusker sprach, beleuchtete die aufgehende Sonne den Wegzug der römischen Legionen, in deren Mitte sich Segestes mit einer großen Anzahl seiner Verwandten und Anhänger befand, die, wie er, nicht wagten, sich dem Zorne der Volksgemeinde preiszugeben. Manches einst im Teutoburger Walde errungene kostbare Kleinod, dem Segestes zur Verwahrung anvertraut, war durch ihn jetzt den Römern zurückgegeben worden.

Als die edelste Beute aber wurde von den Römern die Gemahlin Hermanns betrachtet. Neugierig hingen die Blicke von Tausenden an der hohen, edeln Gestalt, die inmitten ihrer klagenden Jungfrauen stumm und thränenlos dahinschritt, weder des Mitleids, noch der Neugier, noch des triumphierenden Hasses achtend. Von Zeit zu Zeit nur leuchtete ihr Blick auf und gleitete Abschied nehmend an den grünen Wäldern der Heimat hin; sie wußte, daß ihr Fuß diesen Pfad nie wieder rückwärtsgehen werde.

Ihre Ahnung betrog sie nicht. Sobald Germanikus die befestigten Standquartiere am Rhein erreicht hatte, wurde sie unter starker Bedeckung über die Grenzen Galliens gebracht, während Hermann noch über die Marken flog, um allenthalben den Landsturm aufzurufen.

Fern von Hermann, in dem fremden Lande
Weilt sie nun, von Feindes Aug' bewacht.
Sie, die freie Deutsche, schlug in Bande
Ihres Vaters und der Römer Macht.
Ach! sie sehnt sich nach des Rheines Strande
Hin, wo Hermann donnert in der Schlacht,
Wo vor seines blauen Auges Winken
Romas stolze Adler niedersinken.

Germanikus aber teilte seine ungeheure Heeresmasse und ließ sie zu gleicher Zeit in den Landen der Brukterer, der Friesen und der Kauchen einfallen, um die Macht der Deutschen zu zersplittern und ihrem Angriff zuvorzukommen.

# Auf dem deutschen Meer.

# 1.

# Das Gastmahl.

Sechs Jahre seit der großen Hermannsschlacht
Sind hingeflohn in stetem Kampfgetümmel,
Und wieder stehn im Teutoburger Wald
Die röm'schen Scharen und Germanikus.
Zu neuem, schrecklich flammendem Erglühn
Entfacht des Krieges graufe Furie
Die blut'ge Fackel mörderischen Streits.

„Über den Rhein!" erscholl mit jedem Frühling der Ruf in der Colonia Ara Ubiorum. Drei Feldzüge hatte Cäsar Germanikus nun schon unternommen, ins Land der Marsen, der Chatten und der Cherusker, um die Niederlage der Legionen im Teutoburger Walde zu rächen und die Herrschaft Roms über die Germanen wiederherzustellen. Blutige Verheerung brachte er über die friedlichen deutschen Lande, aber ohne wirklichen Erfolg mußte er sich wieder zurückziehen.

Als der Frühling den Winter wieder verdrängte — sechzehn Jahre nach Christi Geburt — sammelte er seine Legionen abermals, um mit ihnen über den Rhein in die germanischen Wälder zu ziehen. Zu einem prächtigen Gastmahle lud er zuvor noch die sämtlichen Heerführer mit ihren Frauen ein, so viele deren, Agrippinas Beispiel folgend, ihre Männer nach Germanien begleitet hatten.

Von der Frühe des Morgens an war deshalb in des Statthalters Villa eine rege Thätigkeit. Während er selbst und seine Gemahlin noch ruhten, war eine Schar von Sklaven, deren ein vornehmes Haus mehrere hundert hatte, damit beschäftigt, eine Reihe prächtiger Gemächer für das Gastmahl in Bereitschaft zu setzen und zu schmücken; eine zweite Schar entfaltete unter Anführung mehrerer Köche in den abgesonderten, weiten Küchenräumen eine rege Thätigkeit.

Bald verließ auch Cäsar Germanikus seine Gemächer, bestieg das schon bereitstehende Roß und trat seinen Morgenritt an. Etwas später erhob sich seine Gemahlin, ließ sich durch einige Sklavinnen auf einem Ruhebett in das gewohnte Bad tragen und begab sich von dort in das Ankleidegemach, wo vor dem elfenbeinernen, mit Kissen bedeckten Sessel, Kathedra genannt, auf einem dreifüßigen Tisch ein Spiegel aus blankgeschliffener Silberplatte aufgestellt war.

Dort traf sie der hohe Gemahl, als er, von seinem Ritte zurückgekehrt, sie zu sprechen begehrte. Er sah drei der geschicktesten Sklavinnen um sie beschäftigt und sprach beifällig: „Du thust wohl, Agrippina, heute mehr als gewöhnliche Sorgfalt auf deinen Putz zu verwenden. Unsere Gäste werden uns mit scharfen Augen beobachten und erwarten sicher, dich voll Unruhe und Besorgnis zu finden."

„Ob ich's im geheimen auch bin, Cäsar," antwortete die Römerin, „so wird doch keine Miene, kein Zucken des Auges mein Verräter sein; um deinem Feste zu Ehren mich zu schmücken, harre ich zwei Stunden auf der Kathedra vor dem Spiegel aus, was ich, wie du weißt, sonst verschmähe."

„Überwinde dich noch ferner, Agrippina!" sprach Germanikus in bittendem Tone; „du weißt, weshalb ich die Heerführer heute geladen habe, weißt, wie sie fast alle wider den neuen Feldzug sind. Es gilt heute, sie umzustimmen, ihnen Mut einzuflößen und die abergläubischen Vorahnungen zu zerstreuen, von denen ihre Gemüter erfüllt sind. Du kannst viel dazu thun, Agrippina. Wenn sie deine Stirne wolkenlos, dein Auge klar sehen, obwohl dein Gemahl, der Vater deiner Kinder, abermals nach den germanischen Wäldern aufbricht, werden die Männer ihrer Besorgnis sich schämen, ihre Gemahlinnen werden nicht mehr an den Ernst der Gefahr glauben. Die Frauen vermögen viel über der Männer Gemüt, darum habe ich auch sie geladen. Lege heute den Stolz der Enkelin des Augustus ab und zeige dich ihnen geneigt, als wären alle deinesgleichen!"

„Ich werde thun, wie du willst, mein Gemahl," versetzte Agrippina; „denn was mein Herz auch heimlich leiden mag bei deinem Scheiden, ich, die Römerin und Enkelin des unsterblichen Augustus, fühle, daß du als Römer und als Sohn des Kaisers nicht nach Rom heimkehren kannst, bis du die Germanen bezwungen und dem Reiche unterworfen hast. Darum dringe ich nicht mit einem Worte in dich, von dem neuen Feldzug abzustehen, denn ich würde dich hindern, unsterblichen Ruhm deinem Namen zu gewinnen."

„Habe Dank dafür!" sprach Germanikus mit leuchtenden Augen und verließ grüßend die Gemahlin, um sich ins Bad zu begeben, darauf zu frühstücken und die Festgewänder anzulegen.

Die Sonne stand in der Mittagshöhe, als die ersten Besuche ankamen, die Männer zu Roß oder in römischen, auf zwei Rädern ruhenden Wagen, die Frauen in Tragbetten mit seidenen Vorhängen, die bald auf- bald niedergeschlagen waren.

Die Männer trugen heute nicht die kriegerische Rüstung, sondern die festliche weiße Toga, deren kunstreicher Faltenwurf über den linken Arm und über die Brust bis zum Knöchel fiel, unter dem rechten Arm hindurch über die Schulter gezogen war; darunter die glatt bis über die Kniee fließende, unter der Brust gegürtete Tunika, die ebenfalls aus feinster, weißer Lämmerwolle gewoben war. Nur zwei

der Heerführer, welche die römische Senatorenwürde errungen hatten, trugen eine Purpurverbrämung auf der Tunika, die in breiten Streifen über die Brust herab und rings um den Saum des Gewandes lief.

Auch die Frauen, die sonst zu jener Zeit buntfarbige Kleider liebten, waren der festlichen Gelegenheit wegen in eine schneeweiße, bis über die Knöchel fließende Stola gekleidet, die ein farbiges seidenes Gürtelband umschlang; farbig war auch die Palla, der Umwurf, den sie, wie dies bei der männlichen Toga der Fall war, nur zum Ausgehen bei feierlicher Gelegenheit trugen. Hals und Arme waren mit Perlenschnüren, Hals- und Armbändern von Gold und Edelsteinen umgeben, auch die künstlich frisierten Haare waren reich mit solchen geschmückt; goldene Spangen, ebenfalls mit Perlen oder Edelsteinen verziert, hielten die Tunika über den Schultern fest und schlossen den Gürtel. Von der Farbe der Palla waren auch die zierlichen Schuhe mit den seidenen, vielfach ums Bein gewundenen Bändern, sowie der aus seidenem Bande bestehende Gürtel und der aus feinstem Baumwollgewebe, Byssus genannt, bestehende Schleier. Eine Sklavin trug jeder der Matronen den Sonnenschirm, eine andere den Fächer, meist aus Pfauenfedern bestehend, nach.

Sie alle wurden unter dem säulengetragenen Vestibulum von dem Haushofmeister empfangen, einem Freigelassenen, der, Grieche von Geburt, sich durch besondere Feinheit des Benehmens auszeichnete; sein Gewand vom feinsten, weißen Gewebe war nach griechischer Sitte mit goldener Spange über der linken Schulter befestigt, an seinen Händen funkelten kostbare Ringe.

In dem mit Wandgemälden und Statuen reich geschmückten Atrium, dem großen Empfangssaale, begrüßte der Hausherr die männlichen, in dem daran stoßenden kleineren Atriolum Agrippina die weiblichen Gäste.

Einige ließen sich auf die himmelblauen, silberdurchwirkten Polster nieder, die längs die Wände umgaben, und unterhielten sich in leichten Gesprächen. Mehrere der Männer zogen es vor, sich im Garten zu ergehen, der die Villa rings umgab, während die Frauen unter den Säulen des Peristyliums, einem offenen Raume im Innern der Villa, lustwandelten, in dessen Mitte ein Springquell plätschernd auf den Rasen niederfiel, der auch im Winter, durch ein Glasdach geschützt, grünend blieb, jetzt aber, da der Frühlingshimmel sich über ihm wölbte, von duftenden Veilchen bedeckt war.

Einige wenige der Gäste nahmen noch ein Bad, das zweite des Tages, und ließen sich von bereitstehenden Sklaven und Sklavinnen in die Badegemächer führen, deren jedes ein Marmorbecken enthielt, mit lauwarmem, wohlgeruchduftendem Wasser gefüllt und rings von buntfarbigen persischen Teppichen zeltartig umhängt.

Darüber kam die Stunde der Mahlzeit, die in Rom gewöhnlich abends sechs Uhr, hier aber, im kälteren Lande, um vier Uhr eingenommen wurde. Es

war dies, da die Römer den Tag um sechs Uhr morgens begannen, um die zehnte Stunde nach römischer Rechnung. Sanfte Flötentöne, in Pausen von den Klängen einer schmetternden Tuba begleitet, gaben das Zeichen zum Beginn der Mahlzeit. Die purpurnen Thürvorhänge rauschten zurück, und durch zwei verschiedene Eingänge traten die Männer und die Frauen in den mit prachtvollen Wandgemälden geschmückten Speisesaal. Drei Tische waren hier im Halbkreis gestellt, ein jeder von neun prächtigen Sitzen umgeben; je zwischen zweien der Ruhebetten stand ein mit hoher Rücklehne versehener Sessel, der, wie die Ruhebetten, aus Elfenbein geschnitzt und mit schwellenden Kissen aus weicher Wolle versehen war, über welche Purpurdecken mit goldenem Behänge gebreitet waren.

Die Gäste reihten sich um die Tische in der Ordnung, die ihnen der Hausherr und seine Gemahlin in höflich zwangloser Weise andeuteten; die Männer lagerten sich auf die Ruhebetten, die Frauen saßen in die Sessel zurückgelehnt.

Zuerst erschienen römische Knaben, Söhne von Sklaven, und boten jedem der Gäste eine silberne Kanne nebst Becken mit wohlriechendem Wasser samt einem feinen weißen Tuche zum Waschen der Hände dar, und alle, die nicht soeben aus dem Bade kamen, bedienten sich desselben.

Geräuschlos entfernten sich die Knaben wieder, und junge Sklavinnen brachten zierlich gewundene Kränze, deren jeder sinnreich von Blumen ähnlicher Farbe gewunden war. Die Gäste wählten sich die Kränze aus, die sie leicht auf die Stirne setzten; die Männer nahmen meist weiße oder grüne, die Frauen zogen farbige Kränze vor, je nach der Farbe, die mit den Bändern in den Haaren und ihrem Gürtelbande übereinstimmte. Angenehm fiel es den Gästen auf, daß neben den Rosen und andern in Rom heimischen Blumen, welche die Gartensklaven des Hauses in üppiger Fülle zogen, auch die wilden, oft zierlichen Blüten der germanischen Wälder und Heiden zu Kränzen verwoben waren, es deuchte ihnen eine anmutige Abwechslung mit den glühenderen Farben des Südens.

Auf einen Wink des Hausherrn trugen neue Sklaven den ersten Gang des Mahles auf. Die mannigfaltigsten Gerichte lagen in feinster Zubereitung auf silbernen Platten von kunstreicher Arbeit, und abermals machten die Gäste die Wahrnehmung, daß Wild aus Germaniens Wäldern, Fische vom Rheine und dem deutschen Meere, kleine Waldvögel von würzigem, und wohlgehegte Gänse von zartem Fleisch, samt den auch in Rom geschätzten deutschen Rettichen und Möhren geflissentlich neben den leckersten, aus Rom, Asien und Afrika gebrachten Gerichten aufgestellt waren.

„Sollte man denken, daß Germanien so reich an köstlichen Erzeugnissen sei?“ warf Appius, einer der Kriegstribunen, ein Mann von vornehmer Geburt, der als Feinschmecker bekannt war, ein.

„Du hast recht, Appius," versetzte Germanikus; „warum also, mein Lieber, sollten wir uns der Herrschaft über ein Land begeben, das mit nichten so arm und rauh ist, wie Feiglinge zu ihrer Entschuldigung sagen, nur um dem Kampf auszuweichen?"

Düsteres Schweigen herrschte auf die Frage des Feldherrn. Fast vernehmlich flüsterten die Gäste am Ende der Tafel sich zu: „Germanikus will die Götter versuchen, die durch vielfache Anzeichen uns vor solch verwegenem Beginnen warnen."

„Sicher, gält's einen Aufruhr unter den Völkern in Kleinasien, in Ägypten, in Hispanien oder auch unter den kriegerischen Galliern zu unterdrücken — wir bedächten uns nicht, aber die Germanen in ihren Wäldern verfolgen, heißt so viel als den grimmen Bären in seiner Höhle aufsuchen. . . . Zur Schlachtbank werden wir geführt, wie des Varus Legionen — und unsere Gebeine werden unbegraben bleichen in den teutonischen Wäldern" . . . schwirrte das Geflüster an der Tafel hin; nur Germanikus hatte kein Ohr dafür.

Er winkte, die Sklaven räumten die Reste der Speisen hinweg und trugen den zweiten Gang des Mahles auf.

„Wir herrlich, Cäsar, hast du diesen Ökus (Saal) geschmückt!" äußerte der Legat Cäcina; „diese Wandmalereien sind neu; ich sehe sie heute zum erstenmal."

Aller Augen richteten sich nach den Wänden, die rings Ansichten öffentlicher Plätze von Rom darstellten, eingefaßt von grünem Laubwerk, so leicht und natürlich dargestellt, daß es lebendig an den Wänden emporzuranken schien.

„Hier das Kapitolium, dort die Arena, der Tempel der Vesta und das Forum — man wähnt, fern von den rauhen Wäldern Germaniens im herrlichen, sonnenhellen Rom zu verweilen!" rief eine der Frauen aus, die den Ehrenplatz zwischen dem Hausherrn und einem der Legaten erhalten hatte.

Abermals verdüsterten sich die Mienen; ein und dieselbe Regung der Sehnsucht nach Rom war in allen erwacht.

„Unser Weg nach Rom geht über die germanischen Wälder," versetzte Cäsar Germanikus mit Nachdruck.

Keine Antwort ward laut. Dagegen ertönten Musikklänge und mit schwebendem Gange erschienen persische Sklavinnen, um durch einen kunstvollen Tanz die Augen der Zuschauer zu ergötzen.

Obgleich Germanikus selbst von einfachen Sitten war, wollte er doch den vornehmen Heerführern die Genüsse nicht vorenthalten, die sie an der Tafel des Kaisersohnes erwarteten. Er selbst hatte alle Sorgen abgelegt und zeigte sich sprühend von fröhlichem Mute. Agrippina, seine Gemahlin, stimmte in seinen Ton ein; Neuigkeiten aus Rom, wie sie bald dieser bald jener aus Briefen empfangen hatte, und Erzählungen früherer Hofgeschichten kreisten in bunter Abwechslung an der Tafel.

„Der Cäsar ist so heiter, als ob er den Sieg schon errungen hätte," raunte der Lagerpräfekt Mannius dem Legaten Cäcina zu.

„Ja, er gebart sich, als ginge es zum Triumphzug nach Rom, und nicht in den Teutoburger Wald," gab dieser zurück. Ähnliche Bemerkungen fielen da und dort; nach und nach aber begannen die Heerführer und ihre Frauen leichter zu atmen. Die siegesgewisse Haltung des Feldherrn und seiner Gemahlin flößte auch ihnen allmählich eine Zuversicht ein, die sich mehr und mehr in Blicken und Mienen kundgab.

Gegen den Schluß des Mahles hob sich ein Vorhang, der den Saal vom anstoßenden Gemache trennte; man erblickte eine Bühne, und ein Schauspiel begann. Nicht eine üppige Göttersage oder ein Lustspiel, reich an Scherz, hatte Germanikus diesmal zur Aufführung vorbereiten lassen, sondern eine Tragödie aus der Heldenzeit Roms, den Sieg über Asdrubal, den letzten Verteidiger von Karthago, Roms gefährlichster Feindin.

Germanikus hatte den Eindruck, den das Schauspiel auf die Gemüter machen sollte, richtig berechnet. Mehr und mehr wurde die Aufmerksamkeit der Zuschauer gefesselt, als zuerst der tapfere karthagische Feldherr die Seinen durch Rede und Gebärden zum todesmutigen Kampfe um die Heimat aufforderte, als dann Kampfscenen folgten und die Lage der Römer bedrängt erschien. Zuletzt, als der Sieg der Römer dargestellt ward und im Hintergrunde das brennende Karthago sich zeigte, nahe den Zuschauern aber auf einem Hügel zu Füßen des siegreichen römischen Feldherrn Scipio der unglückliche Asdrubal saß, brauste hell der Jubel der Zuschauer auf. Ein reicher Regen von Goldmünzen fiel unter die Schauspieler, welche zu den Sklaven des Germanikus gehörten. Dieser selbst, hochzufrieden mit der Wirkung des Schauspiels, ließ die beiden ersten Mimen, die Darsteller des Scipio und des Asdrubal, rufen und kündete ihnen als Belohnung ihre Freilassung an.

Dann wandte er sich an seine Heerführer. „Römer," sprach er, und seine Stimme klang gewaltig und stolz, „seid ihr Helden? oder soll heute das stolze Rom, das einst über das meerherrschende Karthago siegen konnte, vor den nackten Barbaren der germanischen Wälder sich zurückziehen?"

„Nein, Cäsar!" schallte der einstimmige Ruf durch den Saal; „wir streiten, wir siegen als Römer."

„Und wir rächen," fiel Germanikus wieder ein, „die Legionen unserer Brüder an den Germanen, wie Scipio an Karthago die Gefallenen von Kannä gerächt hat."

Jetzt erhob sich Agrippina; ihrem Beispiel folgten die übrigen Frauen, um sich von der Tafel zurückzuziehen. Cäsar Germanikus aber lud die Männer ein,

ihm nach Beendigung der Cena, welches die Hauptmahlzeit der Römer war, zur nächtlichen Comissatio in ein anstoßendes kleineres Triklinium (Speisezimmer) zu folgen, wo Lampen, frisch mit wohlriechendem Öle gefüllt, blinkten, neue, weiche Ruhebetten die Tafel umstanden und auf den Tischen in der Ecke zahlreiche Amphoren, mit italienischem und griechischem Weine gefüllt, harrten, bis der Gipsüberzug abgenommen wurde, der den köstlichen Inhalt verschloß.

Mit freundlicher Gebärde führte Agrippina die Frauen nach einem stillen Gemache im Innern des Hauses. Dort wußte sie das Gespräch geschickt auf die Nachrichten zu lenken, die sie vor kurzem über die neueste Mode in Rom erhalten hatte. Dieser Gegenstand war den römischen Frauen so wichtig, daß sie alle Gefahren vergaßen, die ihren Männern im germanischen Heereszuge drohten, um sich aufs genaueste über die neuen Formen des Kopfputzes zu besprechen, über die Art, wie die Falten der Palla jetzt eben geworfen werden, zu streiten, und sich über die Farben, die für die Palla und Stola, das charakteristische Kleid der römischen Frauen — am beliebtesten waren, zu unterrichten.

Es war tief in der Nacht, und längst schon harrten die Sklaven mit Leuchten und Tragebetten vor dem säulengetragenen Vestibulum, als endlich die Frauen sich erhoben und von Agrippina bis ins Atrium begleitet wurden, wo sich die Hausfrau, wie die Höflichkeit verlangte, von jeder einzelnen der Geladenen mit einem Kusse verabschiedete.

Vom Atrium eilte Agrippina mit flüchtigen Schritten, wie einer lästigen Pflicht entledigt, nach dem Innern des Hauses, bis sie in das Gemach gelangte, wo ihre Kinder unter der Hut der wachsamen Wärterin schliefen. Agrippina küßte die schlafenden Kleinen mit den leise geflüsterten Worten: „Wie ist mir dieser Tag lang geworden ohne euren Anblick! Wie viel lieber hätte sich mein Ohr an euren muntern Stimmen ergötzt, statt geduldig dem sinnlosen Geplauder zu lauschen über Dinge, die mir gleichgültig sind!“

Dann befragte sie die Wärterin eingehend, wie die Kinder den Tag zugebracht haben. Agrippina, die Kaisersenkelin, war noch eine Römerin im Sinne der alten Republik, die ihren Kindern und ihrem Gemahle lebte und in den Räumen ihres Hauses ihr Glück fand, während die meisten der damaligen römischen Frauen ihre Zeit mit Putz und Vergnügungen ausfüllten und die Erziehung der Kinder den Sklaven überließen.

Nach dem Abschiede von Agrippina standen die Frauen noch lange in lebhaftem Gespräche im hell erleuchteten Vestibulum, um erst noch ihre Gedanken auszutauschen, ehe sie sich trennten. „Wie Agrippina heute zuvorkommend war — und wie mitteilend, sie, die sonst so stolz Zurückhaltende!“ fing Frau Calpurnia an.

„Ja, sie war leutselig gestimmt," fügte Frau Marcella hinzu; „sie träumt offenbar schon vom künftigen Triumphzug, an dem sie mit ihren Kindern im goldenen Wagen neben dem gekrönten Gemahle durch Rom fahren wird."

„Deshalb also," meinte Martia, eine noch jugendliche Frau, die täglich mehrere Stunden für den künstlichen Aufbau der in Locken und Flechten geteilten Haare und den Faltenwurf der Palla verwendete, „hat sich Agrippina so angelegentlich über die neuesten römischen Moden erkundigt? Sie war sonst lächerlich nachlässig in dieser Beziehung. Sollte man glauben, daß sie stets noch das Haar in der Weise aufbindet, wie es zur Zeit ihrer Abreise von Rom vor sechs Jahren üblich war, während wir doch alle Jahre Nachricht über den Wechsel der Moden aus Rom bekommen? Ich bezweifle auch völlig, ob sie recht hat, wenn sie die pfirsichfarbene Palla für die jetzt beliebteste erklärt, ich bin überzeugt, daß eine granatfarbene viel schmucker sich ausnimmt."

„Ich bin ganz deiner Meinung, edle Martia," versicherte Frau Portia. „Das beste an diesem germanischen Heereszug ist denn doch, daß wir nach vollendetem Siege nach Rom zurückkehren dürfen, wo unsere Männer ihren redlichen Anteil am Triumphzuge beanspruchen können. Tiberius wird in diesem Falle nicht karg sein und prächtige Fechterspiele geben, wir aber werden in der ersten Reihe der Arena unsere Sitze haben. Ich hoffe, daß bis dahin ein Schiff mit neuen Löwen aus Afrika ankommen wird, denn nichts ist prächtiger im Cirkus anzusehen als eine Löwenjagd. Die Wut der Tiere, die man zuvor hungern läßt, ist dann unbeschreiblich, und sind die Gladiatoren nicht sehr geübt, so dauert das Spiel nur zu kurz, sie werden sogleich zerrissen."

„So ist's," stimmte Frau Livia bei. „Denkst du nicht, edle Portia, man könnte die deutschen Gefangenen statt der Gladiatoren verwenden? Die hochragenden Gestalten, eine Bärenhaut oder ein Wolfsfell auf dem Rücken, die gewaltige Brust und die Arme nackt, müßten sich den mächtigen Löwen Afrikas gegenüber gar stattlich darstellen."

„Ich hoffe überhaupt, man wird viele Gefangene machen," fügte Frau Flavia hinzu; „ich wünschte mir einige junge Germanensklaven, ist es doch jetzt guter Ton in Rom, solche zu besitzen."

In dieser Weise spann sich das Gespräch fort, bis endlich die Frauen in die duftige deutsche Sommernacht hinaustraten, sich unter Händedrücken verabschiedeten und ihre Tragbetten bestiegen. Länger jedoch, bis die Mondessichel erlosch und das Morgenrot über den Wäldern erglühte, blieben die Heerführer mit dem Cäsar beisammen, der den Feldzugsplan mit ihnen besprach, welcher blutigen Mord, Brand und Verheerung in die deutschen Lande tragen sollte, um den Römern die Oberherrschaft über die unbeugsamen Germanen wieder zu gewinnen.

## 2.

# Frodo und Bertila.

Dort, wo Hercynia klare Quellen
In fette Fluren ausgesandt,
Daß rings die goldnen Saaten schwellen,
Dort ist das schöne, deutsche Land.

Da wohnen Männer, stark wie Eisen,
Das ihrer Berge Busen nährt;
Da blühen still in schönen Kreisen
Die Frauen, hold und ehrenwert.

Da wohnt die Kraft, da wohnt die Milde,
Da herrscht die Sitte rein und echt,
Da gilt, da schirmt mit eh'rnem Schilde
Der guten Väter altes Recht.

Am Ufer der Ems, die aus Quellen vom Teutoburger Walde gespeist wird, stand ein einsames Haus, aus behauenen Balken aufgeführt, deren Zwischenräume mit Lehm und Kalk, vermischt mit zerhacktem Werg und Stroh, ausgefüllt waren. Das Haus war nur einstöckig, aber es streckte sich behaglich in der Breite aus. Die weißbestrichenen Außenwände hoben sich freundlich von dem rotbemalten Gebälke ab. Daran stießen lang hingestreckt die Ställe und der Schuppen, worin die Vorräte von Heu und Getreide aufbewahrt wurden. Eine Thüre des Hauses führte in den Hof, eine zweite in den mit Salat, Rettichen, Rüben und Kohlgewächsen bepflanzten Garten; beide waren zum Schutz gegen das Weidvieh wie gegen das Wild von einem Zaun umgeben.

In sanftem Bogen spülte der Fluß an der Niederlassung vorüber; längs des Thales zogen sich grüne Weideplätze und golden reifende Fruchtfelder dahin; die zu beiden Seiten sanft ansteigenden Hügel waren von dichtem Walde bewachsen. Zwei Kühe und vier Rinder grasten bedächtig auf der Weide, einige Schafe suchten sich die würzigeren Bergkräuter der ansteigenden Hügel, weiter oben grunzten zwei Schweine mit ihren Jungen, die in der Eichelmast sich gütlich thaten; von dem Flusse her schnatterte die Gänseherde. Ein Roß, den Stolz der germanischen Mannen, besaß der cheruskische Friling nicht, der dort in der Krümmung des Thales sich das Haus erbaut hatte; er hoffte aber, wenn seine übrige Herde sich vermehrte, gegen einzelne Stücke derselben sich ein junges Füllen zu erwerben.

Ein Festmahl wurde in dem einsamen Hause vorbereitet. Frodo, der junge cheruskische Mann, hatte dies Gehöfte vom Vater ererbt, der mit zwei älteren Söhnen in der Römerschlacht im Teutoburger Walde gefallen war; ein dritter Bruder war vier Jahre später, als Germanikus in die cheruskischen Gaue einfiel, dem Römerschwert erlegen. So blieb bei Ganna, der verwitweten Mutter, nur

der vierte, jüngste Sohn Frodo zurück. Drei Töchter waren schon verheiratet und hatten seit Jahren das Vaterhaus verlassen. Der alternden Frau wurde es im Laufe der Zeit zu viel, den Haushalt zu überschauen, sie riet daher dem Sohne, ein Weib zu suchen, das er als Hauswirtin heimführen möge.

Frodo aber hatte einen Freund, der ihm teuer war wie ein Bruder, Thilo, den Sohn des Schmiedes, der im unfernen Dorfe angesiedelt war. Als Knabe schon war Frodo seinem Vater gerne nach der Schmiede gefolgt, wenn dieser an Pflugschar, Sichel oder Sense, an Beil oder Axt etwas auszubessern hatte. Mit größter Aufmerksamkeit hatte der Knabe zugesehen, wie die Funken sprühten und das glühende Eisen unter den Schlägen des gewaltigen Hammers sich dehnte und formen ließ, als wäre es eine weiche Masse. Den Schmied betrachtete er mit scheuer Bewunderung; es schien ihm derselbe seiner Kunstfertigkeit wegen ein höherer Mensch zu sein, der die andern an Verstand, wie an Kraft und Geschicklichkeit überrage.

Thilo, des Schmiedes erstes Söhnlein, pflegte in der Schmiede zu spielen, wo er sich von einem Steine, einem gabelförmigen Holze und einem alten, abgesprungenen Eisen Ambos, Zange und Hammer zurechtgemacht hatte, auf denen er des Vaters Thun nachahmte. Die Knaben näherten sich einander und spielten stundenlang zusammen. Bald fand Thilo auch den Weg zum einsamen Gehöfte an der Ems, um dort den Gespielen zu besuchen; wie Frodo am Sprühen der Funken in der Schmiede, so freute sich Thilo an der plätschernden Flut; er leistete Frodo Gesellschaft, der die kleine Herde des Vaters zu hüten hatte, und half ihm des Abends, sie in die schützende Umzäunung zu treiben. Der dritte im Bunde war dann Kero, der Hund, welcher indessen treue Hut übte, während die Knaben um die Wette kletterten, mit kleinen Spießen nach Baumstämmen warfen oder sich im Ringkampfe übten.

Die Knaben wuchsen zu Jünglingen heran, und an demselben Gautage wurden die beiden vor den Augen der Gemeinde von den Vätern mit Waffen bekleidet. Thilo durfte nun die hochgeschätzte Kunst seines Vaters erlernen; Frodo übte sich, Pflug und Egge zu führen, die Schafe zu scheren, Sense und Sichel zu handhaben; aber zur Abendstunde fanden sie sich zusammen; zur Herbst- und Winterzeit, wo die Feldarbeit ruhte und die Hammerschläge auf dem Ambos seltener tönten, waren sie Gefährten auf der Jagd, die der freien Germanen größte Freude war, wenn schon der gemeine Mann nicht so hingebend ihr obliegen konnte wie der reiche Edeling und der herdenreiche Freie, der die Feldarbeit seinen leibeigenen Knechten, Kriegsgefangenen und deren Nachkommen, überließ.

Auf einer Jagd, wo Frodo den gewaltigen Auerochsen in dem Augenblicke

erlegte, als er Thilo niederrennen wollte, dessen Wurfspieß ihn verfehlt hatte, schwuren sie den Freundschaftsbund bei den unsichtbaren Göttern. Jeder ritzte sich den Arm auf, und die blutigen Messer wurden nebeneinander tief in den Stamm einer Eiche gestoßen, damit das Blut sich dem Safte des Baumes vermische. Ein so beschworener Bund wurde heilig gehalten wie Blutsverwandtschaft.

Als sie das dreißigste Mal die Sonnenwende erlebt hatten, galten die Jünglinge als Männer und traten abermals vor die Gaugemeinde, um Recht und Stimme in den Reihen der Männer anzusprechen. Es war fünf Jahre nach der Schlacht im Teutoburger Walde, in der Frodo den Vater, ein Jahr nach dem Einfalle des Germanikus, bei dem er den letzten Bruder verloren hatte. Während sie nun von den Gaueichen zum stillen Gehöfte heimkehrten, bat er Thilo, bei seinem Vater um die freundliche Bertila, seine Schwester, für ihn anzufragen, und mit Freuden sagte Thilo zu.

Der Schmied ließ den Sohn nicht vergebens für den Freund bitten. Zwar war er ein angesehener Mann in der Gaugemeinde, hochgeschätzt wegen seiner Kunst und reich an Besitz; er nannte eine stattliche Herde sein eigen und gebot über zwei anererbte Knechte, die ihm sein Feld bebauten. Frodos Erbteil dagegen war klein; sein Vater hatte ehemals einen Knecht besessen, den Enkel eines kriegsgefangenen Galliers, der, auf dem Gehöfte aufgewachsen, treu und ergeben war, denn er kannte keine andere Heimat mehr. Jetzt war er gestorben, ohne einen Sohn zu hinterlassen, und Frodo hatte keinen anderen Gehilfen mehr als seinen Hund, einen Nachkommen des alten Kero, der, wie dieser, die Herde bewachte und den Wolf abwehrte.

Aber Thilos Vater wußte auch, daß Frodo ein tüchtiger Mann sei, weder dem Spiele noch dem Trunke ergeben, den Erbfehlern der sonst so wackeren germanischen Mannen, darum verlobte er ihm die Tochter feierlich im göttergeweihten Eichenhain, und Frodo führte Bertila als sein Weib in sein einsames Gehöfte an der Ems.

Ein Jahr war seitdem verflossen, und Bertila war heimisch geworden im Hause des Gatten, sie waltete emsig am Herde, am Webstuhl und im Garten; die alte Mutter Ganna aber saß ruhend in ihrem von des Sohnes Händen geschnitzten Stuhle, winters am Herdfeuer und sommers unter den Linden, die das Haus beschatteten. Frodo bestellte das Feld. Zur Herbst- und Winterzeit aber, wenn die Feldarbeit ruhte, zog Frodo mit Messer und Wurfspieß in den Wald, um der Jagd zu pflegen, von Thilo, seinem Schwager, begleitet, oder er schaute nach den Rindern, den Schafen und dem Borstenvieh, denn das einsame Gehöft war zu weit vom Dorfe entlegen, als daß der Gemeindehirte die Tiere hätte unter seine Hut nehmen können.

Seit wenig Wochen ruhte ein kleiner schlummernder Knabe in der Korbwiege, die der Vater aus Weiden geflochten und an der Decke aufgehängt hatte, wo ein leichter Stoß im Vorbeigehen sie in sanftschaukelnde Bewegung versetzte. Dies frohe Ereignis hatte Frodo Bertilas Vater und Brüdern kundgethan und sie samt den Männern seiner eigenen Schwestern zu Gast geladen auf den Tag, da der Mond sich das nächste Mal fülle. Tags zuvor hatte er eines der Schweine geschlachtet. Bertila hing einen Teil des Fleisches in Rauch, bereitete den andern zum Braten vor, rührte frische Butter aus und buk schmackhafte Brotkuchen mit Zusatz von Milch, Butter und würzigen Kräutern. Von selbstgebrautem Bier und starkgegorenem, aus rauhen Äpfeln mit Zusatz von Honig bereitetem Met war genügender Vorrat im Keller auf der Winterseite des Hauses.

Als am Morgen des festlichen Tages der erste Strahl der aufgehenden Sonne durch die kleine, stets offene Fensterluke der Kammer fiel, erhob sich Bertila, schüttelte das Stroh in der einfach gezimmerten Bettstatt und breitete das grobe, aber reine Leinen darüber, wozu sie den Flachs selbst gebaut, gesponnen und gewoben hatte, schüttelte auch den mit den Federn der eigenen Gänseherde vollgestopften Pfühl und breitete die Decke, einen Wolfspelz, darüber. Leise verließ sie die Kammer, um das Kind und Frodo nicht zu wecken, der vorigen Tages die doppelte Feldarbeit geleistet hatte, um einige Tage der festlichen Freude widmen zu können.

Zuerst eilte sie flüchtigen Fußes zum Flusse, sich im kühlen Bade zu erfrischen und zu stärken, dann kehrte sie ins Haus zurück, fachte die in der Asche wohlverwahrte Herdglut an und bereitete das Frühstück, einen kräftigen Brei aus Milch und geröstetem Mehle, wozu sie kaltes Fleisch und Brot samt einem Krug schäumenden Bieres aufstellte, denn auch Frodo war erwacht und zum Flusse gegangen, von wo er jetzt wieder zurückkehrte; nur die alte Mutter schlief noch und das Kind, in der Korbwiege, die für die Nacht in die Kammer gestellt ward.

Frodo setzte sich zum Tische, Bertila saß ihm gegenüber, und beide labten sich am kräftigen Frühstück, der Hauptmahlzeit der Germanen.

Darauf kleidete sich Frodo für den Gautag an, indem er über das nur bis zum Knie reichende Gewand von starker, ungebleichter Leinwand ein Lederwams ohne Ärmel anzog, denn die nervigen Arme und Beine trugen die Söhne Teuts unbekleidet. Über die Schulter warf er als Schutz wider Regen und Sonne einen kurzen Mantel von grobem, rotgefärbtem Wollenzeug, den Bertila gewoben und gefärbt hatte, denn zum Wolfspelz, den er winters trug, waren Tage und Nächte jetzt zu warm. Zuletzt nahm er seine Waffen von den Wänden; ein Schwert, ihm vom Vater vererbt, hing er an ledernem Gurt über die Schulter, die Framea, den deutschen Wurfspeer, der den Römern so viel Schrecken

einflößte, nahm er in die Hand. Ging's auch nur zum friedlichen Gautage, so wollte der freie Mann doch nicht ohne die Waffen erscheinen, die sein Schmuck und sein Stolz waren, ihn vom kriegsgefangenen oder auch in Leibeigenschaft geborenen Knechte unterschieden und den arbeitenden Friling dem reichen, nur Jagd und Krieg übenden Edeling gleichstellten.

Bertila bot ihm noch die Ledertasche, die sie mit Rauchfleisch, Brot und einem Metkrug bepackt hatte, dann reichte er ihr die Hand zum Abschied. „Bis die Sonne niedergeht, wird der Gautag währen," sprach er; „uns wird der Mond leuchten zur Heimkehr, halte das Mahl und die Lagerstätten bereit!"

„Es wird alles bereit sein, zu welcher Stunde ihr kommen mögt; aber, Frodo, schaue erst noch einmal auf deinen Knaben!" sagte Bertila, holte mit Mutterstolz den Kleinen aus der Kammer und reichte ihn dem Manne dar. Das Kind erwachte darüber und schaute mit hellen Augen zu dem Vater auf, der es küßte, dann der Mutter zurückgab und hinwegeilte, denn bis zu der eichenbewachsenen Heide, wo sommers die Gaugemeinde gehalten wurde, hatte er weiten Weg zurückzulegen.

Das Kind im Arme trat Bertila auf die Schwelle des Hauses und schaute sinnend dem mit raschen Schritten Abgehenden nach. Wie mannhaft und stark war er zu schauen mit dem breiten Bau der Schultern, der gewaltigen Brust, dem frei emporgerichteten, mit krausen Haaren bedeckten Haupte! welche Kraft in den nackten, nervigen Armen und Beinen!

Sie wollte sich des mannhaften Gatten freuen, aber eine plötzliche Angst legte sich schwer auf sie, als sie Frodos Gestalt in dem Schatten des langsam ansteigenden Waldes verschwinden sah. Während sie gesenkten Hauptes dastand, fragte eine milde Stimme hinter ihr: „Warum so traurig, meine Tochter? Ist nicht ein Freudentag heute für dich, für Frodo und mich, die alternde Mutter, die dem Gatten und drei Söhnen ins Grab schauen mußte und sich heute doch verjüngt, da sie den Sohn des Sohnes im Arm halten darf?" Es war die alte Ganna, die erwacht war und aus ihrem Kämmerlein ins Herdgelaß kam.

„Ja, Mutter, ich bin ein thörichtes Weib," sagte Bertila, sich umwendend, „geht ja Frodo doch nur zum friedlichen Gautage und bringt mir von dort den Vater, die Brüder und die Schwäger als festliche Gäste ins Haus. Es muß wohl die Freude und Erwartung nur sein, die mich bedrückt hat."

Sie herzte das Kind aufs neue und reichte ihm seine Nahrung; die alte Mutter Ganna aber nahm etwas weniges zum Frühstück, denn ihr dahinschwindendes Alter bedurfte nicht mehr voller Nahrung, wie die lebenskräftige Jugend. Darauf legte die junge Mutter den Knaben wieder in die Korbwiege und hing diese am gewohnten Platze auf; die alte Frau Ganna aber setzte sich daneben

und schaukelte das Kind. Bertila ging, um die beiden Kühe zu melken und samt den Schafen auf die Weide zu entlassen, die Gänse an den Fluß und das Mutterschwein auf die Eichelmast zu treiben, unweit des Hauses, wo sie es hören konnte, wenn der Hund, der wachsame Hüter, ein Zeichen gab, daß Gefahr drohe.

Dann kehrte sie den aus Lehm festgestampften Boden rein, bestreute ihn mit frischem Sand und jung grünenden Tannensprossen, scheuerte den Tisch aus Tannenholz, der dem Herde gegenüber die zweite Hauptwand des wohnlichen Raumes einnahm, und stellte buntbemalte irdene Teller auf, daneben sauber aus dem feinen Holze des Eibenbaumes geschnitzte Becher und die beiden Hörner des Auerochsen, den Frodo als Jüngling erlegt und die Bertilas Bruder, der geschickte Schmied Thilo, ihm in Bronze gefaßt hatte.

Als die Sonne sich zu neigen begann, schürte sie die Herdflamme zu heller Lohe an, setzte den Schinken und die Würste in Töpfe, ein Lamm und ein junges Tier von der schnatternden Brut am Flusse auf Spießen ans Feuer und warf grüne Wachholderzweige auf die Glut, die den Raum mit Wohlgeruch füllten. Auch die kleine Herde trieb sie mit Keros Hilfe heim in die Umzäunung neben dem Hause, denn des Sommers übernachteten die Tiere im Freien. Zuletzt schmückte sie sich selbst zum Feste, indem sie die langen blonden Haare frisch aufband und mit blauem Wollbande durchflocht, dann das Festkleid von neuem Linnenzeug anlegte, dem sie mit im Walde wachsenden Färbekräutern eine freundlich blaue Farbe gegeben hatte.

Darüber war die Sonne verschwunden. Kaum fiel noch ein blasser Streifen von Tageslicht durch die Fensterluke dem Herde gegenüber, die zugleich dem Rauch Abzug gab; die Herdflamme warf ihren rötlichen Schein heller durch den dunkelnden Raum und spiegelte sich an dem blanken Haus- und Feldgeräte, das an den Wänden hing.

Jetzt fing der Hund an heftig und anhaltend zu bellen. „Sollten sie schon kommen?“ fragte Bertila, zu Ganna gewandt. Doch die alte Frau war im Stuhle eingeschlafen; auch das Kind schlummerte wieder. Bertila trat vor die Thüre, um zu schauen, was die Unruhe Keros bedeute, und ob der Mond noch nicht aufgegangen sei, den Männern auf dem Wege zu leuchten. Wie freute sie sich auf sie alle, auf den Vater besonders und auf ihren Lieblingsbruder Thilo, den Schmied!

Während sie ausschaute, sah sie einen roten Schein von der Höhe her gegen Abend aufleuchten. Es war nicht der aufgehende Mond, denn dieser mußte in der entgegengesetzten Richtung sich zeigen, nein, es war Feuer, mit Absicht auf der Höhe angefacht, von wo es weit ins Land schauen mußte. Was bedeutete das?

Horch! der Hufschlag eines Rosses schallte durch das einsame Thal. Ein

Reiter sprengte des Weges daher. Als er dem Hause gegenüber war, trat ihm Bertila in den Weg mit dem Rufe: „Bei dem Haupte deiner Mutter und dem Leben deiner Kinder beschwöre ich dich, halte an und gieb mir Bescheid, wohin du reitest und was das Flammenzeichen dort auf der Höhe bedeutet!“

Einen Augenblick hielt der Reiter sein Roß an und antwortete, atemlos vom schnellen Ritte: „Als des Herzogs Bote rufe ich alle Mannen zur Wehr — die Römer stehen im Lande mit ihrem Feldherrn Germanikus! Das künden die flackernden Feuer von Berg zu Berg.“

„Die Römer im Lande? und von den Männern ist keiner zu Hause, sie alle sind heute zum Gautag unter die Eichen gegangen!“ gab Bertila zurück.

„Von den Gaueichen komme ich her,“ versetzte der Reiter. „Der Mannen und Jünglinge keiner kehrt zurück zu seinem Hause; sie alle sind unterwegs zum Hofe des Herzogs. Verziehe auch du keine Nacht mehr im Hause, junges Weib! die römischen Wölfe sind behend. Fahre wohl — ich reite weiter, alle Mannen zur Wehr zu rufen im nächsten Gau.“ Er sprengte weiter, das nächtliche, dunkelnde Thal entlang.

Eine kleine Weile stand Bertila stumm, wie angewurzelt, die Augen auf das ferne Feuer geheftet, das heller emporzulodern schien, je mehr die Nacht sich herabsenkte. Bald aber riß sie sich los und eilte raschen Schrittes ins Haus zurück, wo die alte Mutter Ganna bei ihrem Eintritt vom Schlummer auffuhr mit den Worten: „Hörte ich nicht eines Reiters Hufschlag? was will er im Thale der Ems?“

„Alle Mannen ruft er zur Wehr,“ antwortete Bertila; „die Römer sind im Lande.“

„Die römischen Wölfe?“ rief die alte Frau mit einem so schrillen Weheruf aus, daß der Säugling in der Wiege erwachte. Doch weder die junge Mutter, noch die alte zärtliche Ahne achtete jetzt auf sein Schreien.

„Die römischen Wölfe!“ wiederholte Ganna; „dreimal schon habe ich diesen Ruf gehört — ihre Schwerter haben das Blut meines Gatten und meiner Söhne getrunken! Was thaten wir ihnen zuleide? Haben unsere Männer sie bis jenseits des Rheines verfolgt? ihre Städte und Burgen gebrochen, wie sie vermocht hätten? Frieden haben wir ihnen gelassen, Frieden nur begehrt und Freiheit für uns, denn nicht zu Roms Knechten hat Wodan Teuts Söhne ins Leben gerufen. Darum mögest du sie verderben, du Allgerechter, Allmächtiger, Allweiser, der du den Donner sendest und die Schlachten lenkest!“

Sie streckte die mageren Arme wie beschwörend nach dem Himmel aus; die grauen, sonst von schwarzem Bande festgehaltenen Haare hatten sich in der heftigen Bewegung gelöst und flatterten wild um das bleiche Gesicht, die Augen

glühten und schauten mit abwesendem Blick in weite Ferne. „Ja, ich schaue es," fuhr sie fort, „du wirst sie verderben, Allvater! — ha, wie es tobt und zischt und braust in den Lüften um sie! — Und er, der stolze Cäsar, der sie führt, der unsere Söhne mordet, um sich und die Seinen zu Göttern auf Erden zu erheben — er stirbt elender als sie alle, nicht auf freiem Schlachtfelde mit ruhmvoller Wunde in der Brust — nein, ferne krümmt er sich vor Qual und schmachtet hin auf schmerzvollem Totenlager!"

Tiefatmend sank jetzt die alte Frau in ihren Stuhl zurück und schloß erschöpft die Augen.

Bertila wagte nicht sie anzureden. Mit Schauer hatte sie die Worte gehört; denn Frau Ganna stand in dem Rufe, daß sie die Gabe des ahnenden Fernblicks habe, wie er zuweilen germanischen Frauen innewohnte.

Plötzlich schlug die Greisin die Augen wieder auf und fragte in veränderter, natürlicher Stimme: „Wo ist Frodo, mein Sohn?"

„Er zieht den Römern entgegen mit unsern Mannen allen. Bei den Gaueichen hat sie der Herzogsbote getroffen, und Männer und Jünglinge sind dem Rufe gefolgt."

„Was weilst du dann noch hier, junges Weib?" fragte Ganna; „dreimal bin ich dem Gatten und den Söhnen gefolgt aufs blutige Wahlfeld, — in meinen Armen ist jeder von ihnen gestorben, meine Hand hat ihre lechzenden Lippen noch gelabt, ihnen dann die Augen zum Schlummer zugedrückt und das letzte Bette gegraben — — tief, tief, daß kein räuberisch Tier die Gebeine entweihe."

„Mutter," rief Bertila, „wird mir Frodo nicht zürnen, wenn ich dich verlasse, einsam, ohne Schutz und Pflege? Habe ich nicht bei den Göttern gelobt, dir eine Tochter zu sein?"

„Gehe dennoch, Bertila!" sprach die Greisin milder; „sage Frodo, ich habe dich's geheißen. Kann ich dem Sohne nicht mehr selbst folgen wie einst seinem Vater und seinen Brüdern, so soll er darum doch nicht hilflos an seinen Wunden verbluten. Folge du, sein Weib, ihm nach in den Kampf und sorge nicht um mich! die hohen Himmlischen, die bisher mein Leben gefristet, sind meine Hüter, und wenn sie mich hinwegnehmen in die Nacht — so tröste du meinen Sohn ob dem Tode seiner Mutter!"

Bertila widersprach nicht länger; zog ja doch ihr eigenes Herz sie, dem Gatten zu folgen, wie die germanischen Frauen zu thun pflegten, um ihm Speise und Trank nachzubringen, ihn zu verbinden und zu pflegen, wenn er verwundet aus den Reihen der Kämpfer sich schleppte. Mit rascher Besonnenheit packte sie Rauchfleisch und Brot in ein Säckchen und hing sich dies über die Schulter; dazu fügte die alte Ganna den Wundbalsam, den sie aus Kräutern des Waldes bereitet hatte.

Zuletzt reichte Bertila noch dem Säugling seine Nahrung, wickelte ihn sorgsam in Tücher und umgab sie mit einer Schlinge, um ihn ohne Beschwer zu tragen; darauf erquickte sie sich selbst, dem Rate der erfahrenen Alten gehorchend, mit einem Trunke erst am Abend gemolkener Milch und reichte der alten Mutter zum Abschied die Hand.

„Die Himmlischen begleiten dich, meine Tochter, fürchte nichts! ...“ sprach die Greisin, ihre Stirn küssend. „Segen über dich, Sohn meines Sohnes!“ fuhr sie fort und küßte auch den Enkel; „und nun beginne deine Wanderung, meine Tochter!“

Bertila schritt über die Schwelle des Hauses, worin sie ein Jahr lang als glückliches Weib geschaltet hatte. Durfte sie wieder heimkehren oder nicht? Sie übergab dies vertrauend dem hehren Walten der göttlichen Macht, die von den Germanen ehrfurchtsvoll geahnt und fromm geglaubt wurde. Als sie am Zaune vorüberging, winselte Kero, der treue Hund, als verstehe er, was sie vorhabe; sie rief ihm ein freundliches Abschiedswort zu. Dann schritt sie, das schlummernde Kind an sich drückend, den Speer in der Hand, der ihr als Stab und als Waffe wider die Tiere des Waldes dienen mußte, im Gürtel ein Messer, rasch und furchtlos vorwärts auf dem nächtlichen Pfade.

Unermüdet wanderte Bertila die ganze Nacht durch Wald und Heide dahin. Erst gegen Morgen, als schon die Vögel erwachten, pflog sie einige Stunden der Ruhe unter dem schützenden Laubdach einer weitästigen Buche. Die Strahlen der aufgehenden Sonne, die durch das Waldesdüster fielen, weckten sie wieder. Sie stärkte sich durch ein Frühstück von Rauchfleisch und Brot, badete sich Haupt und Füße in dem vorüberfließenden Waldbach, reichte auch dem weinenden Kinde seine Nahrung und trat ihren Weg durch Wald und Heide wieder an. Mit dem sinkenden Abend langte sie beim Gehöfte Herzog Hermanns, des Cheruskers, am Weserufer an, wo die Wehrmannen sich gesammelt hatten. Schon waren diese von dort weiter gegen den Feind vorgerückt; Bertila erhielt Kunde über die Richtung, die sie eingeschlagen hatten, und ihre Wanderung war nun nicht mehr eine einsame, da alte und junge Frauen aus fernen und nahen Gauen denselben Weg verfolgten, um ihren Vätern, Männern oder Söhnen beim todbringenden Kampfe nahe zu sein.

Ehe die Sonne wieder sank, holten sie die Wehrmannen ein, die am Weserufer standen, nur durch den Fluß von den Römern getrennt. Diese hatten ihnen gegenüber ein festes Lager aufgeschlagen und bauten jetzt emsig an einer Brücke, die ihre Legionen über den Fluß tragen sollte.

Bertila gab der Ermüdung nach zweitägiger Wanderung nicht nach, bis sie ihren Gatten in den Reihen der Mannen aufgefunden hatte. Freudig hieß Frodo

sie willkommen, und als Bertila ihm berichtete, wie Mutter Ganna sie selbst aufgefordert habe, ihm zu folgen, sprach er zustimmend: „Die Mutter steht im Schutz der allwaltenden Götter; du thatest recht, daß du ihren Worten gehorchtest, Bertila." Auf dem Moosgrund sitzend labten sie sich gemeinschaftlich an den Vorräten, die Bertila mitgebracht hatte. Dann führte Frodo sie auf eine Anhöhe am Flußufer, von wo sie das Römerlager überschauen konnte, und erklärte ihr, was die Zelte, Standarten und Feldzeichen bedeuten. „Schau diese Adler! jeder Legion der Römer wird einer vorgetragen. Zwei derselben haben wir im Teutoburger Walde erbeutet. Sie sind den Göttern geweiht und in den heiligen Hainen aufbewahrt," sprach Frodo, auf die goldenen Adler weisend, die inmitten und im Umkreis des Lagers hoch über den Zelten aufgepflanzt waren. Sie glänzten hell im Strahle der sinkenden Sonne.

Bertila schaute hinüber und rief erschreckt aus: „Acht Adler zähle ich dort! drei Legionen nur hatte Varus im Teutoburger Walde. Jetzt aber habt ihr deren acht wider euch?"

„Fürchte nichts!" antwortete Frodo mit funkelndem Blicke; „als Hermann uns aufrief zum Kampfe wider die drei Legionen des Varus, waren die deutschen Stämme uneinig, ja viele unter uns waren verweichlicht durch der Römer Sitten. Nun sind wir einig, sind in der strengen Sitte der Väter gekräftigt, — fürchte nichts, Bertila, acht Legionen schrecken uns nicht!"

Hochatmend hielt Frodo inne; demütig schmiegte sich Bertila dem starken Manne an die Seite, hob ihm das Kind entgegen und sprach: „Ihr werdet die Römer zurückwerfen, sind sie auch acht Legionen stark; für den heimischen Herd kämpft ihr, für eure Mütter, eure Frauen, für eure Kinder und das Land eurer Väter!"

Frodo hob das Haupt mit leuchtendem Blicke empor und schüttelte kampfmutig den Speer in der Hand, dann führte er Bertila sorgsam zurück unter die Eichen, die das Hügelland beschatteten; dort nahm sie Nachtlager unter den Frauen, die ringsum aus den Cherusker-, Chatten- und Marsenstämmen ihren Männern nachgeeilt waren. Frodo aber eilte, nachdem er noch den kleinen Sohn ans Herz gedrückt hatte, zurück und reihte sich unter die Wehrmannen, die längs des Flusses gelagert waren.

## 3.

# Hermann und Flavus.

Sein Bruder, von der Väter Art
Abweichend, ringt nach Römersold,
Im schnöden Herzen war gepaart
Die Sucht nach falschem Ruhm und Gold.

Der Strom floß zwischen den beiden Heeren dahin, die mit dem sinkenden Abende angelangt waren. Auf dem rechten Ufer ritt Herzog Hermann zwischen seinen Scharen auf und ab, sie zum bevorstehenden Kampf aufzumuntern. Im Kreise um die Wachtfeuer lagerten sich die Wehrmannschaften, auch Emiko, jetzt junger Hausvater im Gehöfte, das der Vater ihm übergeben hatte, der treueste Mann Hermanns, legte sich inmitten der Mannen seines Gaues nieder, während der alte Ettichо, noch in grauen Haaren von feurigem Jugendmute beseelt, das Stromufer entlangritt, um nach dem römischen Heere zu schauen, in dem er selbst in jungen Jahren gedient hatte. Plötzlich sprengte er auf seinen Sohn zu mit dem Rufe: „Emiko, weiß Herzog Hermann, daß sein Bruder dort unter den Legionen steht?“

Der Jüngling fuhr empor. „Hermanns Bruder, der zu Rom zurückblieb, wäre hier? er stünde in Waffen wider das Land seiner Väter? haben deine Augen dich nicht getäuscht, Vater?“

„Meine Augen blicken heute noch so scharf, wie die deinen,“ versetzte der alte Edeling; „und Siegmars Sohn, den die Römer Flavus, den Goldkopf, nennen, habe ich einst aufwachsen sehen. Er ist hier, sage ich dir — gehe hin und melde es Hermann!“

Emiko zögerte nicht; bald hatte er den Herzog eingeholt und teilte ihm die wichtige Nachricht mit.

Hermann war überrascht von der Kunde. Sein Bruder, von dem ihn seit Jahren nicht nur weite Landesstrecken samt der Alpen hohen Mauern schieden, der den Römern seine Treue verpfändet hatte, während Hermann dem Lande der Väter seine Jugendkraft weihte, — er sollte hier sein, sollte die Waffen wider seine Brüder, wider der Väter Land tragen? — — Sehnsucht nach dem einzigen Bruder, Erinnerungen an die gemeinsam verlebten Tage der Kindheit wachten lebendig in Hermanns Herzen auf und mit ihnen der heiße Wunsch und die Hoffnung, den entfremdeten Bruder für sich und für die Heimat neu zu gewinnen.

„Komm mit mir, Emiko, kommt alle mit mir, ihr Führer der Wehrmannschaft!“ rief er den Männern in seiner Umgebung zu. Und sofort ritt er zum

äußersten Rande des Flusses. Ihm folgten die Edelinge in ungewisser Erwartung.

Jetzt stand Hermann am äußersten Rande des Flusses und winkte hinüber. Die Römer, die seine hochragende Gestalt aus so manchen Schlachten und Kämpfen kannten, traten aufmerksam herzu. Laut rief er die Frage hinüber, ob der Feldherr schon angekommen sei? Ihm wurde von den Centurionen bejahend geantwortet. Hermann ersuchte sie, dem Cäsar die Bitte zu überbringen, daß sein Bruder zur Begrüßung an den Fluß geschickt werde.

Zwei Centurionen eilten hinweg, um seinen Auftrag auszurichten. Sie kamen in Bälde zurück und verkündeten die Genehmigung des Cäsar. Ihnen folgte ein junger Mann in römischer Ritterrüstung, dem unter dem Helme blondes Haar üppig hervorquoll, während sein Antlitz von südlicher Sonne gebräunt war; daraus leuchtete ein einzelnes blaues Auge, die andere Augenhöhle starrte leer — ihr fehlte das Auge.

Erschüttert war Hermann von dem Anblick des Bruders, den er nach mehr als zehn Jahren zum erstenmal wiedersah. Die Hände nach dem andern Ufer ausstreckend rief er mit bewegter Stimme: „Ich grüße dich, mein Bruder, grüße dich von mir und von der alternden Mutter — denn unser Vater Siegmar ist hingegangen zu den Helden in Wodans Saal!"

„Sei gegrüßt auch von mir, Arminius!" antwortete Flavus mit römischer, vornehmer Gemessenheit.

Hermanns Herz aber wallte mehr und mehr über. Er winkte seinen Begleitern zu, die ihn rasch verstanden und zurücktraten, um nicht als störende Zeugen den Herzenserguß zwischen zwei Brüdern zu hemmen. Weniger rücksichtsvoll waren die römischen Centurionen, die Flavus begleitet hatten, und die Bogenschützen, die längs des Ufers als Wachen gegen die Deutschen aufgestellt waren; Hermann forderte daher mit lauter Stimme, daß sie zurücktreten, und sie wagten nicht, seinem gerechten Verlangen zu widerstreben. Nun redete Hermann seinen Bruder abermals in der vaterländischen Sprache an und fragte teilnehmend, wo er sein Auge verloren habe.

„Als Tiberius den Aufruhr in Pannonien niederzwang, traf mich ein Wurfspeer ins Auge," antwortete Flavus. — Es war dies dieselbe Zeit, in der Hermann im Teutoburger Walde des Varus Legionen vernichtet und Deutschland befreit hatte.

„Sage mir, Bruder," rief Hermann aus, „wie der hochthronende Cäsar dir solch schweren Verlust gelohnt hat!"

„Eine goldene Ehrenkette," pries Flavus stolz, „hing mir der Feldherr noch auf dem Schlachtfelde um. Beim Einzug in Rom trug ich einen Ehrenkranz;

hernach verlieh mir der großmütige Cäsar die Ritterwürde und erhöhte noch überdies meinen Sold. So ward mein Lohn höher als mein Verlust."

„Wahrlich, ein reicher Lohn!" spottete Hermann und brauchte jetzt römische Sprache, denn er wollte, daß die Ohren der Centurionen ihn hören; „eine Kette, ein Kranz und die Ritterwürde sollten dir das Auge ersetzen? Ja, eine Kette ziemt wohl dem Manne, der sich mit dem feilen Preis der Dienstbarkeit schmückt! Ein Knecht bist du in Rom, wirf die Kette von dir und sei ein Fürst unter freien Mannen!"

„Bethört ist dein Sinn, Arminius, darum sprichst du auch thörichte Worte," zürnte Flavus. „Kenntest und bedächtest du die Allgewalt des hochthronenden Imperators, die Größe und Macht des römischen Volkes, du würdest den Widerstand aufgeben, der zuletzt das Verderben über dich beschwört, — du würdest dich dem Cäsar unterwerfen, denn wisse, Arminius, daß der Imperator, wie er die Besiegten schwer bestraft, so denen Gnade und Güte beweist, die sich willig und ganz ihm ergeben! Auch dir, so schwer du im Aufruhr gegen Rom gefehlt hast, kann Verzeihung werden, denn selbst deinem Weibe und deinem Sohne soll das Leben erhalten bleiben, ihre Gefangenschaft eine milde, das Licht der Sonne ihnen nicht entzogen, noch verwehrt sein, sich unter freiem Himmel zu ergehen."

Wie ein Dolchstoß durchfuhr dies Wort Hermanns Herz. Schwer atmend stand er, mit der rechten Hand sich auf sein Schwert stützend, um nicht zu wanken, die Linke vor die Augen haltend, als ob das Tageslicht ihn blende. Ein Sohn war ihm von der allwaltenden, göttlichen Huld geschenkt — aber als Gefangener hatte das Kind das Licht der Welt erblicken müssen! Eine Botschaft, sonst den Vater aufs höchste beglückend, ward dem Helden und Befreier seines Vaterlandes zum Schmerz und zur Qual!

Mit gewaltsamem Entschlusse richtete er sich wieder empor. Das heiße Weh, das seine Seele erfüllte, ergoß sich in flammenden Worten gegen den Bruder, den er dem Vaterlande und sich retten wollte, nachdem Gattin und Sohn unrettbar verloren waren. „Bist du mein Bruder, bist du ein Sohn des Helden Siegmar?" rief er in den trauten Lauten der deutschen Sprache. „Hast du ganz vergessen die glücklichen Tage deiner freien Jugend, da wir als Knaben gemeinsam unter den Eichen spielend den Wurfspeer schleudern lernten? — da wir als Jünglinge der Fährte des Bären nachspürten und uns dem jungen Auerstier in den Weg stellten? Gedenkst du der Zeit, da wir heimkehrend uns mit den Jugendgefährten ums flackernde Herdfeuer scharten und von der Väter Heldenthaten sangen? wie wir in heller Sommernacht mit ihnen den Schwertertanz um die geweihten Eichen aufführten? — Kannst du den Vater vergessen, der von Wodans Saal auf dich herabsieht? Schlägt dein Herz nicht mehr für die alternde Mutter, die noch

lebt und bis heute harrt auf die Rückkehr des abtrünnigen Sohnes? — Sie bittet, sie fleht, sie beschwört dich jetzt durch meinen Mund: Kehre zurück zu deinem Volke, zu den Gefährten deiner Jugend, zu den Blutsippen, zu Mutter und Bruder! — Nicht gegen die Deinen, für sie, für das Land deiner Väter erhebe du morgen die Waffen, daß dich als Führer, als Befreier des Volkes die Mutter mit Freuden begrüße, daß sie nicht in ergrauten Haaren dem Tage fluchen müsse, da sie zum erstenmal auf ihren Armen dich wiegte — den abtrünnigen Verräter seines Volkes!"

Herz und Mark durchschnitten Hermanns Worte dem Bruder, aber all die heiligen, von ihm heraufbeschworenen Erinnerungen vermochten den Sinn des längst zum Römer gewordenen Mannes nicht zur Umkehr zu wenden. Sie riefen desto mehr heißen Zorn in ihm wach über die Vorwürfe, die er nicht zu widerlegen vermochte.

„Mein Schwert! mein Roß!" rief Flavus, rasend vor Wut. Einem der nächststehenden Römer das Schwert entreißend, wollte er einem andern, der eben herzugeritten kam, das Roß abnehmen, um auf dem feurigen Hengst sich in die Weser zu stürzen und zum Zweikampf mit dem Bruder aufs andere Ufer zu schwimmen. Doch der Unterfeldherr Stertinius, der soeben herzukam, hielt ihn gewaltsam zurück.

„Laß mich, o Feldherr! einen Verräter, einen Abtrünnigen wagt Arminius mich zu nennen — er, der von Rom abtrünnig ward, der den Varus verriet!" so keuchte der Wütende dem Stertinius zu, der ihn endlich gewaltsam wegführen ließ, damit er nicht in den gewissen Tod renne.

Hermann hatte mit zürnendem Schmerz das Wüten des Bruders mit angesehen. Nun streckte auch er den Arm drohend aus und rief dem Hinweggeschleppten nach: „Morgen in der Schlacht treffen wir uns wieder, dort wird nicht mehr der Bruder dem Bruder, sondern der Herzog der Deutschen dem Römer Flavus, dem Feinde des Vaterlandes, gegenüberstehen! Kreuzest du dann dein Schwert mit dem meinen, so soll dein Blut die Schmach sühnen, die du, entarteter Sohn, dem Vater und dem Vaterlande zugefügt hast!"

Flavus' Antwort war nicht mehr zu vernehmen; auch Hermann wandte sich jetzt ab und kehrte zurück an seinen Lagerplatz unter den Eichen.

Während die Wehrmannen rings um ihn her schliefen, brachte er die Nacht wachend zu. Über ihm brauste der Nachtwind und schüttelte die Wipfel der Bäume — er hörte es nicht. Seine Seele war fern unter südlichem Himmel bei seiner gefangenen Gattin, bei dem kleinen, ihm, ehe er ihn sah, für immer verlorenen Sohne. Mit ganzem Herzen gab er sich dem Schmerze hin, der gleich den scharfen Zähnen des grimmigen Ebers in seinem Herzen wühlte.

Hast du sie gehört, o Hela,
Seine zürnende Thräne?
Hast du ihr Rufen gehört,
Hela, Vergelterin?

Niemand wagte ihm zu nahen. — Die halbnackten deutschen Männer alle, denen die Familienbande heiliger galten als den hochgebildeten Römern, fühlten und ehrten seinen Schmerz.

Als aber das erste Rot des nahenden Tages am fernen Himmel aufglühte, trat Emiko auf ihn zu. Einen Augenblick betrachtete der Jüngling mit schweigender Teilnahme das edle, schmerzdurchglühte Antlitz des Helden und Befreiers, dann redete er ihn an: „Auf, Herzog, der Morgen bricht an!“

Hermann hob das Antlitz empor; er sah den roten Schimmer am Himmel und sprang auf. Mit plötzlichem Entschlusse rang seine Seele sich los aus den glühenden Fesseln des Schmerzes. Indem sein Auge von der Höhe, auf der er gelagert war, hinschweifte über die im schimmernden Mondglanz ruhenden waldigen Thäler und Hügel, befreite er die gepreßte Brust in dem Rufe: „Sei alles mir verloren, Gattin und Sohn — und mit dreifachem Wehe der Bruder! du bleibst mir, dein sei mein Leben und meine Kraft, du Land meiner Väter! — Auf dein Roß, Emiko!“ fuhr er mit plötzlich veränderter, ruhiger Stimme fort, „wecke die Wehrmannschaften! Wir rücken vor zur entscheidenden Schlacht.“

---

Hermann sprach: Sieg oder Tod!
Die Römer: Sieg!
Und drohend flog ihr Adler.
Sieg oder Tod! begann
Ihr Feldherr nun. Hermann schwieg.
Schlug, der Adler flatterte;
Das war der erste Tag.

Ringsum tönte der schrille Klang der germanischen Hörner durch den Wald; ihnen antwortete die Tuba der Römer mit hellem Schall.

Zu den deutschen Wehrmannschaften war die Kunde gedrungen von dem Zusammentreffen der Brüder und von der erschütternden Botschaft, die Hermann erhalten hatte. Sein Schmerz durchglühte auch sie, und Treue bis zum Tode schwuren die versammelten Scharen ihm und dem Lande der Väter.

Noch bauten die Römer an der Brücke für das Fußvolk; aber die Reiterei, vom Unterfeldherrn Stertinius befehligt, setzte über eine Furt und griff an. Stertinius teilte sie in zwei Scharen, um die Deutschen zu trennen. Mit schallendem Kampfruf stürmten diese den eisenbewehrten Gegnern entgegen. Das Wolfsfell oder den grob wollenen Mantel, den sie auf dem Marsche und über die Nachtrast

getragen hatten, warfen die kühnen Mannen jetzt von den Schultern, um freier zu kämpfen; viele legten selbst das ärmellose Wams von Leder oder von grober Leinwand ab und ließen die frische Waldluft um die nackte Brust spielen; die Rechte schwang die von den Römern verspottete und doch so gefürchtete Framea, den hölzernen, mit einer Eisenspitze versehenen oder auch nur im Feuer langsam gehärteten Wurfspeer, der von ihren riesigen Armen so wuchtig geschleudert wurde, daß er dem Getroffenen den sicheren Tod brachte. Leicht schwang die linke Hand den nur aus Weiden geflochtenen oder von dünnem Holz geschnitzten, mit Blumenwappen bemalten Schild, mit dem sie Pfeile und Schwerthieb der Römer in rascher, gewandter Bewegung aufzufangen wußten.

Am waldigen Hügelrande standen die Frauen und schauten mit hochklopfenden Herzen hinab auf die Männerschlacht. Weinend schmiegten sich einige Kinder an die Mütter, vom grausen Schauspiele beängstigt; die meisten der Frauen hoben Hände und Arme zum Himmel, der sommerlich blau durch das Eichengezweig schaute. Sie riefen Wodan an, den hehren Herrscher des Himmels, Thonar, den Starken, der in den Lüften einherbraust, und Thio, den Milden, gnädig den Menschen Geneigten. Sie erflehten Schutz und Hilfe für ihre Männer, Söhne, Väter, für ihr ganzes Volk.

Plötzlich erschallte ein Weheruf. „Sie fliehen!“ riefen einige Stimmen; „sie fliehen vor den Römern!“

Ja, nach allen Richtungen zogen sich die Scharen der Deutschen zurück; triumphierend jagten ihnen die römischen Reiter nach. Bald waren sie den Augen der nachschauenden Frauen entschwunden.

Bange Stunden folgten. Wehklagend harrten die einen der Frauen, stumm andere der Rückkehr der feindlichen Sieger; einige wanderten vorwärts, uneingedenk, daß sie Gefahr liefen, den Römern in die Hände zu fallen; sie wollten ihre Männer aufsuchen, die jetzt verwundet oder sterbend auf dem Schlachtfelde liegen mochten. Unter ihnen war Bertila, ihr Kind in einem Arme, im andern Frodos Mantel, den er beim Aufbruch zum Kampfe ihr zugeworfen hatte.

Jetzt stand die Sonne in der Mittagshöhe. Horch! welch gellendes Jubelrufen in der Ferne! Das waren Siegesrufe der germanischen Mannen.

Flüchtig sprengten die römischen Reiter rückwärts dem Lager zu. Tausende lagen getötet auf dem waldumkränzten Blachfelde, wohin Herzog Hermann sie durch verstellte Flucht der Seinen gelockt hatte, wo plötzlich sein weittönender Ruf die Wehrmannschaften zum neuen Angriff sammelte, der die Römer überwältigte.

Nun saßen die siegfrohen Männer der Deutschen ruhend im nahen Eichenwalde, den der Herzog zum Lager für die Nacht bestimmt hatte. Dem Wehr-

gotte Thonar war er geheiligt seiner prachtvollen Bäume wegen, die hochstämmig den Wald rings überragten. Darum gab er auch Schutz den deutschen Wehrmannen, ohne daß sie erst, wie die Römer, Wall und Graben um ihr Lager zu ziehen nötig hatten.

Dort trafen, als die Sonne sich zu senken begann, auch die nachwandernden Frauen ein. Frohe Grüße ertönten ringsum. Bald loderten Feuer empor, an denen die Frauen und Töchter den ruhenden Kämpfern das Mahl aus den mitgebrachten Vorräten bereiteten. Daneben wurden die Wunden ausgewaschen, mit dem aus heimischen Kräutern bereiteten Heilbalsam bestrichen und mit linder Leinwand verbunden, zuletzt Mantel oder Wolfsfell als Lager über den feuchten Moosgrund gebreitet, damit die Kämpfer im sanften Schlafe frische Kräfte sammeln könnten.

Allmählich ward's still; die Feuer verglimmten in Asche, und nur der Sternenhimmel flimmerte über dem Eichenhaine, drin Wehrmannen und Frauen sanft und ruhig wie im heimischen Hause schliefen.

---

## 4.

## Idisiaviso.

Bald beugt der Deutschen freier Mut die Römer
Und würgt die Legionen zornentbrannt,
Daß Tausende entseelt daniedersinken
Vor Wodans wilden, deutschen Riesensöhnen.
Bald siegt der röm'schen Waffen Allgewalt,
Und vor des blanken Schwertes Schärfe stürzt
Germanias erprobte Männerschar.

Während die Wehrmannen ruhten, brachten die Heerführer wachend die Nacht zu. Herzog Hermann bereitete einen nächtlichen Überfall gegen das Lager der Römer vor, deren Legionen noch am Abende den Fluß überschritten und sich dort die Nacht über verschanzt hatten. Er sammelte darum zur Mitternachtsstunde die Führer der Scharen um das Wachtfeuer auf der Höhe des Hügels.

Germanikus war durch seine Späher gewarnt. Ihm schwebte des unglücklichen Varus Schicksal vor, das ihn nicht ruhen ließ. Dicht in seinen Mantel gehüllt durchschritt er das Lager und lauschte den Reden der Soldaten, die sie noch spät in den Zelten führten. Tröstlich klang ihm das Lob seiner Leutseligkeit, Kriegserfahrenheit und Ausdauer in die Ohren; er hörte, daß seine Römer noch unverzagt waren, daß sie gelobten, ihm am kommenden Morgen seine Feldherrnsorge im Treffen zu vergelten.

Getroster kehrte Germanikus in sein Zelt zurück, um dort den von seinen Kundschaftern angesagten Überfall zu erwarten.

Als der dritte nächtliche Wachtwechsel stattgefunden hatte, versuchten die leise angerückten Germanen das Lager zu stürmen, doch sie zogen sich wieder zurück, da sie die Römer auf der Hut und vorbereitet fanden.

Mit Tagesanbruch ließ Germanikus seine Legionen durch den Schall der Tuba wecken und sammeln. Dann ritt er die Reihen entlang und feuerte mit flammenden Worten ihren Mut an. „An euch ist es, zu zeigen," sprach er, „daß die Römer nicht nur auf offenem Felde zu siegen vermögen, daß ihre Wälder die germanischen Barbaren nicht immer, wie sie wähnen, vor unserem Schwerte zu schützen vermögen. Oder wollet ihr den Halbnackten weichen, die keine Sturmhauben, geschweige denn Helme und Harnische besitzen? die als Schild ein dünnes Brett und armseliges Weidengeflecht, als Waffe den hölzernen Speer, nicht einmal alle ein Schwert tragen? Sind ihre grimmen Leiber auch schrecklich anzuschauen, so vermögen sie doch mit römischer Ausdauer es nicht aufzunehmen, und bald werdet ihr sie die Flucht ergreifen sehen ohne Scheu vor der Schande."

Mit düsterem Schweigen vernahmen die Römer diese Worte. Aus den finstern Mienen sprach deutlich genug der Zweifel, den sie in die Worte des Feldherrn setzten. Sie hatten die Deutschen in den Kriegen seit Jahren anders kennen gelernt, als der Cäsar sie schilderte.

Da er dies wahrnahm, fuhr er fort: „Seid ihr der Heereszüge zu Wasser und zu Land müde, so seid eingedenk, daß ihr mit dieser einzigen Schlacht den Sieg und Frieden gewinnen und die widerspenstigen Germanen für immer unterwerfen könnt! Schon sind wir der Elbe näher als dem Rhein, und gefährlicher ist die Rückkehr für uns, als der offene Kampf. Darum bitte, ja beschwöre ich euch, daß ihr mich nicht schmachvoll, wie Varus einst, in dem Lande untergehen lasset, in dem mein Vater ruhmvoll gesiegt hat."

Die Wahrheit dieser Worte leuchtete den Legionen ein; es galt für sie Sieg oder Untergang. Die Bitte des Feldherrn, den sie liebten und ehrten, rührte sie, und in lautem Zuruf gaben sie ihre Begeisterung für seine Person, ihre todesmutige Entschlossenheit für den Kampf kund.

Nun stellte Germanikus seine Scharen in Schlachtordnung, nach der römischen Gewohnheit die gallischen und batavischen Hilfstruppen auf die Flügel und in die Nachhut im Rücken des Heeres, die acht Legionen aber samt zwei Gardekohorten und auserlesener Reiterei in die Mitte.

Im Eichenhaine, wo die Deutschen lagerten, war noch Ruhe. Herzog Hermann, der wohlerfahrene Führer, wollte mit dem Angriff warten, bis die Römer ihr gut

verschanztes Lager verlassen hatten; darum gönnte er seinen Wehrmannen Zeit, sich zum Kampfe durch ein Mahl zu stärken, das die Frauen an rings um den Hain flackernden Feuern bereiteten.

Sorglos war er darum nicht. Ringsumher gestellte Wachen schützten vor unvorgesehenem Überfall, und kühne Jünglinge waren ausgeschickt worden, um Bericht über jede Bewegung der Römer einzuholen. Darum durften die Wehrmannen ruhig noch im Waldesschatten lagern, sich letzen am Mahle und vertraulich sich besprechen mit dem in Not und Tod nachgefolgten Weibe. Nicht alle Frauen zwar waren zugegen; viele hielt die Pflicht für Haus und Hof, für Kinder, die noch nicht auf die Wanderung zu folgen vermochten, zurück im fernen Dorfe oder Gehöfte. Aber jeder der Wehrmannen fand Platz beim Mahle eines Verwandten, Nachbars oder Freundes, dem Frau oder Mutter oder Schwester nachgefolgt war.

So saßen um das Feuer, woran Bertila Rauchfleisch und Würste zum vorrätigen Brote kochte, neben Frodo auch ihr Vater, der Schmied, noch in grauen Haaren ein stämmiger Mann mit wuchtigen Armen, und ihre drei Brüder, Thilo, der reifende Mann, und zwei hochaufgeschossene blühende Jünglinge, Gero und Witto, die jüngeren Söhne. Alt war die Mutter, und Thilo hatte noch kein junges Weib heimgeführt, darum waren sie alle froh, in der Tochter und Schwester Bertila eine Pflegerin auf dem Schlachtfelde zu treffen.

Eine Pfeilwunde, die Thilo am Tage zuvor erhielt, hatte sie noch abends verbunden. Schon saß der junge Mann wieder aufrecht im Kreise der Seinen.

Während Bertila ihr Mahl zubereitete, auf grünen Blättern das Fleisch zerschnitt und verteilte, wurde ihr kleiner, im Felle schlummernder Knabe von Arm zu Arm geboten. Es herzte zuerst der greise Schmied den Enkel, dann freuten sich Thilo und die Jünglinge des kleinen Neffen.

„In dein Haus wolltest du uns einladen, Bertila," sprach ihr Vater, „daß wir mit frohem Gesang und Festgelage den Sohn dir begrüßten. Die tückischen Römer haben dies Fest dir verdorben. Doch sieh, wir grüßen und herzen den Knaben hier auf dem Schlachtfelde. Ein frohes Zeichen möge es dir sein, daß er seiner Väter würdig einst streiten wird für das Land der Söhne Teuts."

„Wie soll er heißen, der Knabe?" fragte Thilo, der als der älteste Oheim ihn zunächst auf die Arme nahm. „Schaut," fuhr er lächelnd fort, „nun schlägt er die Augen hell auf; blau strahlen sie, wie heute der Himmel über den Eichen des heiligen Haines sich wölbt. Wie sollte er anders heißen, als Hermann, dem Herzog zu Ehren, der uns wider die Römer zum Siege führt?"

„Hermann sei sein Name! du hast recht gesagt, Thilo," rief Frodo aufspringend aus. „Dieser Name soll ihn weihen für Leben und Sterben!"

„So lasset uns den Knaben in den heiligen Hain tragen und den hohen Himmlischen anbefehlen!“ sprach der Ahne, der graue Schmied.

Sie hatten das Mahl beendet; alle erhoben sich. Bertila, die das Kind auf dem Arme trug, voran, schritten sie in den geheiligten Eichenhain. Weihevolle Stille empfing sie dort; die Wehrmannen alle waren hinabgezogen auf die Wiese am Waldrande. Nur von fern tönte flüsternd der Sang und Klang von unten und mischte sich mit dem Flüstern der Eichenkronen.

Hoch empor in die blauen Lüfte hob Frodo sein Kind. „Wodan,“ rief er, „Herr des Himmels, wolleſt gnädig beschauen dies Kind mit deinem hellen Lichte! Thonar, du Führer der Schlachten, laß ihn stark werden und furchtlos, schrecklich dem Feinde! Thio, du den Menschen holder Sohn Allvaters, sei ihm geneigt! treu laß ihn sein dem Blutsverwandten, treu dem Freunde, treu dem Lande der Väter, fromm laß ihn wandeln, feind der Lüge, dem Verrat, der Feigheit und der schlimmen Luſt! Laß ihn nicht anheimfallen Loki, dem Schrecklichen, der verführend die Erde umschwebt, daß er nicht in Helas finsteres Reich einſt versinke! Rein laß ihn wandeln und hell, und ihn einſt als Helden eingehen in Wodans sonnigen Saal!“

Noch standen die Männer in stummer Andacht, als der schrille Klang der Hörner erscholl, der die Mannen aufrief, sich in Keildrungen zu sammeln. Rasch nahm Bertila den Knaben vom Arme des Vaters. Kurz war der Abschied der Männer von den Frauen, die ihnen ermunternde Worte auf den blutigen Pfad nachriefen.

Bald standen alle Gaumannschaften gesammelt am Fuße des Eichenhaines, und auf seinem raschen Rosse flog Herzog Hermann zwischen ihnen dahin, um sie zum Kampfe anzufeuern, wie Germanikus bei seinen Legionen gethan hatte. Er wußte, daß bei der ungeheuren Heeresmacht der Römer nur todverachtende Tapferkeit das germanische Volk vor Untergang retten konnte. „Noch einmal,“ sprach er, „ist Sieg und Freiheit oder Untergang und Knechtschaft auf die Spitze eurer Waffen gestellt. Die hier vor uns lagern, sind dieselben Römer, die wir im Teutoburger Walde bezwungen haben, die vor uns zurückgewichen, ja aufs unwegsame Meer geflüchtet sind, die gegen ihren Feldherrn Aufruhr und Meuterei erhoben haben und nur gewaltsam in den Krieg wider uns geführt wurden. Wunden und Narben tragen sie nach Feiglingsart auf dem Nacken. — Wollet ihr ihnen unterliegen und die Knechte derer werden, deren unersättliche Habsucht, Hoffahrt und Grausamkeit ihr erfahren habt? oder wollet ihr ehrlich und tapfer in den Tod gehen und euren Kindern die Freiheit vererben, die ihr als Erbe der Väter überkommen habt?“

„In den Tod eher als in die Knechtschaft gehen wir! Frei sollen unsere Kinder

sein, wie wir es sind, und wie unsere Väter es waren!" tönte von allen Seiten der freudige Zuruf der Mannen zurück.

Idisiaviso war der Ort genannt. Er galt für geweiht; hehre, unsichtbare Wesen sollten dort schweben, Idisi d. h. Feen genannt, die den Göttern dienen, den Menschen wohlthun und der Himmlischen Willen künden. Ein glückliches Vorzeichen schien den deutschen Wehrmannen die Wahl dieses Kampfplatzes. „Unser ist der Sieg — die Idisi sind uns hold!" riefen sie freudig, als sie hier mit den Römern zusammenstießen. Selbst Ingviomar, Hermanns greiser Oheim, stimmte in den Ruf ein.

In heißer Ungeduld drängten sie vorwärts zur Schlacht, und es gelang Hermann nicht länger mehr, die Voranstürmenden zurückzuhalten. Der schreckliche Kampf begann, als die Sonne ihre Mittagshöhe erreicht hatte.

Vom Mittag bis in die Nacht wurde gestritten. Das offene Wiesenfeld vergönnte den Römern, ihre volle Macht zu entfalten. Germanikus griff mit seinem Fußvolk die Germanen von vorn an, während er die wieder gesammelte Reiterei ihnen in die Flanken und in den Rücken fallen ließ.

So von drei Seiten gedrängt wurden die Deutschen in Verwirrung gebracht. Zu spät erkannten die Führer und Wehrmannen, daß Herzog Hermann recht gehabt hatte, da er den Angriff verzögern und die Römer aus ihrer günstigen Stellung hervorlocken wollte. Sie vermochten der Wucht der schwerbewaffneten Legionen nicht standzuhalten. Hermann, bald hier, bald dort, stets im dichtesten Getümmel, hielt lange die Schlacht aufrecht, seine gewaltige Stimme übertönte das Kampfgetöse und scholl, die verwirrten Scharen ordnend, lenkend, ermunternd über das Schlachtfeld hin. Doch immer stärker ward die Verwirrung; wie brandende Wogen, die an den Felsen zerschellen, wurden die Keildrungen der leicht bewehrten und bekleideten Deutschen von den eisenstarrenden Reihen der Römer zurückgeworfen.

Während die Marsen, Chatten und Brukterer schon in unaufhaltsamem Weichen begriffen waren und den schützenden Wald zu gewinnen suchten, hielten die Cherusker, um den Herzog geschart, noch stand. Mit ihnen warf sich Hermann auf die römischen Bogenschützen und hätte sie mit seiner todesmutigen Schar sicherlich durchbrochen, als ihm Germanikus noch die Hilfsscharen der Rhätier und Vindeliker entgegenwarf. Die ungeheuere Übermacht zertrümmerte die Glieder seiner Keildrungen, Hunderte fielen, andere schlugen sich durch die Feinde Bahn.

Wie der mächtige Auerstier, vor dem alles weicht, wenn er wütend anrennt, brach Hermann mit der Riesenkraft seines Armes auf seinem feurigen Streitroß durch die Reihen der Römer. Mehrfach war er verwundet, sein Antlitz mit Blut überströmt, und noch wichen die Feinde links und rechts vor dem gewaltigen

Kämpen zurück. Wenn die Römer ihn erkannt, wenn die ganze Meute der Feinde auf ihn allein sich geworfen hätte, so wäre er erlegen, obgleich er sich wehrte wie ein verwundeter Eber, der mit den mächtigen Hauern die Eingeweide seiner Feinde zerwühlt. Die Kauchen, ein germanischer Stamm vom Strande der Nordsee, die gezwungen auf der Seite der Römer stritten, hatten ihn erkannt, aber sie verrieten ihn nicht. Ihnen verdankte er seine Rettung.

Mit gleicher Kraft hieb sich der greise Fürst Ingviomar, Hermanns Oheim, durch.

Als die Sonne sank, war die mörderische Schlacht zu Ende. Deutsche und Römer lagen zu Hunderten bleich und starr unter den von Blut geröteten Silberdisteln des weiten Wiesengrundes. Zahllose deutsche Tote führte auch der Fluß dahin, in dessen Fluten sie der römische Pfeil erreicht hatte. Bis in den schützenden Wald drangen die römischen Bogenschützen den Deutschen nach; ihre Pfeile schwirrten durch das Dickicht und warfen die Flüchtlinge nieder, die sich gerettet wähnten.

Inmitten des Schlachtfeldes aber stand Cäsar Germanikus und empfing die Glückwünsche seiner Unterfeldherren, die ihm nur mit Sträuben zum neuen Feldzug ins germanische Land gefolgt waren. Die Legionen trugen ihre Adler herbei, die hell in den Strahlen der scheidenden Sonne blinkten. Übers weite Feld hin schallte der Jubel der Legionen und übertönte das Stöhnen und Todesröcheln der am Boden Liegenden.

Der Triumphzug in Rom war dem Feldherrn und seinen Legionen nun gewiß, und alle Verluste, die er seit Jahren im Kriege mit den Germanen erlitten, schienen aufgewogen durch diesen Sieg, denn Führer und Mannschaft hielten sich überzeugt, daß die deutsche Wehrmannschaft völlig aufgerieben und das gefürchtete Land aufs neue unter das römische Joch gebeugt sei.

Frohlockend über seinen Sieg befahl Germanikus, daß am folgenden Tage durch die Legionen inmitten der Idisiwiese ein Malhügel errichtet werde, auf den ein hochragender Triumphstein gesetzt werden solle, dessen Inschrift den Sieg der Römer und die Unterwerfung aller deutschen Völker der Nachwelt bezeuge.

Ein Siegesdenkmal, schaut, ist aufgerichtet,
Doch ziehn die Römer ab, fast wie zur Flucht;
Der Feldherr hat auf den Triumph verzichtet,
Die Söhne Teuts verläßt er unbesiegt.

Die Nacht war niedergesunken; in ihrem wohlverschanzten Lager hinter Wall und Graben ruhten die römischen Legionen von der blutigen Arbeit des Tages. Aus dem Walde hervor glitten jetzt geräuschlosen Trittes schlanke Gestalten zum weiten Leichenfeld; es waren die Frauen der Deutschen, die ihre Gatten, Väter und Söhne unter den Toten und Verwundeten zu suchen kamen. Über den

Eichen des heiligen Haines stand strahlend der Mond und leuchtete ihnen zu ihrem trauervollen Gange. Mancher wunde Mann wurde verbunden, mancher Sterbende gelabt, mancher Tote begraben oder doch mit Rasen und aufgehäufter Erde bedeckt.

Auch Bertila wandelte furchtlos über das Totenfeld hin; stundenlang suchte sie vergeblich. Die Nacht schwand hin, und bleich fiel der erste Tagesstrahl auf die Wiese; — fern herüber vom römischen Lager klang der helle Ton der Tuba, der die Legionen weckte. Den germanischen Frauen klang er als Mahnung, das Schlachtfeld zu verlassen, damit sie nicht als Gefangene in die Hände der Römer fielen.

Schon schickte auch Bertila sich an, den übrigen zu folgen, als sie von röchelnder Stimme ihren Namen rufen hörte. Mit hochklopfendem Herzen schaute sie sich um und sah unweit am Weserufer einen greisen Mann am Boden liegen; es war ihr Vater, der stämmige Schmied.

Mit wenigen Schritten hatte sie ihn erreicht, legte sofort ihren Säugling, den sie in einem Tuche über die Schulter gebunden trug, sanft auf den Rasengrund nieder und beugte sich über den Greis, um seine Wunden zu untersuchen und zu verbinden. Doch er wehrte ihr dies. „Es ist aus mit mir," sprach er mühsam, „meine Lebenskraft ist mit meinem Herzblut entströmt; aber mich quält seit Stunden der Fieberdurst; schöpfe mir den letzten Labetrunk, Bertila, und erquicke meine vertrockneten Lippen!"

Die Tochter gehorchte. Ein Becher hing an ihrem Gürtel; sie stieg zum Flußrand hinab, schöpfte aus der kühlen Flut und brachte dem Sterbenden den Trunk zurück. Dieser leerte den Becher in raschem Zuge, atmete tief auf und sprach, von der Labung gekräftigt, mit heller Stimme: „Verlaß mich nun, Bertila! ich höre die Tuba der Römer; birg dich im schattenden Wald, bis du den gewaltigen Ruf des Urhorns vernimmst, dann mache dich auf den Weg, Frodo aufzusuchen!" Er hielt inne.

„O Vater," rief Bertila, „wo ist Frodo? Sollte er leben, um ein Knecht der Römer zu sein? kann er den Untergang des Vaterlandes schauen?"

„Er lebt," nahm der Sterbende wieder das Wort; „ich sah ihn durch der Römer Reihen brechen, — ihn samt Thilo; wie der Starke der Wälder mitten durch die Jäger bricht, die ihn umzingelt haben, so die beiden, und Tausende mit ihnen. — O, die römischen Wölfe frohlocken zu früh; auch Hermann lebt; er wird die Wehrmannen sammeln und den Römern den Weg verlegen. Sie werden nicht heimkehren zum Rhein, um sich ihres Sieges zu rühmen."

„Wo sind meine jüngeren Brüder?" fragte Bertila erleichterten Herzens; „ich fand sie nicht unter den Toten. Unter Tausenden hätte ich die Jünglinge erkannt, ob auch Blut und Wunden sie entstellen mochten."

„Sie sind mir vorangegangen, Bertila," sprach der Vater. „Brüderlich vereint im Tode, wie sie im Leben es waren, treiben ihre Leichen die Flut hinab, die sie durchschwammen, als sie der tückische Römerpfeil traf."

So waren also der greise Vater und die jugendschönen Brüder an einem Tage hingerafft! Bertila verhüllte überwältigt das Gesicht.

„Klage nicht!" fuhr der Sterbende fort. „Sagte ich dir nicht, daß dein Mann in Freiheit ist und Thilo mit ihm? Fort — verlaß mich, es nahen die feindlichen Wölfe — soll dein Knabe in römischen Ketten aufwachsen?"

Dennoch zauderte Bertila. „Laß mich erst deine Lippen noch einmal kühlen!" sprach sie und füllte den Becher am Flusse. In gierigen Zügen nahm er den Labetrunk. Er hatte ihn kaum geleert, als ein heftiger Krampf die riesigen Glieder des Greises zu schütteln begann — der Tod nahte heran.

In diesem letzten Kampfe vermochte die Tochter den Vater nicht zu verlassen. Neben ihm auf dem Rasen knieend legte sie sein Haupt in ihren Schoß und stützte seine Schultern mit ihren kräftigen Händen.

Während sie ihn keuchen und ringen sah mit dem unsichtbaren Feinde, hatte sie vergessen, daß die Römer nahten, und achtete nicht darauf, daß alle Frauen das Schlachtfeld verlassen und sich ins Dunkel des Waldes zurückgezogen hatten.

Endlich endete der Kampf des Sterbenden; die letzten Atemzüge rangen sich aus seiner Brust und gebrochen schauten die Augen zum Himmel auf. Liebend drückte die Tochter sie zu, damit sein Schlummer sanft sei. Auch wollte sie ihn nicht den Tieren des Waldes zum Raube preisgeben. Zwar blieb ihr nicht Zeit ein Grab zu graben oder Steine zum Hügel herbeizutragen, aber sie brach die biegsamen Äste der hochragenden Erlen ab, die das Flußufer besäumten, und rammelte sie so in den Boden ein, daß sie über der Leiche sich in Bogen kreuzten, deren Zwischenräume sie mit kleinen Zweigen ausstopfte.

Sie hatte ihr Werk vollendet und hob nun die Arme zum sonnenhellen Morgenhimmel mit dem Rufe: „Allvater, Wodan — nimm den Toten auf in deine lichten Wohnungen, denn er ist gestorben als ein treuer Kämpe für das Land der Väter! Kein Verräter war er, kein Lügner noch Feigling, drum laß ihn nicht der bleichen Hela zum Raube, der Todesgöttin, daß sie ihn nicht gefangen führe in ihre unterirdische Wohnung in der dunkeln Tiefe!" Nachdem Bertila so gebetet hatte, nahm sie ihr Kind in die Arme und schritt hinweg, um nach den Wäldern zu flüchten.

Doch nur eine kleine Strecke war sie gegangen, als der helle Ton der Tuba aufs neue durch das Thal klang und hinter ihr Hufschläge erdröhnten.

Nur einen raschen Blick zurückwerfend sah sie einen römischen Reitertrupp herannahen. Mit geflügelten Schritten eilte sie vorwärts, doch vergebens; bald

war sie eingeholt und ein Soldat schwang das Schwert über dem Kinde in ihren Armen. Aber die Mutterliebe gab ihr Riesenkräfte; sie entriß dem Römer das Schwert und preßte ihr Kind an die Brust. Da ritt der Dekurio, der Anführer der Reiterschar, rasch vor und gebot, sie unverletzt zu lassen. „Ein Germanenweib," sprach er, „das einem römischen Soldaten das Schwert entriß, verdient als Gefangene mit ihrem Kinde den Triumphzug zu Rom zu zieren. Ha, wie werden die Römer staunen, wenn sie sehen, daß wir nicht nur mit den germanischen Männern, sondern auch mit den starken germanischen Weibern zu kämpfen hatten!"

Sofort ward Bertila überwältigt und entwaffnet. Mit festgebundenen Armen, ihr Kind im Tuche über der Schulter tragend, mußte sie als Gefangene zwischen zwei römischen Reitern einhergehen, bis diese im Laufe des Tages Gelegenheit fanden, sie dem Troß in der Nachhut zu übergeben, der unter scharfer Bedeckung eine Schar von Gefangenen dem Heere nachführte.

Siegestrunken ruhten die Römer an den folgenden Tagen von den Anstrengungen des Kampfes. Sie glaubten die deutschen Wehrmannen vernichtet, das Land unterworfen. Nur Germanikus behielt mitten im Siegesjubel ein ernstes Antlitz; während seine Freunde und Unterfeldherren ihn glückwünschend umstanden, flog sein scharfer Blick immer wieder zu den waldigen Anhöhen, die das Thal begrenzten, empor, als ob dort Verderben lauere. Sogar während des festlichen Mahles, das er den Heerführern in seinem Zelte gab, schenkte er den fröhlichen Gesprächen nur halbe Aufmerksamkeit; sein Ohr lauschte in die waldige Ferne. Er kannte die Deutschen und fürchtete nicht umsonst.

Zum behutsamen Rückzug ließ er daher die Legionen sich ordnen, denn weiter im germanischen Lande vorzudringen, wagte er auch nach der glücklich bestandenen Schlacht nicht.

Doch kaum hatten die Römer das verschanzte Lager verlassen und waren das Weserufer entlang eine Tagereise marschiert, als ihnen die schrillen Hörner der Deutschen entgegentönten; von den waldigen Höhen schauten die riesigen Gestalten, und durch die Lüfte sauste ein Hagel der tödlichen Framea, des gefürchteten deutschen Wurfspeers. Ja, zur Schlacht bereit standen sie wieder in furchtbaren Reihen da, die halbnackten Germanen. Sie waren nicht vernichtet, wie die stolzen Römer wähnten. Als Hermann die Schlacht auf der Idisiwiese verloren sah, hatte er seine Wehrmannen rasch dem Felde entrückt, um sie wieder zu sammeln in frischer Kraft.

Abermals zagten die Römer eine bange Nacht durch, und abermals sahen sie sich beim Morgenlicht umringt von den furchtbaren germanischen Mannen.

Wieder wogte die blutige Schlacht vom Morgen bis zum Abend. Hermann,

obwohl an der Wunde leidend, die er wenige Tage zuvor erhalten hatte, kämpfte an der Spitze seiner Mannen mitten im heißen Gedränge. Doch die Wunde hemmte ihn; er vermochte nicht wie sonst auf raschem Rosse bald da bald dorthin zu eilen. Statt seiner durchflog der Greis Ingviomar, sein Oheim, die Reihen, ordnend, ermahnend, anfeuernd.

Es schwankte das Glück der Schlacht, und die Römer waren nahe daran, zu unterliegen. Im heißen Kampfe nahm Germanikus seinen Helm ab, damit seine Römer ihn besser erkennen sollten, und trieb sie mit stachelnden Worten immer aufs neue zum Kampf an. „Schonet keines Gefangenen; tötet nur! Vertilget alle Barbaren, sonst wird niemals der Krieg enden!“ rief er ihnen zu.

Dennoch vermochte er das Feld nicht zu behaupten; noch vor Ende des Tages ließ er eine Legion sich zurückziehen, um ein verschanztes Lager zu schlagen; mit Einbruch der Nacht zog er sein ganzes Heer dorthin zurück.

Als am andern Morgen die Tuba die Legionen wachgerufen hatte, trat der Feldherr vor, grüßte seine Soldaten, lobte jede einzelne Kohorte wegen ihrer Tapferkeit, ließ eine Waffensäule errichten mit der prahlerischen Inschrift, daß des Kaisers Tiberius Heer alle deutschen Völker zwischen Rhein und Elbe besiegt habe, dann ließ er eilig den Rückzug antreten, denn er wußte, daß seine Legionen verloren wären, wenn die Deutschen noch einmal Zeit bekämen, sich zu sammeln.

Still lagen Tausende von Toten jetzt auf dem Schlachtfelde, wo tags zuvor Schlachtruf und Sausen der Speere getönt hatte; den Waldsaum entlang waren andere gelagert, wund und sterbend, Jünglinge, Männer und Greise. Dort ruhte auch Thilo im Schatten einer weitästigen Buche; Frodo kniete neben ihm, riß seinen Linnenrock entzwei und verband die blutende Brustwunde des Freundes, ohne darauf zu achten, daß ihm selbst das Blut über Schulter und Arm niederrieselte.

Seite an Seite hatten sie gestritten; Thilo fiel, und Frodo streckte den Römer nieder, dessen Schwerthieb den Freund getroffen hatte. Doch erst als die Römer in geschlossenen Kolonnen den Rückzug antraten, schaute er sich nach Thilo um und hob ihn mit starken Armen auf mit den Worten: „Das Land der Väter ist gerettet; nun sollst du nicht verbluten, Thilo!“

Nacht und Tag gingen vorüber; am zweiten Morgen brachten schnellfüßige Jünglinge, von Herzog Hermann als Späher ausgesandt, die Nachricht, daß die Römer in vollem Abzug begriffen seien. Die zersprengten Wehrmannschaften sammelten sich wieder, um unter Hermanns Führung den weichenden Feinden bis zur Grenze des Landes zu folgen.

Auf dem Weserfelde hatten sich auch die Frauen eingefunden, um ihre Männer, Väter und Söhne unter den Toten oder Verwundeten aufzusuchen.

„Wo bleibt Bertila?“ fragte sich Frodo; aber er wich nicht von Thilos Seite, der jetzt im heftigen Wundfieber lag, noch im Kampfe zu sein wähnte und den ihn bewachenden Freund als einen Römer anredete.

Eine volle Woche durch pflegte Frodo den mit dem Tode ringenden Freund, während er selbst von der furchtbarsten Unruhe um sein Weib und Kind gemartert ward. Ein junges Wild, das er erlegte, als Thilo im Schlummer lag, reichte, am Spieße gebraten, ihm selbst zur Nahrung; der Kranke nahm nur die Labung zu sich, die der frische Quell seinen lechzenden Lippen gewährte. Doch die Jugendkraft des starken Germanen siegte über Schwäche und Wundfieber. Die Wunde begann zu heilen; nach neun Tagen erwachte der Kranke aus seinen Fieberträumen, und sein erstes Wort war die Frage: „Sind die Römer überwältigt?“

„Sie haben das Feld geräumt in eiligem Rückzug,“ antwortete Frodo. Nun verlangte der Kranke nach Nahrung. Frodo reichte ihm das letzte Stück seines Vorrats, das Thilo gierig verschlang.

„Wo ist Bertila?“ fragte er nun, indem er sich umschaute. Frodo schüttelte traurig den Kopf.

Am folgenden Tag erhob sich Thilo von dem Lager, das ihm sein Freund aus dürrem Waldgras und Laub bereitet hatte. Die Freunde traten die Wanderung nach der Heimat an, wenn schon Thilos Kräfte nur kleine Tagereisen gestatteten.

So wurden sie überholt durch die von der Verfolgung des Feindes zurückkehrenden Wehrmannen, welche die Nachricht brachten, die Römer haben die verbündeten deutschen Gaue in größter Eile in starken Tagemärschen verlassen.

Unter den Wehrmannen erkannte Frodo einen Nachbar aus dem heimischen Gaue. Der Mann stand still bei den Wanderern, schaute Frodo mit seltsamem Blicke an und sprach endlich zögernd: „Was hilft es, wenn ich dir die Wahrheit verhehle? — Ich habe dein Weib mit deinem Kinde . . .“ Er hielt inne und wandte sich ab mit den Worten: „Nein, ich kann dir's nicht sagen, frage einen andern darum!“

„Sprich!“ rief Frodo aufspringend wie ein verwundeter Hirsch; „Allvater hört dich — sage mir die Wahrheit, ich will sie tragen als ein Mann! — Bertila, holdblickend am heimischen Herde, furchtlos und treu auf blutigem Felde, — du hast sie tot gefunden, durchbohrt vom Pfeile des blutgierigen römischen Wolfes — sie samt dem lächelnden Knaben in ihren Armen?“ Er hielt inne. Der Mann schwieg und blickte zu Boden. Frodo stockte der Atem.

Da erhob der Wehrmann den Blick wieder, legte die Hand auf die Schulter des Unglücklichen und sprach: „Dürfte ich ja sagen, du wärest glücklich, Frodo! —

Doch Allvater hört uns — Bertila, dein Weib, ist in die Hände der Römer gefallen, sie wird samt deinem Sohne als Gefangene des Cäsar Triumphzug zieren!"

Ein Schrei des Entsetzens und der furchtbarsten Qual rang sich aus der Brust des erschütterten Mannes; dann, vom Übermaß des Schmerzes wie vom Blitze getroffen, warf er sich zu Boden und wühlte im Wahnsinn des Schmerzes mit den Händen in der Erde. — Weib und Kind gefangen, verhöhnt, gequält von den erbarmungslosen Feinden! — Dies war das Schrecklichste für ihn; sie als tot betrauern zu dürfen, wäre Erleichterung für sein Herz gewesen.

Stumm standen neben ihm Thilo, der Bruder und Freund, und der fremde Wehrmann — sie hatten keine Worte des Trostes für solchen Jammer.

---

## 5.

## Schüttelt eure Mähnen, ihr wilden Wellenrosse!

Wenn der Sturm
In dieser Wasserkluft sich erst verfangen,
Dann rast er um sich mit des Raubtiers Angst,
Das an des Gitters Eisenstäbe schlägt.

Germanikus hatte Eile mit dem Rückzuge, denn er wußte, daß seine Legionen eine dritte Schlacht nicht mehr zu bestehen vermochten. Er ließ daher den kleineren leichten Teil der Truppen unter des Stertinius Anführung den kürzeren, aber gefahrvollen Landweg einschlagen, während er selbst die schwere Masse des Heeres auf der See, auf der er sie auch hergebracht hatte, zurückzuführen beabsichtigte. Tausend Schiffe, für diesen Zug erbaut und mit Ruderern wohl bemannt, harrten an der Mündung der Ems in der Nordsee, welche damals das deutsche Meer hieß, auf die Rückkehr der Legionen, die sie hergetragen hatten. Glücklich priesen sich die Römer, als sie das Meeresufer erreicht hatten und die Schiffe besteigend das gefürchtete deutsche Land verließen. Wölbte sich doch der Himmel so klar und sommerlich blau ob der ruhigen Flut, es blähte der günstige Wind die Segel und ließ glückliche Fahrt hoffen! Unter heiter scherzenden Gesprächen stiegen die sonst mehr zu schweigsamem Ernst geneigten römischen Legionen an Bord. Einer Schar von Schwänen ähnlich glitten die Schiffe mit den schlanken Masten und glänzend weißen Segeln auf dem Spiegel der See dahin; aus ihrer Mitte hob sich das Schiff des Cäsar Germanikus, das größte des ganzen Geschwaders, mit purpurn umsäumten Segeln und silbernen Adlern auf der Spitze der Masten.

Vom Verdeck blickte die hochragende Gestalt des Feldherrn über die Flotte hin. Leuchtenden Auges sprach Germanikus mit den Anführern, die ihn umstanden und seine Befehle für die Fahrt entgegennahmen. „Die günstigsten Zeichen begleiten die Fahrt," versicherten sie alle, als sie mit einem fröhlichen „Vale, Caesar!" den Feldherrn verließen, um sich auf ihre Schiffe zu begeben.

Zuletzt, in die schlechtesten Fahrzeuge, wurden die Gefangenen eingeladen, riesige Jünglinge und Männer, die mächtigen Arme und Beine mit Ketten belastet, hochragende Greise, deren Augen unter weißen Haaren noch jung und hell leuchteten, und edelgestaltete Frauen, die auf dem Schlachtfelde, als sie Vätern und Männern die Wunden verbanden, ergriffen und zu Gefangenen gemacht worden waren.

Unter diesen stand Bertila, ihr Kind auf dem Arme tragend. Noch einmal schaute sie vom öden Ufer ringsum in die Ferne, ob nirgends Rettung komme. Doch der römische Centurio drängte, seine barschen Befehlsworte mit Stößen begleitend, und mit den andern Leidensgefährtinnen stieg Bertila ins Schiff, das sie für immer vom heimischen Gestade entführen sollte.

Jetzt bewegten sich die Ruder, die Schiffe stießen vom Lande. Vorwärts schauten die Römer über den lichten Meeresspiegel hin, der sie zur sichern Colonia am Rheinufer führen sollte. Der Gefangenen Blicke aber hingen am grünen Ufer des Heimatlandes, das ihren Augen allmählich entschwand; sie sandten Grüße den fernen Teuren zu, von denen sie nun für immer getrennt waren. Der Frauen Schmerz brach in Wehklagen aus, die Männer bargen ihn in finsterem Schweigen. Aller Hoffnung auf Rettung war nun dahin.

Bertila hatte keine Thränen mehr, der Schmerz brannte in der Tiefe ihrer Seele; ihr Knabe aber schlug die hellen Augen auf und lächelte die Mutter an, von der schaukelnden Bewegung des Schiffes angenehm aus dem Schlafe geweckt. Dies Lächeln schnitt der unglücklichen Mutter ins Herz; sie schaute zum Himmel auf und rief: „Nicht Rettung habt ihr gesandt, allwaltende Götter, so sendet uns gnädig den Tod! In den Fluten begrabt uns samt unsern Verderbern!"

Währenddessen stiegen am mittäglichen Himmel Wolken auf, durch den Südwind aus den nebelreichen germanischen Wäldern hergetrieben. Sie schwebten so leicht und luftig am Horizont, daß sie den blauen Himmel nicht verdüsterten und selbst von den geübten Augen der Schiffer kaum bemerkt wurden, bis sie gegen Abend sich zu einer dichten, grauen Wolkenbank zu sammeln begannen.

„Zieht die Segel ein! die Nacht droht mit Sturm!" dröhnten die Stimmen der Schiffshauptmänner von Bord zu Bord. Die blanken weißen Segel rauschten nieder und die Flotte schien stillzustehen; doch bald begannen die Schiffe zu schwanken, sich zu heben und zu senken, denn die See war in steigender Wellenbewegung.

Plötzlich verhüllte sich der soeben noch helle Abendhimmel in düsteres Dunkel; es schien Nacht, obwohl die Sonne noch nicht untergegangen war; nur die weißen Mähnen der Wogen schimmerten unheimlich durch die Finsternis.

Ein Blitz zuckte nieder; schrilles Pfeifen sauste durch die Lüfte — es war der beginnende Sturm. Noch wenige Augenblicke, und alle Elemente waren im Aufruhr. Durch die Lüfte raste der Sturm und peitschte die Wogen, daß sie sich bäumten gleich scheuen Rossen und ihren weißen Gischt den Wolken entgegenspritzten; dazwischen zuckten die Blitze, und selbst die seit Jahrtausenden feststehenden Felsenriffe und Klippen schienen, vom allgemeinen Aufruhr ergriffen, zu wanken, sich zu heben und niederzutauchen in den brandenden Wogen.

Schrecken ergriff Schiffsleute und Soldaten; es folgte die furchtbarste Verwirrung. Kaum wurde noch ein Kommandowort gehört; von Todesangst getrieben griffen auch die Soldaten zu den Rudern, aber mit ungeübten, zitternden Händen hemmten sie die Lenkung der Schiffe mehr, als sie sie förderten. Aus dem Gewitterdunkel ward bald wirkliche Nacht; nur auf Augenblicke leuchteten die Blitze weit über die See hin. Keine Flotte war mehr zu schauen; in kurzer Frist nach allen Richtungen weit auseinandergejagt trieben die einzelnen Schiffe dahin und dorthin. Durch das Brausen der Wogen und das Rollen des Donners war hin und wieder der dröhnende Krach eines an den Klippen oder Felsenriffen zerschellenden Schiffes und der markerschütternde Wehschrei der versinkenden Mannschaft zu vernehmen.

Die stolzen Römer, die furchtlos dem blutigen Tod in der Schlacht entgegengetreten waren, hatten dem grauenvollen Aufruhr der Naturmächte gegenüber Mut und Haltung verloren; gegen Sturm und Wellen hatten sie keine Waffen, keine Rüstung; wehrlos hinabsinken zu müssen ins nasse Grab, war selbst dem Tapfersten furchtbar.

Kein Anker haftete mehr; ein Schiff ums andere ward leck; mit zitternder Hast wurde alles Gepäck, Saumtiere, Rosse, Waffen über Bord geworfen, doch die schiefgehenden und lecken Fahrzeuge wollten sich nicht wieder heben.

Und von der Fluten wildem Ungestüm
Ward Mann um Mann und Roß um Roß ertränkt,
Und wen'ge nur entkamen mühevoll
Der Wogen stürmisch brandender Gewalt.

Mitten im endlosen Jammer ertönte von wenigen schwachen Schiffen Jubelgesang und wildes Jauchzen; die germanischen Gefangenen waren es, welche Wodan, den Herrn des Himmels, priesen, der ihren Feinden Verderben, ihnen aber den Tod, Rettung aus Gefangenschaft und Sklaverei, sendete.

Mit ausgestreckten Armen hob Bertila ihren Knaben in die nächtlichen Lüfte empor, indem sie ausrief: „Dank dir, Allvater, du hast mich erhört! Nicht in Sklavenketten wird mein Sohn aufwachsen, mißhandelt und geschmäht! — Weine du nicht, mein holdes Kind! in der Mutter Armen wirst du schlafen im Grunde des Meeres; fest an meinem Herzen will ich dich bergen, wenn die Wellen uns verschlingen. — Schüttelt eure Mähnen, ihr wilden Wellenrosse! zertrümmert den stolzen Wogengänger, laßt ihn nicht friedlich hingleiten über euren Rücken!“

Ihr Jubelruf tönte schrecklich im Ohre der Römer. „Willst du schweigen, rasendes Weib?“ herrschte ihr ein Centurio zu. — „Sie ruft ihre Götter an, daß sie uns verderben — stürzt die Germanin ins Meer!“ riefen die Schiffsleute.

Schon streckten sich starke Arme aus, die Gefangene zu ergreifen und ins Meer zu stürzen, als ein furchtbarer Krach erdröhnte; das Schiff war an ein Felsenriff geworfen worden und geborsten. Ein wilder Wehschrei der Mannschaft — und alle trieben in den Wellen hin, kürzer oder länger noch um ihr Leben kämpfend, bis einer um den andern in die grundlose Tiefe versank.

Nur zwei Leben wurden gerettet. Mit behendem Arm hatte Bertila das Felsenriff ergriffen und sich mit ihrem Kinde emporgeschwungen. Ein Vorsprung gab ihrem Fuße Halt, und es gelang ihr die Spitze des Felsens zu erklimmen, der in ziemlicher Höhe über die brandenden Wogen emporragte.

Hatte sie noch soeben den Tod als willkommenen Befreier für sich und ihr Kind begrüßt, so erwachte doch jetzt die Liebe zum Leben, die Gott in die Menschennatur gepflanzt hat, so mächtig in dem jugendstarken Weibe, daß sie, ohne sich zu besinnen, den Weg zur Rettung ergriff.

Erst, als sie von der Spitze des Felsens herabschaute auf das endlose Meer ringsumher, fragte sie sich: „Wozu meine Flucht aus den Wogen, deren Gefangene ich bin? Soll ich langsam verschmachten mit meinem Kinde?“

Als das Kind zu weinen begann, da es nach seiner Nahrung verlangte, reichte sie ihm dieselbe, und gesättigt schlief es ein. Im Anblick seines ruhigen Schlummers durchzog ein Hauch neuen Mutes das Herz des verlassenen Weibes. „Allvater hat uns gerettet aus den brandenden Wellen,“ sprach sie bei sich; „ist es sein Wille, so kann er uns auch hinüberhelfen über die breite Wasserwüste. Will er's nicht, so läßt es sich morgen so gut sterben wie heute.“

Mit dem Entschlusse, geduldig auszuharren, setzte sich Bertila auf die Felsenspitze nieder und schaute unverzagt über das tosende Meer und in die leuchtenden Blitze, denn unvermindert dauerte das furchtbare Gewitter fort.

Und es wächst des Sturmes Toben,
Hoch, zu Bergen aufgehoben,
Schwillt das Meer, die Brandung bricht
Schäumend sich am Fuß der Klippen:
Selbst das Schiff mit Eichenrippen
Nahte unzerschmettert nicht.
Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war;
Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

Auf dem Verdecke seines Schiffes stand Germanikus und schaute starren Blickes in die brausende Flut. Ihn kümmerte nicht, daß die Blitze sein unbedecktes Haupt umzückten und der Sturm den Mantel von seinen Schultern gerissen hatte. Er empfand es auch nicht, als schwer niederprasselnde Schloßen seine Stirn blutigschlugen und später der eisige Regen seine leichten Gewänder zum Triefen durchnäßte. Seine Seele war mit seinen Blicken in die Ferne gewandt, den Schiffen zu, die rings umherirrend von den Wogen verschlungen wurden oder an den Klippen zerschellten, Tausende von Menschen im nassen Wellengrabe versenkend.

Seinem Feldherrnblicke waren sie alle übergeben; er war es, der diese Tausende der Verzweiflung, dem schauerlichen Untergang in der Tiefe des Meeres entgegengeführt hatte. Dieses Bewußtsein überwältigte den Neffen und Stiefsohn des weltgebietenden Kaisers Tiberius; es waren ja nicht die von ihm als Barbaren verachteten halbnackten Germanen, es waren stolze, freie Römer, die er in den Fluten ertrinken sah, und mit ihnen versank auch jede Hoffnung, daß Rom die Herrschaft über Germanien werde aufrechterhalten können.

Er aber, der Feldherr über so viele Legionen, konnte Sturm und Wellen nicht gebieten, sein weittönender Ruf wurde nicht mehr gehört, thatlos hing das Schwert an seiner Seite; der graue Schiffshauptmann war jetzt Gebieter, und die gemeinen Schiffsleute an den Rudern hatten das Leben des hochgeborenen Cäsar, des weltberühmten Germanikus, in ihren Händen.

Sie erwiesen sich tapfer und treu im Kampf gegen Sturm und Wogenschlag, und es gelang ihnen, das Schiff des Feldherrn durch die dunkle Nacht zum nächsten Ufer zu lenken. Dort waren die Chauken seßhaft, am Meeresstrand zwischen Ems und Weser, ein friedliebender Stamm, der vom Fischfang seine Nahrung zog. Sie hatten es nicht gewagt, am gewaltigen Völkerkampf im Teutoburger Walde teilzunehmen, da die Römer, die von der See her leicht in ihr Land gelangen konnten, ihnen als Feinde zu drohend waren. Doch hatten sie mit Jubel die Nachricht vom Siege der Bruderstämme aufgenommen.

Der Schein einer traulichen Herdflamme lenkte die Gestrandeten zu einem kleinen Fischerdorfe. Sie teilten sich in die Hütten, wo kein Riegel ihren Eingang hemmte, und die Einwohner, zur mitternächtlichen Stunde wach wegen des entsetzlichen Sturmes, nahmen die Obdachsuchenden gastfrei auf. Die verglimmenden Herdfeuer wurden neu angefacht, und zum Mahl für die Fremdlinge wurden Fische auf den Rost gelegt. Auch an rauhem Brote fehlte es nicht, aus Hafer, und an Bier, aus Gerste bereitet, die dem sumpfigen Moorlande mühsam und spärlich abgewonnen wurden.

Die vom furchtbaren Kampfe mit den Elementen Erschöpften labten sich mit Begierde am kargen Mahle, während sie, um die Flammen gelagert, die erstarrten Glieder erwärmten und die durchnäßten Gewänder trockneten. Nur der Feldherr verschmähte Speise und Trank, er hatte keine Empfindung für die belebende Wärme der Herdglut; sein Geist schien abwesend, sein Auge und sein Ohr waren unverwandt in die Ferne gerichtet, und fast gewaltsam mußten seine Begleiter und Unglücksgefährten ihn in der Hütte zurückhalten.

Draußen tobte das Unwetter unvermindert fort. Die Fischer flüsterten kopfschüttelnd und mit ausdrucksvollen Mienen zusammen. Die ältesten Männer konnten sich eines ähnlichen Sturmes nicht erinnern. „Gericht der Götter waltet hier," sagte einer zum andern, und sie warfen scheue Blicke auf die römischen Gäste, über die der Zorn der himmlischen Mächte so furchtbar entbrannt war.

Als der Tag zu grauen begann und ein düsteres Licht über das empörte Meer warf, das man durch die Fensterluke der Hütte vor sich sah, erhob sich Germanikus rasch und schritt hinweg; sein finsterer Blick und seine Haltung verboten seinen Gefährten, ihn länger zurückzuhalten. Erschrocken folgten ihm die befreundeten Unterbefehlshaber, die er zu seinen Begleitern auf der Fahrt erwählt hatte, und die dieser Gunst nun ihr Leben dankten.

Mit erneuter Macht wütete der Sturm; der Regen schlug nieder, das Meer toste und warf seine Wellen ans Ufer; es schien, als ob die Elemente mit dem Tageslichte frischen Atem gewännen, um mit verstärkter Gewalt den fürchterlichen Kampf zu erneuern.

Kaum vermochten die Römer dem durch Sturm und Wetter hineilenden Feldherrn zu folgen, bis er auf der äußersten Düne stillstand, in die schäumende Brandung hinabschauend. Besorgt stellten sich um ihn die Freunde; ihnen bangte für den gefeierten Feldherrn, dessen Herz die Verzweiflung mit ihren Krallen zerfleischte.

Stumm stand er so Stunde um Stunde auf der Düne im Regen und Wogenschlag, vom Sturm umsaust, und spähte mit starrendem Auge in die Ferne. Jetzt sanken die Wolken verhüllend herab auf Land und Meer, dann hoben sie sich wieder

und zeigten das schrecklichste Schauspiel. So weit der Blick trug, waren zerstreute Schiffe zu gewahren, die, ein Spielball der Wogen, hin- und hergeworfen wurden. „Varus, Varus," rief Germanikus aus, überwältigt von dem Anblick, „dein Nachfolger ist unglücklicher als du! In dein Schwert stürzest du dich, mir aber ziemt es, meinen Opfern zu folgen in das nasse Grab. — Ha, ich höre ihre Stimmen durch das Wogengebrüll, sie rufen mich zu sich — — hinab in die Tiefe!" Und mit ausgebreiteten Armen neigte er sich über das Meer hin, das den Fuß der Düne bespielte, bereit zum tödlichen Sprunge.

Verzweifelnd hielten ihn die Freunde an den Gewändern und Armen fest. „Komm zu dir, Cäsar!" rief Mennius; „denke an Agrippina, an deine Kinder! Darfst du sie deines Schutzes berauben? sie preisgeben dem Hohn und der Rache des Tiberius?"

„Kann ich leben, von den Göttern verfolgt, vor den Menschen entehrt?" fragte der unglückliche Feldherr mit dumpfer Stimme zurück.

„Du sprichst im Fieberwahn," fiel Appius ein; „wer dürfte dich schmähen, den nicht Menschen besiegten? Den Göttern sich beugen zu müssen, ist auch den Helden nicht Schande."

„Der Götter Zorn wird sich wieder legen," setzte Cäcina hinzu; „mit neuer Huld schauen sie den Mann an, den sie geprüft."

Mit diesen und ähnlichen Reden beschwichtigten die Römer endlich die Ausbrüche der Verzweiflung ihres Feldherrn. Sie standen mit ihm auf der Düne bis in die tiefe Nacht und vermochten ihn fast nur mit Gewalt dazu, sich auf einige Stunden in die Hütte zurückzuziehen, indem sie ihn mit neuer Hoffnung trösteten.

„Der Morgen," sprach Mennius, „wird Hilfe bringen; es muß ja das Toben der Elemente doch endlich nachlassen; dann wirst du die geretteten Schiffe sammeln und die verschlagenen heimholen."

Erschöpft von Seelenqual und Anstrengung sank Germanikus auf das Strohlager, das die Hütte ihm bot. Doch das Heulen des Sturmes und das Brüllen der brandenden See verscheuchten den Schlaf von seinen brennenden Augen.

Der zweite Tag brach an; neu begann der Sturm sein schreckliches Werk.

Drei Tage und Nächte hindurch schaute Germanikus von der Düne auf das wogende Meer, und nur die Wachsamkeit seiner Freunde verhinderte, daß er in dumpfer Verzweiflung nach Römer Art sich selbst den Tod gab.

In der vierten Nacht ließ das Unwetter nach. Erst verstummte der Sturm langsam, es legte sich die aufgeregte Flut, und als der Morgen des vierten Tages sonnenhell anbrach, lag das Meer ruhig. Das Werk der Zerstörung aber war vollendet; lecke Schiffe ohne Ruder und Segel trieben auf dem glatten Spiegel hin; die Ufer waren mit Wracken, Waffen und Leichen übersäet.

Mit Staunen sahen jetzt die Römer, welche Veränderung bei diesem Anblick mit dem Cäsar vorging. Er war wieder Germanikus, der unverzagte römische Held. Die Verzweiflung, die sein Gemüt umnachtet hatte, war gewichen, sobald er den Umfang des Unglücks zu überschauen und mit voller Thatkraft einzuschreiten vermochte.

Die nächste Stunde schon traf den Feldherrn auf seinem Schiffe; er fuhr den Strand entlang, um die gelandeten Fahrzeuge zurückzuführen. Diese ließ er schnell ausbessern und schickte sie nach allen Richtungen ins Meer hinaus, um die lecken Schiffe ins Schlepptau zu nehmen und auf den zahlreichen Eilanden, die näher und ferner von der Küste lagen, die Trümmer des Heeres und der Flotte zu sammeln.

---

## 6.

## Ich habe Allvater vertraut, und er hat mich erhalten.

Längs der ganzen Küste rüsteten die Bewohner ihre Schiffe und fuhren hinaus in die See, um bei der Rettung der Schiffbrüchigen hilfreiche Hand zu leisten. Nicht nur die Chauken am nächstliegenden Strand fanden sich ein, sondern auch die Angrivarier, ein germanischer Stamm, der in den heutigen Niederlanden ansässig war, und die Britten, jenseits des Kanals, die Julius Cäsar den Römern unterworfen hatte, denn bis zu ihrer Küste hatte der Sturm im Laufe von vier Tagen die Schiffe der römischen Flotte verschlagen.

Wo das Land der Chauken an das der Angrivarier grenzte, hatte ein armer Chauke seine einsame Hütte unter der Düne erbaut. Er besaß nur einen Kahn, zum Fischfang am Strande, aber angesichts der auf den Wogen treibenden Schiffswracke und Leichen sagte er zu seinem Sohne: „Laß uns hinausfahren und sehen, ob wir etliche Schiffbrüchige ans Land bringen können! Der Sturm hat sich zur Ruhe gelegt und schläft nun in den Höhlen der Berge des fernen Rhätiens. Auch die See ist ermüdet und rührt sich kaum; wir können uns ohne Gefahr weit hinaus in den Ozean wagen."

„Vater," fragte der Jüngling bedenklich, „ist's wohlgethan, Leute aus den Wogen zu retten, die vom Zorne der Götter verfolgt und gerichtet sind?"

„Wie ein Thor sprichst du, Wigulf, und wie ein Knabe," antwortete Rollo, der Fischer in ergrauendem Haar; „welche die Götter gerichtet haben, die sind versunken in dem nassen Wellengrabe. Die aber auf schwachem Wracke, auf Klippen und Felsenriffen sich gerettet haben, sollen zum Leben erhalten bleiben nach dem Willen des himmlischen Herrschers. Wer ihrer einen auf schwankem Schiffe herein-

holt zum sichern Ufer, der hat dem Gott des Himmels gedient im Dienst an dem hilflosen Manne."

Nicht wagte Wigulf, der kühne Jüngling, den Worten des Vaters weiteres zu entgegnen. Miteinander rüsteten sie den Nachen aus und fuhren weit hinaus in die See.

Lose Bretter schwammen an ihnen vorüber; eines und das andere griffen sie auf; Waffen, von den Wellen hergespült, hob Wigulf triumphierend empor; doch seine Habgier war befriedigt, als er ein paar hölzerne Speere mit Eisenspitzen, einen Bogen und einen Köcher mit Pfeilen aufgegriffen hatte. Was römische Üppigkeit zum Leben bedurfte, war den schlichten germanischen Fischern noch fremd. Die köstlichsten Zeltteppiche, in Damaskus gewoben, die feinsten Gewänder, mit Gold gestickt, die silbernen Schmuckkästchen und die aus Ebenholz künstlich gefertigten Weihrauchbüchsen, welche auf Schiffstrümmern dahergeschwemmt kamen, überließen sie ruhig den Wellen als Beute. Warum sollten sie den schwankenden Nachen mit solchen für sie wertlosen Dingen beschweren?

Sie waren weit in die See hinausgefahren. „Sieh, Vater," rief Wigulf jetzt, und sein jugendlich scharfes Auge schweifte in die Ferne, „eine Frau ist dort auf dem Eiland, sie winkt uns heran."

„Wo ist ein Eiland, wo eine Frau?" fragte der alte Rollo, dessen Augen nicht mehr so weithin trugen, wie die seines jungen Sohnes.

Wigulf aber lenkte den Nachen pfeilschnell durch die klare Flut, so daß bald auch Rollo das Felsenriff gewahrte, hinter dem ein kleines Eiland sich hinzog. Als sie dasselbe erreicht hatten, war die Frau verschwunden. Wigulf sprang ans Felsenufer, das Weinen eines Kindes lenkte seinen Schritt. Er fand Bertila bewußtlos, das noch lebende Kind an die Brust gedrückt.

„Die Frau ist verkommen im Hunger," sprach er zu sich selbst und eilte, seinen Vater zu rufen. Gemeinsam brachten sie die Ohnmächtige samt ihrem Kinde in den Nachen. Als sie dort erwachte, reichten sie ihr die Nahrung, die sie selbst zum Vorrat auf die Fahrt mitgenommen hatten, gebackene Fische und rauhes Brot.

Bertila aß und erholte sich allmählich; sie blickte auf ihr Kind, und da sie es lebend sah, schaute sie mit dankendem Blicke zum blauen Himmel empor. „Ich habe Allvater vertraut," sprach sie dann, „und er hat mich erhalten samt meinem Kinde."

Auf die Fragen der Fischer berichtete sie ihnen, wie sie als Gefangene auf einem Römerschiffe sich bei dem Untergang desselben auf den Felsen und von dort auf das Eiland gerettet habe. Drei Tage und drei Nächte hatte sie dort zugebracht und sich dürftig von den rohen Schaltieren, Seekrebsen und Austern

genährt, die der Wellenschlag auf den Felsen warf. Mit jedem Tage aber fühlte sie ihre Kräfte mehr dahinschwinden. Immer grauenhafter klang ihr das Tosen des Sturmes während der Nacht in den Ohren, immer schrecklicher ward ihr den langen Tag über der Anblick der endlosen, wild empörten Wasserwüste. Mehr und mehr erlosch in ihr die Hoffnung auf Rettung, doch hielt die Liebe zu ihrem Kinde und ein Rest von Vertrauen auf das Walten der göttlichen Macht sie noch aufrecht. Der vorspringende Felsen, an dem das Römerschiff zerschellt war, schützte das Eiland, mit dem es zusammenhing, vor der stärksten Gewalt des Sturmes und dem Anprall der Wellen; er bot ihr eine Wand, an die sich anlehnend sie notdürftig zu ruhen vermochte, während sie ihr Kind mit ihrem Leibe vor Kälte und Nässe zu schützen bestrebt war.

Noch einmal belebte sich ihre Hoffnung, als am Abend des dritten Tages der Sturm sich legte und morgens darauf das Sonnenauge golden über dem friedlich ruhenden Meere aufstieg, mit wärmenden Strahlen das durchnäßte Gewand der Einsamen trocknend und ihre schauernden Glieder erwärmend. Doch vom Morgen bis zum Abend zogen sich die Stunden hin, und die See, kaum in leisem Kräuseln bewegt, warf ihr kein Schaltier, kein Fischlein mehr auf das Eiland. Noch war sie vermögend, ihr Kind zu nähren, aber sie selbst war der Erschöpfung nahe. Als sie noch einmal mit Mühe den Felsen erstieg, um rundum nach Hilfe in die Ferne auszuschauen, erspähte ihr Blick, von Verzweiflung geschärft, den Nachen, und sie selbst ward von den Schiffern wahrgenommen, die das Eiland erblickten und die verschmachtete Frau mit ihrem Kinde dort auffanden.

Als die Arme sich gelabt hatte, lenkten Rollo und Wigulf ihr kleines Fahrzeug wieder nach dem heimischen Strande, wo Mutter Ulla, Rollos Hausfrau und Wigulfs Mutter, die Gerettete mit ihrem Kinde ebenso staunend, wie gastfreundlich und herzlich willkommen hieß, sie zum Ehrenplatz neben der wärmenden Herdflamme führte und mit dem Besten, was sie zu bereiten vermochte, mit heißem Haferbrei, frisch gebackenen Brotkuchen und Fischen bewirtete.

Drei Tage verweilte Bertila in der gastlichen Hütte und erzählte den staunenden Zuhörern von dem Überfall der Römer im Cheruskerlande, von dem Rufe: Alle Mannen zur Wehr! der durch die verbündeten Gaue der Marsen, der Chatten, der Brukterer, der Sigambrer und Usipeter erschollen war; und endlich von den blutigen Schlachten auf der Idisiwiese und auf dem Weserfelde.

Mit stummem Ernste hörte der alte Rollo ihren Bericht; Mutter Ulla beklagte die vielen Toten und die Verwüstung so mancher Gaue, Wigulf aber lauschte mit funkelnden Augen und wünschte, daß die Chauken mit den übrigen Söhnen Teuts wider die Römer in die Waffen treten möchten. „Vater," fragte er, „soll es immer von uns heißen, die Chauken sind nur Fischer, friedliche, furchtsame Leute, wenn

die Cherusker und Marsen, die Brukterer und Chatten alle Mannen zur Wehr rufen und die Framea schwingen, die den eisenbewehrten Römer bezwingt? Sind wir Fischer, die wir ankämpfen gegen Sturm und Wellen, weniger mannesstark als die Jäger im innern Lande, die dem grimmen Bären und dem starken Auerstier nachstellen?"

„Geduld, Wigulf," sprach der alte Rollo, „auch an die Chauken wird der Ruf kommen: Alle Mannen zur Wehr! Aber noch ist die Stunde nicht günstig dazu, noch sind uns die Römer zu stark und zu nahe, und es gilt, geduldig abzuwarten, was die Götter uns schicken, und uns gehorsam den Starken zu beugen."

Drei Tage der Ruhe und Pflege genügten dem jugendstarken germanischen Weibe, um sich von den überstandenen Entbehrungen und Anstrengungen völlig zu erholen. Kein Zureden der ihr anhänglich gewordenen Chaukenfamilie war vermögend, sie länger zurückzuhalten. Am vierten Morgen verließ sie dankend die gastliche Hütte, um die Wanderung zu den heimischen Gauen anzutreten.

„Wodan, der Herr des Himmels, der dich aus der Meeresflut rettete, geleite dich sicher über Berg und Thal!" sprach Rollo segnend zum Abschied. Ulla versorgte sie mit gebratenen Fischen und Brotkuchen auf den Weg und Wigulf gab ihr eine Tagereise weit Geleite und führte sie verborgene Wege, damit sie nicht den Römern aufs neue in die Hände falle, von denen viele, aus dem Schiffbruch gerettet, in den chaukischen Dörfern verweilten.

Der Spätsommer war eingetreten und brachte nach dem Sturme Tage voll ungetrübten Sonnenscheins, welche Bertila die Wanderschaft erleichterten. Froh begrüßte sie die heimische Flut der Ems, die ihr fortan als Wegweiser diente, und noch freier atmete sie, als sie nach wenigen Tagen das Moorland hinter sich hatte und ihr Blick wieder die grünen Wälder begrüßte, die Ausläufer der mächtigen, sich weithinziehenden Forsten, die unter dem Namen des Teutoburger Waldes begriffen waren.

Senkte sich der Abend nieder, so trat sie ohne Scheu in die nächste menschliche Ansiedlung, um Abendbrot und Nachtlager zu heischen. Gastlich wurde sie stets empfangen, ebenso im stattlichen Gehöfte des Edelings, wie in der engen Hütte des armen Freien; sie wurde mit dem Besten bewirtet und morgens, ehe sie auszog, mit Nahrung für den Tag versehen. Sie berichtete über den großen Sturm, welcher die Flotte des Cäsar auf dem deutschen Meere zertrümmert hatte, und mit Staunen hörten die Bewohner des Binnenlandes ihre Erzählung, die noch für Jahre hernach Stoff zu Gesprächen am winterlichen Herdfeuer bot.

Die Gaue der Ansivarier, der Chasuarier, der Marsen durchwandernd gelangte sie an die Grenze des cheruskischen Landes, von wo sie nur wenige Stunden noch hatte zur heimischen Hütte. Zuletzt öffnete sich das Thal, und vor ihr lag im

Abendsonnenglanz die friedliche Heimat, die wieder zu sehen sie nicht hatte hoffen können. Bertila stand still, fast überwältigt von ihrem Anblick. Stark in Gefahr und Not, glaubte sie jetzt der Freude zu erliegen, denn ihre Füße wankten, als sie weiterschritt.

Eine Rauchsäule sah sie aus dem Hause aufwirbeln, und laut jauchzte die Heimkehrende auf mit dem Rufe: „Es ist Feuer auf dem Herde — Frodo lebt und weilt in der Heimat!“ Sie schritt weiter und lachte hell auf vor Freude, denn sie sah die beiden Kühe dort weiden; nur zwei Rinder fehlten samt den Schafen; vom Waldessaum aber tönte das Grunzen des Mutterschweines, und vom Flusse das Schnattern der gefiederten Herde. Nahe beim Hause, im eingezäunten Rasenfleck, weidete ein Roß. Bertila ward stutzig — konnte es Frodo gehören?

Jetzt kam vom Acker her ein Mann mit dem Pfluge — Frodo war's, aber wie war er verändert! Gebeugt, als drücke eine Last auf seine Schultern, die stattliche Gestalt, das gebräunte Gesicht fahl, die Stirne gefurcht. „Frodo —“ wollte Bertila rufen, doch die Stimme versagte ihr. Er nahm sie nicht wahr, denn sein Blick war düster, zur Erde gesenkt. Aber mit lautem Freudengebelle stürzte Kero, der treue Hund, auf sie zu. Frodo schaute auf und wollte den Hund zurückrufen — sein Blick ward starr, und ein heftiger Schreck durchzuckte seine Glieder.

„Ich bin es, Frodo!“ rief Bertila, die im Anblick seiner Erregung sich selbst wiederfand, „kein Schatten und kein Traumgebilde, sondern dein lebendes Weib, und hier ist dein Sohn. Allvater hat uns beide heimgeführt.“ Ihre Arme umschlangen den sprachlosen Mann. „Und auch du lebst mir noch!“ fuhr das glückliche Weib, jetzt in Worten der Freude überströmend, fort; „aber du bist gebeugt und abgezehrt? Hat ein Siechtum dich befallen — und ich war ferne von deinem Lager? — Was fehlte dir, Frodo?“

„Du hast mir gefehlt, Bertila,“ sprach, tief atemholend, der Mann. „Zu Boden haben mich die römischen Ketten gedrückt, in denen ich dich schmachtend wußte samt unserem Sohne. Gelobt seien die Himmlischen, die mein Leid in Freude kehren!“ Verstummend schritten beide weiter; nur die Blicke sprachen. Nach einer Pause aber fragte Bertila: „Mutter Ganna?“

„Sie lebt,“ antwortete Frodo, „ja sie hat mit Keros Hilfe auch die Herde uns erhalten — nur die Schafe sind vom Wolfe geraubt worden; die Nachbarn aber haben mir jeder ein Lamm zugesagt, daß mir der Schaden ersetzt sei. Ein Roß hat mir Thilo geschenkt, um mich zu erfreuen.“

Während er so in gedrängter Kürze berichtete, hatten sie das Haus erreicht. Frodo führte Bertila wie eine Braut in die Hütte und trat mit ihr zur alten Mutter, die mit zitternden Händen im Begriffe war, einen Topf an das Herdfeuer

zu stellen, sich aber plötzlich wie in Jugendkraft aufrichtete, da sie von Bertilas Armen umfangen wurde und Frodo ihr ohne Worte das lächelnde Kind darbot.

„Beide heimgekehrt, Mutter und Kind!“ rief die Greisin aus; „glücklicher Tag, reiches, gottgesegnetes Haus! — Wisse,“ fuhr sie gegen Bertila gewendet fort, „zu trösten vermochte ich ihn nicht,“ sie deutete auf ihren Sohn, „aber getrauert habe ich mit ihm — Tage und Nächte durch.“

Es war ein freudenreicher Abend in der Hütte, in der so lange nur Trauer und düsteres Schweigen geherrscht hatte. Bis tief in die Nacht saßen die Wiedervereinten Seite an Seite; die alte Ganna schaukelte wie sonst die Korbwiege mit dem Kinde, und Bertila erzählte, was sie erlebt und erlitten hatte, und wie sie gerettet worden war. Auf dem Herde aber glimmte das Feuer fort und warf ein freudiges Licht über die Wände der traulichen Hütte.

# Hermann und Tiberius.

# 1.

# Kaiser Tiberius.

In des Palastes innerstem Gemache
Auf Purpurpolstern ruht Tiberius.
Vor seiner Thüre reiht sich Wach an Wache,
Das Schwert entblößt und vorgestreckt den Fuß.
Den Springquell hört im Hof man plätschernd fallen,
Sonst hütet Schweigen rings die Marmorhallen.

„Edler Markus Ämilius, dir entbietet der Cäsar seinen Gruß und lädt dich zur heutigen Cena in den Palast," meldete ein Sklave des römischen Kaisers Tiberius, indem er in das Atrium — das Empfangszimmer eines Römers von vornehmer Abkunft — trat.

„Melde dem Cäsar meinen Gruß und Dank, Menelaus! ich werde der Ladung gehorchen, womit der Cäsar mich ehrt," antwortete Markus Ämilius mit größerer Freundlichkeit, als sonst ein Römer einem Sklaven gegenüber zu zeigen pflegte.

Die Haussklaven des Kaisers waren einflußreiche Leute; sie besaßen eigenes Vermögen und erhielten vielfache Geschenke; manche trieben Handel und sammelten sich Reichtümer an. Darum war auch Menelaus, ein Grieche von Geburt, wie sein Name verriet, kostbar gekleidet. Zwar durfte er die Toga, das feierliche Gewand des freien Römers, als Sklave nicht tragen, aber seine Tunika war vom feinsten Byssusgewebe, von blendender Weiße, und in der goldenen Spange, die sie auf der rechten Schulter zusammenhielt, glänzte ein kostbarer Edelstein, der den Blick des vornehmen Römers auf sich zog. „Welch ein herrlicher Smaragd, den du hier trägst, Menelaus!" sprach er freundlich.

„Der Stein ist nicht übel," erwiderte der Sklave leichthin, „Manius, der Legat, drang in mich, ihn als Zeichen seiner Wertschätzung zum Geschenke anzunehmen."

„Wenn du ein Geschenk von Manius trägst, so darfst du dich nicht weigern, auch von meiner Hand ein Andenken zu nehmen," versetzte Ämilius, indem er die Spange abnahm, die er selbst trug. „Dieser Saphir ist ein Seitenstück zu deinem Smaragd; erinnere dich, wenn du ihn anheftest, des Markus Ämilius!"

„Du ehrst mich hoch, edler Ämilius," antwortete der Sklave; „ich wage nicht, dein Geschenk zurückzuweisen, aus Furcht, dich zu beleidigen. Mögen die Götter dir am heutigen Tage und allezeit Heil verleihen!" Mit grüßender, nicht eben sehr demütiger Gebärde verließ er das Atrium.

Sobald er verschwunden war, verfinsterte sich das Gesicht des Römers. „Habgieriger Schmarotzer!" murmelte er. „Schade um meinen kostbaren Saphir! Aber ich durfte den Menelaus nicht ohne Geschenk ziehen lassen, er steht dem Cäsar nahe, und dessen Ohr ist seinem Flüstern offen. — Zur Tafel des Cäsar bin ich geladen? Ich werde mich dort schwerlich vergnügen. Den stechenden Schlangenblicken des Tiberius gegenüber kommt keine Fröhlichkeit auf. Dennoch gilt die Einladung als Zeichen einer Gunst, die der Cäsar beweist, und hochgeschätzt will er sie wissen. Gut denn, ich werde nicht fehlen; doch für morgen bitte ich Freunde zu mir und werde mich in ihrer Gesellschaft entschädigen für den Zwang, den ich mir heute auferlegen muß."

Unter diesem Selbstgespräch begab sich Ämilius in sein Bibliothekgemach zurück, das er verlassen hatte, als ihm der Bote des Cäsar gemeldet wurde. Die Pergamentrolle in der Hand wartete dort der Vorleser auf die Rückkehr des Herrn und fuhr an der abgebrochenen Stelle fort, sobald dieser sich auf dem Ruhebett gelagert hatte. Doch Ämilius hörte nur mit halbem Ohre. Seine Gedanken weilten bei dem bevorstehenden Mahle des Cäsar. Ein Wink seiner Hand gebot dem Vorleser, innezuhalten. Auf ein zweites Zeichen kamen zwei jüngere Sklaven aus dem Nebenzimmer herzu und rollten das Ruhebett mit ihrem darauf liegenden Gebieter in das Badegemach, wo in ein Marmorbecken sich plätschernd ein Strahl mäßig erwärmten, Wohlgeruch duftenden Wassers ergoß.

Ämilius nahm sein Bad, dann ließ er sich in das Cavädium, den innersten, unbedeckten Raum des Hauses, führen, wo unter blauem Himmel ein Springquell inmitten grünender Bäume Kühlung verbreitete. Dort ruhte er eine Weile, bis die Sanduhr ihm verkündete, daß es Zeit sei, sich zur kaiserlichen Tafel anzukleiden. Abermals ließ er sich in ein anderes Gemach rollen, wo ein Sklave ihm die Haare salbte und kräuselte, und ein anderer die Tunika von weißer, feinster Wolle mit einem Purpurstreifen anlegte und um den Leib mit einem schmalen, golddurchwirkten Gürtel, auf der Schulter mit einer kostbaren Spange befestigte. Ein dritter schmückte seine Hände mit blitzenden Ringen; ein vierter versah die Füße mit Sandalen und wand ihm deren Purpurbänder um die Beine, die sie bis zum Knie bekleideten. Zuletzt warfen ihm zwei Sklaven die in kunstreiche Falten gelegte Toga über, das feierliche Gewand, das der vornehme Römer trug, wenn er zum Forum, in einen Tempel oder zu einem Gastmahle ging, nie aber auf Reisen oder auswärts von Rom.

Dann bestieg Markus Ämilius das Tragbett, das, von acht Sklaven getragen,

schon vor dem säulengetragenen Ostium, dem Eingang, bereitstand, und ließ sich nach dem palatinischen Palaste bringen, den Tiberius, wie vor ihm Augustus, bewohnte.

---

Es brütet Unheil auf des Cäsär Stirne,
Es sinnt auf Mord des Auges düstre Glut.
Jenseits der Alpen schneebedeckter Firne
Lebt frei und stark in seiner Wälder Hut
Das Volk, das seinem Scepter sich entrissen —
Vernichtet und gebeugt will er es wissen!

In einem mäßig großen, doch reich geschmückten Gemache waren drei Tische, je zu neun Personen, für die Cena des Cäsar gedeckt. Ruhebetten umstanden die Tische im Halbkreise, und diese selbst waren so gestellt, daß die ganze Tischgesellschaft unter sich einen großen Kreis bildete, bei dem die einzelnen, ohne im Platze beengt zu sein, jedem der Gesellschaft möglichst nahe waren.

Das Gemach war ohne Fenster; dagegen war die Decke geöffnet, und der Himmel im tiefen Blau des Südens wölbte sich über den Häuptern der Speisenden. Die Wände waren von griechischer Künstlerhand mit reichen Malereien geschmückt, goldgestickte Vorhänge verdeckten die beiden Thüröffnungen, deren eine ins Atrium, den nach außen liegenden Empfangssaal, führte, die andere dagegen in das Cavädium, einen kleinen, von einem bedeckten Säulengang umgebenen Garten im Innern des Palastes, worin Marmorstatuen aus Lorbeer- und Myrtengebüschen blinkten und ein Springquell seinen reichen Strahl ergoß. In jedem vornehmen römischen Hause war solch ein kleiner grüner Raum zu treffen, im Palaste waren deren mehrere von verschiedener Größe und in mannigfacher Ausschmückung angelegt.

Die Kugeln der Sanduhr fielen klingend ins Metallbecken und verkündeten die zehnte Stunde des Tages, der vom Morgen bis zum Abend gezählt wurde, vom Sonnenaufgang und Niedergang zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche. Die Gäste traten durchs Atrium ein und ließen sich von den bereitstehenden Sklaven die Schuhe abnehmen. Man begrüßte sich und führte flüsternden Tones Gespräche; doch alles verstummte, als der Vorhang des Cavädiums sich hob und Tiberius geräuschlos ins Gemach trat.

„Salve, salve, Cäsar!" tönte ihm einstimmiger Ruf entgegen. Er dankte mit leichtem Nicken des Hauptes und schritt gesenkten Blickes nach dem prächtigen Ruhebett, das inmitten des Saales für ihn bereitstand. Nachdem er sich niedergelegt hatte, folgten auch die Gäste seinem Beispiel.

Zuerst traten nun zwei schöne Sklavenknaben herzu und boten aus silbernen Körben die Kränze dar, womit die Römer sich zur Tafel, als zur festlichen Zeit des Tages, das Haupt zu schmücken pflegten. Noch bot die frühe Jahreszeit wenig Auswahl an Blumen. Tiberius legte ein Epheugewinde um die bleiche Stirne

und überließ den Gästen die duftenden Veilchenkränze und die rötlichweiß schimmernden Blütenzweige des Mandelbaums.

Die Knaben verschwanden, und Jünglinge trugen auf silbernen Platten den ersten Gang des Mahles auf. Ältere Sklaven in den feinsten weißen Gewändern öffneten die mit Gips verschlossenen Amphoren, die großen thönernen Krüge, worin der Wein gelagert wurde, und mischten ihn je nach dem Belieben der Gäste mehr oder weniger mit Wasser, denn ungemischt wurden die starken südlichen Weine auch damals wie heute noch nicht getrunken.

Anfangs wurden an den einzelnen Tischen nur wenige Gespräche in gedämpftem Tone geführt, denn die Gegenwart der „Schlange Tiberius", wie der Kaiser heimlich genannt wurde, lag wie ein Druck auf den Tischgenossen. Allmählich aber löste sich diese Befangenheit unter dem Einfluß des köstlichen Mahles und des feurigen Weines. Die Stimmen wurden lauter, die Gespräche allgemeiner. Auch Tiberius warf hin und wieder ein Wort hin, das vom Tafelkreise begierig aufgefangen und bewundert wurde.

Nachdem sich das Gespräch eine Zeitlang über die römischen Tagesneuigkeiten verbreitet hatte, lenkte Tiberius dasselbe auf ernstere Gegenstände über und warf wissenschaftliche Fragen auf. Er zeigte gern seine Belesenheit und hatte unter seinen Tafelgenossen immer einige griechische Gelehrte, mit denen er wissenschaftliche Gespräche führte. Es ergötzte ihn dann, wenn er sie durch seine Fragen nach diesem oder jenem unbekannten Schriftsteller in die Enge treiben konnte; auch heute wußte nur einer sogleich Bescheid und blieb dem Cäsar keine Antwort schuldig; es war der Grammatiker Seleukus. Schon seit einiger Zeit waren den Tischgenossen seine schlagfertigen Antworten aufgefallen.

Tiberius ließ ihn eine Zeitlang gewähren, und ein höhnisches Lächeln spielte um seine Lippen, als Seleukus triumphierend um sich blickte und die Bewunderung der Tischgenossen einzufordern schien. Plötzlich aber sprach Tiberius scharfen Tones: „Ich sehe, Seleukus, daß du durch meinen Sklaven wohl unterrichtet worden bist."

Verwundert schauten die Tischgäste auf, sie verstanden den Sinn der Worte nicht; Seleukus aber erbleichte.

„Wisset," fuhr Tiberius fort, „Seleukus, der sich Grammatiker nennen läßt, der die Dichter und Philosophen wohl zu kennen sich vermißt, pflegt von meinen Sklaven zu erforschen, welchen Schriftsteller ich in meinen Morgenstunden studiere, damit er ihn nachlesen und an meiner Tafel mit seinen Kenntnissen prangen könne. Ein Gelehrter, der seiner Wissenschaft nicht sicherer ist, kann des Cäsar Tafelgenosse nicht sein — darum verlasse uns, Seleukus!"

Kaum seiner mächtig gehorchte der Aufgerufene. Diese öffentliche Beschämung

erschütterte ihn so sehr, daß er sichtbar zitterte und nicht wagte, aufzublicken, während ein Sklave ihm den Kranz vom Kopfe nahm und die Schuhe anlegte. Lautlos verschwand er dann hinter dem Vorhang, der ins Atrium führte.

Schweigen lag über der Tafelrunde; peinlich lastete auf allen Gemütern das Gefühl, daß auch sie der Laune des Cäsar preisgegeben seien, dessen Augen von kaltem Hohne funkelten.

„Markus Ämilius," flüsterte ein Freund, der neben ihm saß, diesem zu, „wie lange wird Seleukus noch unter den Lebenden sein? Tiberius haßt ihn, und doch, wie gering ist sein Vergehen!"

Ämilius zuckte die Achseln und versetzte ebenso leise: „Der Thor! warum wollte er dem Cäsar gleich scheinen an Wissen?"

Da das durch diesen Vorfall unterbrochene Tischgespräch ins Stocken geraten war, winkte Tiberius, und es hob sich der Vorhang. Schauspieler traten vor, um vor dem Cäsar und seinen Gästen einige Scenen aus einem griechischen Trauerspiele aufzuführen. Die Aufmerksamkeit der Gäste richtete sich nun auf die Schauspieler, und Seleukus war vergessen. Nur Tiberius beachtete das Schauspiel kaum. Über finstern Plänen brütend lag er, die Blicke zur Decke gerichtet, bis die Beifallszeichen der Tischgäste ihm das Zeichen gaben, daß das Schauspiel zu Ende sei.

Die Schauspieler verschwanden, und ein neuer Gang von Gerichten wurde aufgetragen, die, wie den Gästen bald auffiel, alle aus Germanien stammten, Schinken von Bären und von Ebern, geräucherte Gänsebrüste, Lendenbraten vom gewaltigen Auerochsen und die Keule von Hirschen, die man lebend auf Schiffen nach Rom gebracht hatte. Als Zuspeise waren Rettiche in verschiedener Zubereitung aufgestellt und junge deutsche Rüben, welch letztere Tiberius besonders liebte.

„Tiberius," nahm Ämilius das Wort, „du zeigst uns, daß dein Scepter den Süden und Norden beherrscht; denn eben noch haben wir die Früchte Afrikas verspeist, und nun sehen wir die Erzeugnisse Germaniens auf deiner Tafel."

Das Gespräch ging auf Germanien über, und es wurden die Siege des jungen Cäsar, des Neffen und Stiefsohns des Kaisers, gerühmt, der seit Jahren Feldherr der Legionen am Rhein war und wegen seiner Feldzüge in das deutsche Gebiet den ehrenden Beinamen Germanikus erhalten hatte. Während die Tischgäste sich in ruhmrednerischen Darstellungen der Thaten des kaiserlichen Sohnes und Feldherrn überboten, verhielt sich Tiberius schweigend; auf seiner Stirne zogen sich finstere Falten zusammen.

„Die Thoren!" flüsterte Ämilius seinem Tischnachbar zu, „sie wollen Tiberius schmeicheln und bedenken nicht, wie wenig die dem Sohne erteilten Lobsprüche seine Ohren ergötzen!"

Jetzt nahm Tiberius das Wort: „Ich habe Germanikus nach Rom berufen, damit er den Triumph feiere, den seine Siege verdienen. Nicht länger will ich den Römern seinen Anblick vorenthalten."

Die Tischgenossen priesen des Tiberius Absicht und freuten sich der bevorstehenden Feste; nur wenige nahmen wahr, daß ein tückisches Lächeln um des Tiberius Lippen zuckte.

„Wird Cäsar Germanikus längere Zeit in Rom verweilen, ehe er an den Rhein zurückkehrt?" fragte einer der Gäste.

„Er wird nicht wieder an den Rhein zurückkehren," versetzte Tiberius mit Nachdruck. Als er die Gäste betroffen sah, setzte er mit heuchlerischer Freundlichkeit hinzu: „Genug der Gefahren und Anstrengungen hat er im rauhen Germanien erduldet; es ist an der Zeit, daß er fortan unter schönerem Himmel seines Lebens sich freue. Neuen Krieg wider die Germanen zu unternehmen ist jetzt nicht an der Zeit."

Die Gäste stimmten der Weisheit des Cäsar bei. Da Germanien besiegt und unterworfen sei, war, wie sie meinten, weiterer Krieg nicht nötig. Abermals lächelte Tiberius höhnisch bei diesen Reden. Dann stand er auf, und ehrfurchtsvoll erhoben sich mit ihm die Gäste.

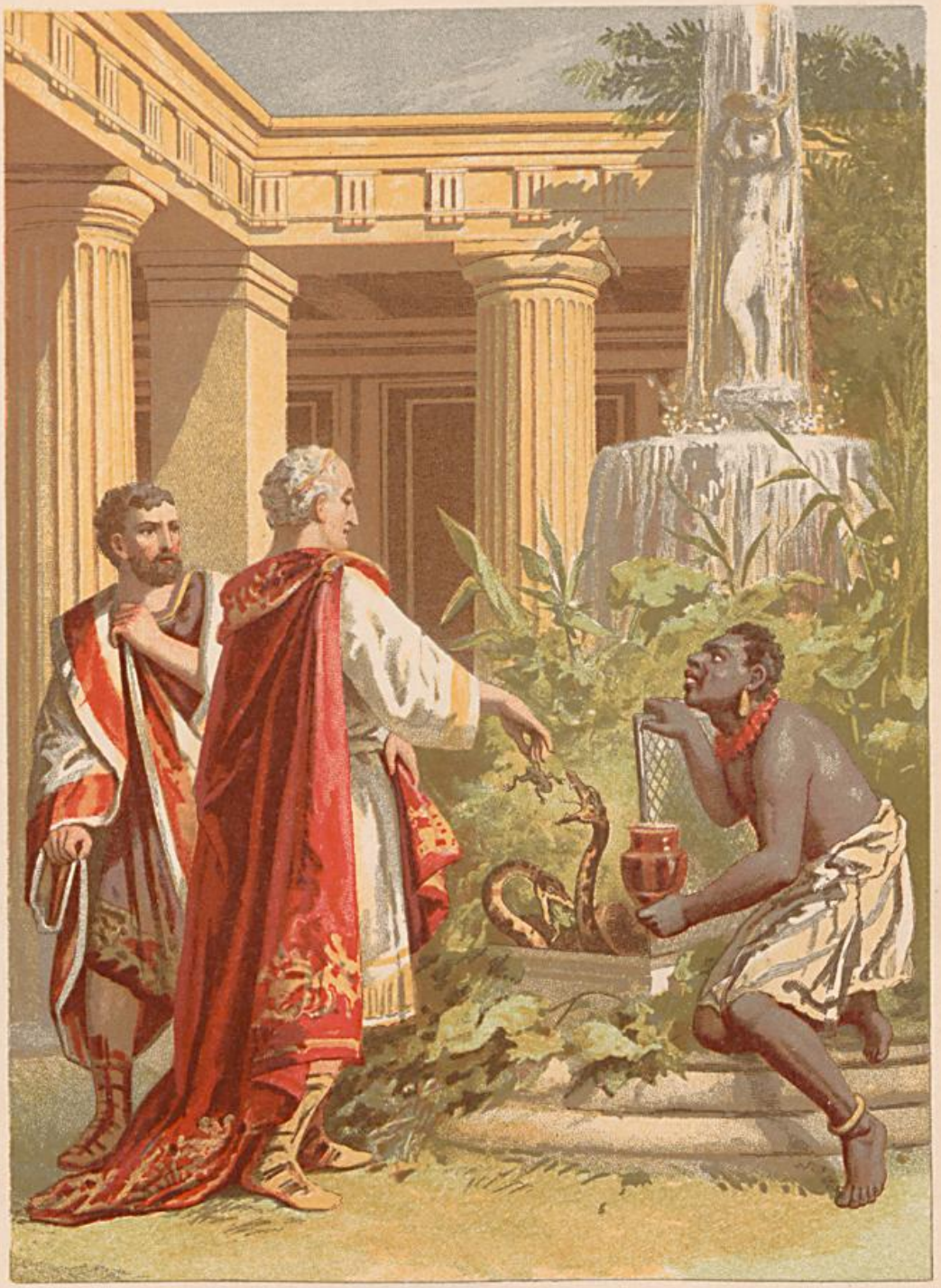
Die Cena war beendigt. „Salve, Cäsar!" riefen sie alle dem Imperator als Abschiedsgruß zu. Er dankte mit leichtem Nicken des Hauptes, ließ den Blick über die Reihe der Scheidenden hingleiten und rief halblaut: „Markus Ämilius, ich habe mit dir noch zu reden!" Mit diesen Worten schritt er hinweg, dem Cavädium zu. Ein Sklave hob den Vorhang, doch ehe Tiberius hinter demselben verschwand, winkte er noch einmal Ämilius an seine Seite. Dieser eilte herzu, und von ihm gefolgt verließ Tiberius das Gemach der Cena.

---

Soll ich dir der Germanen Blöße nennen?
Der Stämme Freiheit zeugt Uneinigkeit,
Mit Klugheit nähren wir, da wir sie kennen,
Verdacht und Eifersucht und wecken Streit.
Wenn sie entzweit sich blutig selbst zerfleischen,
Dann kommen wir, des Sieges Frucht zu heischen.

Dem Rufe des Cäsar gehorsam, folgte ihm Ämilius ins Cavädium nach. Ein bedeckter Säulengang umgab den innern grünen Raum, über dem der blaue Himmel sich wölbte; ein Springbrunnen stieg aus einem Marmorbecken auf und fiel plätschernd wieder zwischen blühenden Pflanzen und Marmorstatuen nieder.

Tiberius trat an das Marmorbecken, wo ein schwarzer Sklave, ein Nubier von Geburt, seiner harrte. Der Schwarze öffnete ein zwischen Sumpfpflanzen verborgenes Gitter, und zwei Schlangen fuhren zischend aus dem dunkeln Grün der



Lith. Anst. v. A. Burkhardt, Leipzig-R.

Gewächse empor. Die gespaltenen Zungen züngelten begehrlich aus dem roten Rachen hervor.

Entsetzt fuhr Ämilius zurück; der Anblick erregte ihm Grauen und Widerwillen. Tiberius lächelte hämisch und sprach: „Du fürchtest dich, Ämilius? Sind diese Schlangen nicht schöne Tiere? Wie buntfarbig schillert die glatte Haut! wie leicht und zierlich ringeln sich die schlanken Leiber empor, wie funkeln die beweglichen Augen so klug! Komm doch näher, Ämilius, und schaue dir meine Lieblinge an!"

Kalter Schweiß stand dem stolzen Römer auf der Stirne, als er widerstrebend einen Schritt nähertrat. Er stand still mit den Worten: „Ich kann dir nicht gehorchen, Cäsar; tief wurzelt das Grauen vor diesen giftigen Geschöpfen in der Menschennatur."

„So überzeuge dich, wie auch Schlangen zahm sein können!" versetzte Tiberius und winkte abermals dem Sklaven. Mit grinsendem Lachen, das seine weißen Zähne entblößte, zog der Schwarze aus einem Gefäß in seiner Hand zwei lebende Frösche empor. Tiberius faßte mit jeder Hand eins der zappelnden Tiere und warf sie den Schlangen vor, die gierig auf ihre Opfer losfuhren, sie langsam würgend hinabschlangen und, weiteres Futter begehrend, sich wieder züngelnd aufrichteten. Aber- und abermals erhielten sie einen Frosch, bis sie gesättigt sich abwandten und träge in ihr Gitter zurückschlüpften, um dort im grünen Blätterschatten ihr reiches Mahl zu verdauen.

Jetzt wandte sich Tiberius zu Ämilius zurück, der mit mühsam verhehltem Abscheu den Vorgang angeschaut hatte. „Was sagst du, Ämilius? Sind die Schlangen, die du fürchtest, nicht zahm gegen mich?"

„Ich sehe, Cäsar, du zwingst die Tiere, wie die Menschen," antwortete Ämilius ehrerbietig, indem er als kluger Höfling die Empfindungen niederzwang, die seine Seele erfüllten.

„Folge mir!" sprach Tiberius; „nach der Cena liebe ich es, mich ein wenig zu ergehen." Ämilius gehorchte, und langsam gingen sie den luftigen Säulengang entlang, Interkolumnia genannt, der das Impluvium, den innern grünen Raum, umgab.

„Du sagst, daß ich Menschen und Tiere bezwungen," begann Tiberius hier; „und nicht mit Unrecht hast du es gesagt; aber wisse, nicht Kraft nur, sondern Klugheit bezwingt auch die Stärksten! — Wähnst du mit den andern Thoren am Tische, daß mein Sohn Germanikus die germanischen Völker bezwungen habe?"

„Rom weiß es nicht anders, Cäsar," antwortete Ämilius bestürzt.

„Rom ist betrogen, weil es betrogen sein will," gab Tiberius höhnischen Tones zurück; „jeden Sommer hat mein Sohn Cäsar, genannt Germanikus, einen Feldzug

über den Rhein unternommen, hat die germanischen Lande verheert und die Dörfer verbrannt, hat Gefangene eingebracht, aber er hat die Legionen hinschlachten lassen und die Germanen nicht unterworfen. Trotz seines Feldherrnblicks und römischen Mutes ist es ihm jedes Jahr kaum gelungen, den Rest seiner Truppen heimzuführen an den wohlbefestigten Rhein. Darum habe ich ihn abgerufen, um den unendlichen Verlusten ein Ende zu machen."

Bestürzt schwieg Ämilius. Wohl wußte er als erfahrener Römer, daß den dem Volke ausgegebenen Siegesberichten von Germanien nicht in allem Glauben geschenkt werden dürfe; aber doch hatte er sich die römischen Verluste nicht so groß gedacht, daß der kalte, grausame Tiberius davor hätte zurückschrecken müssen.

„Erbleiche nicht, Ämilius!" sprach Tiberius, der in seinen Zügen gelesen hatte; „hat mein Sohn Germanikus die Legionen thörichterweise in die germanischen Wälder geführt, den Völkern entgegen, die sich mit ihren nackten Riesenleibern unsern Erzschilden entgegenwerfen — so wisse du, daß ich eine Seite erspäht habe, worin diese Germanen schwach sind wie Kinder! Kennst du die Fabel von dem Riesen, den man fällte, als man ihm ein Kinderspielzeug vorwarf?"

„Ich kenne die Fabel, Cäsar," sprach Ämilius; „doch nicht ganz verstehe ich deine Worte."

„So höre mich denn, Ämilius!" fuhr Tiberius fort; „die Germanen opfern für ihre Freiheit freudig Blut und Leben, aber sich höherem Willen unterzuordnen fällt ihnen schwer. Schon mißtrauen sie Arminius, ihrem Befreier, weil er an Geist und Kraft hoch emporragt über das alltägliche Volk." Tiberius hielt inne.

„Fahre fort, Cäsar! ich beginne, dich zu verstehen," versetzte Ämilius.

„Verstehst du mich," gab Tiberius befriedigter zurück, „so wisse, daß ich mit Klugheit mehr gegen die Germanen erreicht habe, als Germanikus mit dem Verlust vieler Legionen! Er soll kommen und den Triumph feiern, den die Römer ihm zuerkennen wollen. Als seinen Nachfolger aber, mir die Germanen gänzlich zu unterwerfen, habe ich meinen jüngern Sohn Drusus ersehen, der bisher in Pannonien stand. Drusus wird in den Donauprovinzen sein Standlager nehmen; er ist noch ein Jüngling, wie du weißt. Ihm untergeordnet will ich einen erfahrenen Mann als Prätor in die Colonia am Rhein schicken, — das bist du, edler Markus Ämilius."

„Mich nennst du, Cäsar?" rief der Römer bestürzt aus, denn frisch war in den Gemütern der Römer das Grauen über den Untergang, der den Varus und seine Legionen in den germanischen Wäldern ereilt hatte.

„Du wirst mit dem nächsten Mondeswechsel nach Germanien abreisen," fuhr Tiberius unbeirrt fort. „Du weißt, daß das germanische Volk unter zwei Fürsten geteilt ist, und daß von beiden Rom Gefahr droht. In den Bergen von Böheim

hat der stolze Markomanne Marobod sich einen Königsthron erbaut und ihn mit einem Heere nach römischer Art eingeübter Soldaten umgeben. Er war uns seit Jahren ein drohender Gegner und unsern Ansiedelungen an der Donau und in Pannonien ein gefährlicher Nachbar. — Doch nicht wider ihn sende ich dich, Markus Ämilius. Ein stärkerer Feind droht uns im waldigen Germanien, Hermann ist es, der Besieger des Varus, der Herzog der halbnackten deutschen Wehrmannen, die unsern Legionen schrecklicher wurden, als die gepanzerten Heere des Marobod. Ihn zu stürzen, sollst du nach Germanien ziehen, Markus Ämilius."

„Cäsar," gab der Römer fast atemlos zurück, „hoch ehrt mich dein Vertrauen, doch wie könnte ich vollbringen, was dem großen Cäsar Germanikus nicht gelang? Wähle einen andern Mann, Cäsar Tiberius!"

„Du fürchtest des Varus Schicksal?" lächelte Tiberius höhnisch. „Sei getrost, Ämilius, nicht den blutigen Krieg mit den Germanen sollst du erneuen. Wäre dies meine Absicht, so hätte ich den Germanikus nicht abgerufen. Aber entwaffnen sollst du mir durch deine Schlauheit die gefürchteten Feinde, indem du sie an dich lockest. Goldene Ketten und Denkmünzen sollst du verteilen, so viel dir gut dünkt, die römische Ritterwürde an die germanischen Barbaren verschleudern, schmeicheln oder drohen, wie es deinen Zwecken entspricht, bis du einen der Fürsten nach dem andern lösen kannst von dem Verbande der deutschen Stämme, zu dem Armin sie gesammelt hat."

Ämilius atmete leicht auf; ein stolzes Lächeln zog um seine Lippen. „Ich werde deinen Willen erfüllen, Tiberius," sprach er; „in kurzer Frist hoffe ich dir günstige Nachricht geben zu können."

„Kannst du mir melden, daß Armin gestürzt ist," fuhr Tiberius fort, „so ist deine Sendung erfüllt und du kannst nach Rom zurückkehren, um den Lohn zu empfangen, den ich dir nicht mit karger Hand zumessen werde. Ich hoffe um deinetwillen, daß dir wenige Jahre genügen werden, um das Werk auszuführen, das ich in deine Hände gelegt habe. — — Auf Wiedersehen denn nach glücklich vollbrachtem Werke, Markus Ämilius!"

„Du sollst zufrieden mit mir sein, Cäsar, wenn du mich wieder siehst," antwortete Ämilius.

„So bestelle dein Haus und verabschiede dich von deinen Freunden! du wirst mit dem nächsten Mondwechsel deine Reise antreten," schloß Tiberius, indem er mit einer verabschiedenden Handbewegung ihn entließ.

„Salve, Cäsar," sprach der Römer ehrfurchtsvoll und schritt ins Atrium zurück, wo einer der harrenden Sklaven ihm den Kranz abnahm und die Schuhe anlegte.

## 2.

# Cäsar Germanikus.

Bist du, wie es dein Blick, dein stolzer Anstand
Mir verkündigt, bist du Armins Gemahlin?
Ja, du bist es, die nun zuerst der Römer
Zum Sühnopfer ergreift! Die allgerechten
Götter schlagen den Mann nun,
Der zum Verderben den Sieg erzwang.
Du antwortest mir nicht? Wie der verhehlte
Stolz den Busen dir hebt! Was blickst du so drohend?
Sieh mich an! rede, Cheruskerin!

Einen Monat später stand der säulengetragene Portikus in des Markus Ämilius schönem Hause geschlossen; für die wenigen Sklaven, die zur Reinhaltung des kostbaren Hausgerätes zurückgeblieben waren, war ein bescheidener Eingang auf der von der Straße abgelegenen Seite des Hauses offen. Ämilius selbst hatte mit zahlreichem Gefolge die Reise nach Germanien angetreten.

Glücklich wurde der mühevolle Zug über die Alpenpässe beendet, und erschöpft kamen Reiter wie Rosse zu Brigantium an, der römischen Niederlassung am Bodensee, wo jetzt eben der Frühling erwachte, der in Rom längst in voller Blüte stand. Während sie an den schönen Ufern des herrlichen Sees eine Woche Rast hielten, kam vom Rheine her über den See ein Eilbote an, um das Nahen des Feldherrn Cäsar Germanikus anzukündigen, der mit einem Teil der Legionen und vielen Gefangenen auf der Rückreise nach Rom begriffen war. Ämilius ließ sein Gefolge sich zum Aufbruch rüsten, um dem Cäsar Platz zu machen, den er jedoch zuvor begrüßen wollte.

Tags darauf, als der Morgen sonnengolden über den Alpen und dem See erglänzte, tauchten auf dem mildblauen Spiegel des Sees weiße Segel gleich einer Schar von Möven auf. Von Arbon, der römischen Niederlassung Arbor felix auf dem Ufer Rhätiens, der heutigen Schweiz, herschwebend, wurden sie von Stunde zu Stunde größer und deutlicher, und als die Sonne jenseits des Sees, wo derselbe in zwei Arme auseinander geht, sich hinabsenkte, nahte sich das Geschwader der Schiffe dem Hafen von Brigantium. Hell erklangen, sie zu begrüßen, die Töne der kriegerischen Tuba, und an dem Hafen stellte sich neben dem Befehlshaber des Kastells Markus Ämilius mit seinem Gefolge auf.

Ein Schiff mit Purpurflagge lief als das erste in den Hafen. Aufrecht am Bug stand Germanikus, der Feldherr und Kaisersohn. Als sein Auge den Hafen überflog und er Ämilius mit seinem Gefolge erblickte, verdüsterte sich seine Miene; er erriet, daß er seinen Nachfolger vor sich sehe, dem er nur widerstrebend, durch

den Willen des kaiserlichen Stiefvaters gezwungen, den Oberbefehl der Legionen am Rhein überließ.

Die Schiffsknechte legten ein Brett vom Bord des Schiffes aus Land und breiteten einen Purpurteppich darüber. Germanikus wandte sich ins Schiff zurück, wo unter einem prächtigen Zeltdache seine Gemahlin Agrippina, die Enkelin des großen Augustus, sich mit ihren Kindern befand. Der Gemahl reichte ihr die Hand, und sie stiegen ans Land, gefolgt von den Kindern, die sorglich von vertrauten Sklaven geleitet wurden.

Lauter Zuruf empfing das hohe Paar am Lande, und Ämilius trat aus den Reihen seiner Begleiter, um mit den ehrerbietigsten Worten den Kaisersohn und Feldherrn zu begrüßen und mit beredter Zunge über seine ruhmvolle Rückkehr nach Rom zu beglückwünschen. „Nie ist ein Sieger auf dem Kapitol mehr geehrt worden, als du es sein wirst, ruhmvoller Cäsar," versicherte Ämilius; „die Römer brennen vor Begier, dir das „Jo triumphe!" zuzurufen."

Indessen liefen mehrere Schiffe rasch in den Hafen.

„Schau hin, Ämilius!" unterbrach Germanikus den Lobredner, von dem er wußte, daß er mehr Höfling als Feldherr sei, „dort siehst du die Männer, die dir in der Schlacht gegenüberstehen werden."

Aus den Schiffen stiegen, Paar an Paar gefesselt und von Soldaten bewacht, die germanischen Gefangenen, Männer, Frauen und Kinder. Mit Staunen, ja mit Grauen sahen die Römer diese hochgebauten Gestalten mit den riesig starken Gliedern und den feurigen blauen Augen. Sogar Ämilius, der die verborgenen Absichten des Tiberius besser kannte, fragte sich mit heimlichem Schauer, ob es ihm gelingen werde, die Germanen nach dem Auftrag des Kaisers durch geheime Ränke zu entzweien und unschädlich zu machen; ob nicht vielmehr sie ihm geeinigt gegenübertreten und ihn zum Kampfe zwingen werden, der ihm, wie einst dem Varus, Vernichtung bringe.

Während sie alle noch schweigend standen und Germanikus mit spöttischem Lächeln ihre bestürzten Mienen betrachtete, stiegen unter den Gefangenen zwei Frauen aus, die aller Aufmerksamkeit auf sich zogen. Beide waren von hoher Gestalt und von edlem Anstande. Sie trugen über dem linnenen kurzen Unterkleid noch ein längeres, faltig zum Knöchel niederfließendes Obergewand von blaugefärbtem Wollenzeug, das am Halse mit kostbarem, weißem Pelze verbrämt, um den Leib durch einen Gürtel festgehalten war. Die Arme trugen sie bloß, wie die andern Gefangenen, Männer und Frauen, das Haupt ohne andere Bedeckung, als die der blonden Haare, die ihnen in langen, natürlichen Locken über die Schultern wallten. Die ältere der beiden Frauen führte ein noch zartes Töchterlein an der Hand, die jüngere trug einen Säugling auf den Armen.

„Cäsar," fragte Ämilius, sich an den Feldherrn wendend, „ich bitte dich, sage mir, wer diese Frauen sind! wie Fürstinnen wandeln sie auch in den Fesseln einher."

Germanikus, der sich mit dem Befehlshaber von Brigantium besprach, überhörte die Frage, an seiner Statt nahm Agrippina das Wort: „Zwei Germanenfürstinnen sind es, Ämilius, Rhamis, die Gattin des Fürsten der Chatten, mit ihrer kleinen Tochter, und Thusnelda, des Arminius Weib, mit dem Sohne, den sie in der Gefangenschaft geboren hat, damit er, als Sklave Roms aufwachsend, für seines Vaters Schuld büße, der Tausende römischer Mütter der Söhne beraubt hat. In Ketten werden die Frauen zweier Germanenfürsten mit ihren Kindern vor des Germanikus Triumphwagen einhergehen, sich selbst zur Schmach, meinem Gemahle und einst noch seinen Söhnen zum ewigen Ruhme." Voll Mutterstolz glitt bei diesen Worten ihr Blick über die vier Knaben an ihrer Seite.

„Die Gattin Armins, vor dem Augustus, vor dem Rom gezittert, in Ketten! Welch ein Triumph und welcher Wechsel des Schicksals!" rief Ämilius aus.

Während er noch sprach, schritten die unglücklichen Frauen vorüber; des Römers Worte drangen zu ihren Ohren. Rhamis, die aus seinen Gebärden deren Sinn entnahm, senkte in unsäglichem Schmerzgefühle die Augen, und heiße Thränen flossen lautlos über ihre von Kummer gebleichte Wange herab. Nicht so Thusnelda, die Gattin Hermanns, des Befreiers. Sie hatte durch ihn so viel von der römischen Sprache gelernt, deren er vollständig mächtig war, daß sie Agrippinas Worte sowohl als die des Ämilius verstand. Sie beugte sich nicht unter dem Schmerze, der heiß in ihrem Innern wühlte, sondern hob das Haupt empor und richtete die feurig blauen Augen mit vollem Blick auf Agrippina. Ihr Herz wallte über, und auf ihre Lippen wollten sich die Worte drängen: „In Ketten wirst du Hermanns Weib sehen, stolze Römerin, willst auf sie niederschauen, stolz auf den triumphierenden Gemahl, stolz auf deine blühenden Kinder. Doch ob auch mein Gatte Weib und Sohn in Banden weiß, so sieht er doch sein Volk befreit von römischen Ketten. Du aber weißt nicht, wann die Langmut der Himmlischen ermüdet sein wird von den Greueln Roms, wann das Gericht der Allwaltenden einbrechen wird; du weißt nicht, ob nicht die Tage auch deines Glückes gezählt sind."

Doch ehe diese Worte ihr aus dem Herzen quollen, drängte Thusnelda sie wieder zurück, um nicht neuen Hohn der übermütigen Römer zu erregen, und gewaltsam preßte sie die Lippen zusammen. Nur ihr Blick sprach und bohrte sich so finster, so fest in das Auge Agrippinas, daß die stolze Enkelin des weltherrschenden Augustus ihn nicht länger auszuhalten vermochte und sich abwandte, während auf ihr Herz sich schwer eine Ahnung kommenden Unheils senkte.

Festen Ganges schritt Thusnelda weiter mit ihrer Unglücksgefährtin. Sie wurden mit andern weiblichen Gefangenen in ein ummauertes Turmgelaß ein-

geschlossen, doch mit Speise und Trank wohlversorgt, da den Legionenführern daran gelegen war, die Gefangenen in ihrer vollen Leibesstärke und Schönheit den Augen der staunenden Römer vorzuführen.

Ehrerbietig rückten die übrigen Frauen zusammen, um den beiden Fürstinnen reichlichen Platz zu gönnen. Rhamis, in Thränen aufgelöst, verweigerte mit stummer Gebärde, am Mahle teilzunehmen, obwohl ihr Töchterchen, das mit kindlicher Eßlust zugriff, auch der Mutter liebevoll aufnötigen wollte. Thusnelda nahm gefaßt ein mäßiges Mahl, um dann auch ihrem Kinde seine Nahrung zu reichen.

„Thusnelda, kannst du Speise und Trank zu dir nehmen?“ rief endlich Rhamis aus; „sind wir nicht an der Grenze der germanischen Gaue? Noch tönt ringsum die Muttersprache zu unsern Ohren: obwohl den Römern unterworfen, sind die Bewohner dieser Gaue doch germanischen Stammes, unsere Brüder, und Mitleid hat aus ihren Augen gesprochen, als sie uns vorüberziehen sahen. Jenseits dieser Berge aber, die sich wie Mauern zum Himmel türmen, ist römisches Land; Haß wird uns begegnen und Hohn, und erloschen wird jede Hoffnung sein, die wir auf Befreiung noch im Herzen gehegt.“

Rings im Gelasse ertönte Schluchzen der Frauen und Kinder.

„Rhamis,“ antwortete Thusnelda, „noch leben unsere Gatten, frei und stark im freien Lande; noch wölbt sich auch ob uns der Himmel frei und sonnenklar, drin der höchste Gott, der sonnenhehre, waltet. Laß uns nicht verzagen! Stärker ist und ihm wohlgefälliger, wer ausharrt und duldet, als wer dem Schmerze entflieht als ein Feigling.“ Das Weinen verstummte ringsum, als die Fürstin mit klarem, ruhigem Tone sprach.

„Du hast recht, Thusnelda, du starkes Weib des tapfersten Mannes,“ sprach Rhamis mit festem Händedruck. Auch ihre Thränen hörten zu fließen auf.

Währenddessen saßen Germanikus und Agrippina mit Ämilius und den andern Römern beim üppigen Mahle. Am folgenden Morgen bestieg Ämilius zur Weiterreise an den Rhein mit seinem Gefolge die Schiffe, die den Germanikus herzugeführt hatten.

---

Mit Entzücken sahen die schaulustigen Römer der Ankunft ihres Lieblings Germanikus entgegen. Schon seit dem Ende des Jahres 16 n. Chr. G., als kaum die blutige Schlacht auf dem Weserfelde geschlagen und auf dem deutschen Meere die römische Flotte vom Sturme vernichtet worden war, wurde zu Rom der stolze Bau des Triumphbogens begonnen, der sich am Abhange des kapitolinischen Hügels erhob und fernen Jahrhunderten noch von den Siegen des Cäsar Germanikus, von der Wiedereroberung zweier Adler berichten sollte, die Segestes ausgeliefert hatte.

Am 16. Mai des folgenden Frühlings feierte Germanikus seinen Triumphzug

zu Rom für die über dem Rheine geführten Kämpfe. Auf vergoldetem Wagen, gezogen von vier weißen Pferden, saß der Gefeierte im Gewande des Jupiter, mit Lorbeer bekränzt; eine goldene Krone ward von einem Sklaven des Staates über seinem Haupte gehalten. Glückstrahlend geleiteten ihn seine Gemahlin Agrippina und fünf blühende Kinder — der schönste Schmuck des Triumphzuges.

Ein Bild des tiefsten menschlichen Jammers schritt als Gefangene vor dem Wagen — Thusnelda, Hermanns Gattin, mit ihrem zweijährigen Söhnlein Thumelikus.

Was wird ihr die dunkle Zukunft bringen?
Wird sie wieder ihren Hermann sehn?
Hört sie wieder Bardenlieder klingen?
Wird sie wieder Deutschlands Luft umwehn?
Wird wohl Hermann siegend zu ihr dringen,
Sie errettend herrlich vor ihr stehn?
Wird er nicht dem Schicksal noch erliegen?
Denn nur sterben will er oder siegen.

Klaglos verschloß Thusnelda ihr Leid in sich; ihr Auge, zu Boden gesenkt, gönnte den neugierigen Tausenden, die in den Straßen Roms gedrängt standen, keinen Blick; ihre Seele weilte fern vom Lärm und der Sonnenglut Roms in den schattenden Wäldern Deutschlands bei dem herrlichen Gemahl. Ob auch das römische Volk sein Jo triumphe! dem Überwinder Germaniens zurief, ob vor dem Wagen die Namen der besiegten germanischen Völker, die Abbildungen der Burgen aus dem Lande der Marsen, Cherusker, Brukterer und vieler anderen hergetragen wurden, die als Unterworfene gelten sollten — die deutsche Fürstin wußte doch, daß diese Lande nur verheert, nicht aber überwältigt waren, daß sie die durch Hermann errungene Freiheit noch immer behaupteten. In dieser Gewißheit fand Thusnelda Trost und Stärke, um ihr eignes Unglück zu tragen.

Hinter Thusnelda schritt ihr Bruder Sigismund, das schöne Antlitz gesenkt, denn er trauerte um den Vater, der, geblendet von Roms Herrlichkeit, die eigenen Kinder in die Knechtschaft hingegeben hatte.

Ihnen folgte Rhamis, die Tochter des Chattenfürsten, an der Hand ihre kleine Tochter, zur Rechten ihren Gemahl Sesithakus, den Verwandten des Segestes.

Von einem stolzen Hause mitten in der Hauptstraße Roms schaute Segestes, der zweite Fürst des Cheruskerlandes, dem Triumphzuge zu. Sohn und Tochter sah er in Ketten einhergehen, während er selbst als Freund der Römer gefeiert war. Auch er erregte durch seine mächtige Gestalt das Staunen der Römer — dennoch schauten die Ärmsten Roms mit Abscheu auf ihn, der die heiligen Bande des Bluts mißachtet hatte; selbst der ärmste Tagelöhner hätte nicht tauschen mögen mit ihm, der im Gewande des Ritters dem Triumphzuge zuschaute.

Nach den Gefangenen kamen unmittelbar vor dem Triumphwagen die für Jupiter bestimmten Opfer, darauf die Liktoren mit Lorbeerbüscheln, die Musiker und Sänger, welche Triumphlieder anstimmten. Hinter des Triumphators goldenem Wagen zog das Heer einher, jeder Soldat mit einem Lorbeer geschmückt, viele in besonderen Ehrenzeichen prangend, alle Loblieder auf die Thaten ihres Feldherrn singend, in die jubelnd das wogende Volk zu beiden Seiten einstimmte.

Auf dem Kapitole erwartete den ankommenden Triumphator der versammelte Senat in weißen, festlichen Kleidern. Dort brachte der gefeierte Feldherr dem Jupiter einen Stier zum Opfer dar und legte seine Lorbeerkrone und einen Teil der Beute auf dem Altare nieder.

Als die Opfer dargebracht waren, setzte sich der Triumphator mit seiner Familie und vielen Befreundeten und Bevorzugten unter purpurnem Zelte zum festlichen Mahle nieder, Gesänge umtönten die Tafel, die den Namen und die Thaten des Gefeierten priesen. Längs der Straßen Roms, unter dem Vestibulum, dem säulengetragenen Eingang des Hauses, oder auch unter zeltartig über die Straße gespanntem Dache tafelten die Bürger Roms mit den Soldaten, die meist selbst römische Bürger waren und jetzt als die Gefeierten inmitten ihrer Verwandten und Familiengenossen saßen. Größere Tafeln waren für die, welche außerhalb Roms geboren oder ohne Freunde und Verwandte waren, an allen öffentlichen Plätzen errichtet. Der Name Cäsar Germanikus durchtönte ringsum die Lüfte. Die Ehre des Triumphes erschien dem Römer das höchste Gut, das er erstreben konnte, wofür er keine Anstrengung und Gefahr, aber auch kein Blutvergießen scheute, vor keinem Elend zurückbebte, das er über die verheerten Länder verhängte.

In den Gemächern seines Palastes aber saß finster brütend Kaiser Tiberius. Jeder Jubelruf Jo triumphe, der dem Stiefsohne galt, war seiner argwöhnischen Seele ein Stachel des Hasses; neben ihm stand seine Mutter Livia, die ränkevolle Witwe des Augustus, die dessen Enkel hatte vergiften lassen, um ihrem Sohn Tiberius den Weg zum Throne zu bahnen. Livia haßte ihren Enkel Germanikus um seiner Gattin Agrippina willen, die, stolz auf den eigenen unbefleckten Namen, ihre Mißachtung gegen die Kaiserin nicht verhehlte. Was Mutter und Sohn an jenem Tage zusammen redeten, blieb tiefstes Geheimnis.

Den Triumph, die höchste Belohnung, die einem Römer zu teil werden konnte, hatte Tiberius dem vom Heere geliebten Feldherrn nicht versagen können, bald aber sollten die Pläne ausgeführt werden, über denen er im Finstern gebrütet, um den gehaßten Stiefsohn, auf dessen Ruhm und Einfluß er eifersüchtig war, zu verderben.

Um Germanikus von Rom zu entfernen, sandte ihn Tiberius sofort als Statthalter nach Asien. Ihm zur Seite gab er dessen Feind und Nebenbuhler Piso, der sich bereitwillig finden ließ, den Gefeierten aus dem Wege zu räumen.

Im Oktober des Jahres 19, als Germanikus von einer Reise nach Ägypten zurück nach Kleinasien kam, erkrankte er heftig. Die Ärzte blickten ernst und flüsterten kopfschüttelnd zusammen. Eine unheimliche Ahnung ging durchs ganze Lager. Die Soldaten drängten sich um seine Wohnung. So oft einer der vertrauten Hausſklaven aus dem Portikus trat, wurde er nach dem hohen Kranken befragt, und stets wurde mit trauriger Miene eine ausweichende Antwort gegeben.

Nach wenigen Tagen schon war rings in Stadt und Lager die Kunde verbreitet, daß Germanikus von den Ärzten aufgegeben sei, daß er Gift bekommen habe und ihm erliege.

Während tiefe Bestürzung in der Stadt, laute Klage aber unter den Soldaten herrschte, die den Feldherrn liebten, lag Germanikus von Schmerzen verzehrt, von Fieberträumen gefoltert im tief verhängten Gemache. An seiner Seite saß Agrippina, zu den Füßen stand der bewährteste seiner Ärzte, und im Hintergrunde des Gemaches kauerte, in Trauer versunken, ein Freigelassener, seit Jahren der vertrauteste Diener des Cäsar.

„Erst vierunddreißig Jahre alt — und doch unrettbar dem Tode verfallen!“ murmelte unhörbar der Arzt.

Wie waren jetzt die sonst von Geist und Mut sprühenden Züge des schönen Antlitzes vom Schmerze verzerrt! Wie bleich und abgezehrt lag die Hand, die das Schwert so tapfer geführt hatte, auf der purpurnen Decke!

Ein furchtbarer Schmerzanfall hatte nachgelassen, und wie leblos lag der Erschöpfte; Agrippina wagte kaum zu atmen, um nicht die kurze Ohnmachtruhe des Gequälten zu stören. Plötzlich wandte der Schlummernde das Haupt, und seine Lippen murmelten hastige, leise Worte. Agrippina beugte sich über ihn, um sie zu vernehmen. Sie zuckte schmerzlich — in den germanischen Wäldern sah er sich im Fiebertraum. Dort, fern vom tückischen Rom, an den Ufern des Rheins, hatten sie beide die glücklichsten Jahre ihres Lebens verbracht.

„Schleudert eure Framea . . .“ rief jetzt der Kranke, die Stimme erhebend; „ehrenvoll durchbohrt ihre feuergehärtete Spitze die Brust! — Laßt eure Hörner erschallen, werft euch mit der Kraft eurer wuchtigen Leiber auf die Legionen! Ihr erdrücket den eisenbewehrten Römer in euren riesigen Armen — doch ihr meuchelt nicht den Freund und Gefährten und Sohn . . . ihr kennet kein Gift, das ihr dem Gegner in die Eingeweide schüttet . . .“

Erschöpft hielt er inne. Agrippina preßte die Hände an ihre pochenden Schläfe und hob sie mit dem Schmerze ringend wieder empor. Die Erinnerung an die glücklichen Tage der Vergangenheit, die schreckliche Lage der Gegenwart zermalmten ihr Herz.

Wilder fuhr jetzt der Kranke empor. „Wie der Sturm tost, wie die Wogen

schlagen," rief er mit schriller Stimme; „verloren ist die Flotte ... versunken im deutschen Meere der stolze römische Adler! Laßt mich ihm folgen! — Warum hältst du mich zurück, Mennius? Was zerrst du an meinem Gewande, Cäcina? Kühl ist's in der klaren Flut ... dort lösche ich die Glut des Giftes, das mir die Eingeweide verzehrt!"

Überwältigt warf sich Agrippina an seinem Bette nieder und grub ihre Stirne in die Purpurdecke. Der Kranke erwachte noch einmal. Seine Hand strich über das Haupt der edlen Römerin, der treuen Gefährtin seiner Kämpfe, seines Glanzes und seines Unglücks. „O Rom, unglückliches Rom ..." hauchte er mit den versagenden Lippen.

Agrippina fuhr empor; sie sah sein Auge brechen. — Germanikus war, wie allgemein angenommen wurde, dem Gifte erlegen, das ihm als Lohn seiner Kämpfe in Germanien gereicht wurde vom Gefährten, vom Stiefvater, von der kaiserlichen Großmutter. Er war der edelste Römer seiner Zeit, fühllos nur gegen die Germanen, die er nach römischer Weise nur als Barbaren, nicht als Menschen betrachtete. Der Ruhm, den er in diesen Kriegen sich errungen hatte, den ihm Tiberius nicht verzieh, ward die Ursache seines frühen Todes.

Ein Schiff mit schwarzer Flagge trug die tief trauernde Agrippina mit ihren Kindern und der Asche ihres Gatten vom Gestade Kleinasiens hinweg. In ihren Händen die Urne tragend, die des Germanikus Asche barg, zog sie zu Fuß auf demselben Wege in Rom ein, den sie auf goldenem Wagen als die glücklichste der römischen Frauen an der Seite des Gemahls gefahren war. In allgemeiner Trauer wurde der Tag begangen, und des Germanikus Name scholl unter Wehklagen von aller Lippen, bis auf dem Kapitole, wo er vor wenigen Jahren seinen Triumph gefeiert hatte, Agrippina die Asche niedersetzte. Sie selbst war jetzt schutzlos mit ihren Kindern der Gewalt des tückischen Tiberius preisgegeben, der in der Folge erst die Witwe, dann ihre überlebenden Kinder ermorden ließ und nur den jüngsten, dem Vater so unähnlichen Sohn Cajus verschonte, der seine Gunst gewonnen hatte und sein Nachfolger auf dem Kaiserthron wurde. Unter dem Namen Caligula bekannt übertraf er an Grausamkeit noch den Tiberius, bis auch ihn ein früher Tod durch Meuchlerhand ereilte.

## 3.

# Die Hochzeitsfeier.

Jenseits der Alpen, in der Wälder Schatten
Steht ein geräumig Haus, erbaut von Holz.
Rings weiden Schaf' und Rinder auf den Matten,
Es wiehern Rosse, deutscher Mannen Stolz,
Des Hauses Eingang schmücken Eberhauer,
Geweih vom Elen, Horn vom ries'gen Auer.

Der Wonnemonat Mai brachte den vollen Frühling auch in die deutschen Gaue, die den verwöhnten Römern so rauh erschienen. In Blüte standen Feld und Heide, in jungem Grün der deutsche Wald.

Umgrünt und umblüht stand auch das Gehöfte des Edelings Walafried am Ufer der Lippe. Breitästige Äpfel- und hochragende Birnbäume von rauher, doch kräftiger Art umschatteten in weißer und roter Blütenpracht das strohgedeckte Haus. Rötlich bemalt waren dessen Außenwände; am Giebel und in den Ecken ragten aus Holz geschnitzte Pferdeköpfe als Zierde empor. Zu beiden Seiten standen geräumig Stadel und Stall für Halmfrucht und Heu, für Roß und Rind, für Schaf und Schwein, und zuletzt für die gefiederte Brut der Gänse.

Im Hause nahm den Hauptraum der vom Herdfeuer erhellte Saal ein; darin standen zwei Seiten entlang aus Eichenholz gezimmerte Stühle um den mächtigen Tisch und boten Gästen in Menge Raum. Hirsch- und Elenshörner ragten an den Wänden empor, um Waffen und Mäntel aufzunehmen.

An den Saal stieß die zweite, vom Herd erwärmte und erleuchtete Stube für die Knechte, an beide reihten sich die Schlafkammern für die Hausbewohner und für Gäste. In Scharen kamen diese herzugeritten, denn zu fröhlicher Hochzeitsfeier war das Haus geschmückt. Duftende junge Tannensprossen waren auf dem Boden des Saales verstreut. Auf dem Herde brannte das Holz des Wohlgeruch spendenden Wachholders, durch die offenen Fensterluken schaute der blaue Maienhimmel, und durch die weitgeöffnete Thüre die Blütenpracht in den luftigen Raum.

So traulich zur Winterzeit der vom Herdfeuer erleuchtete Saal die Gäste empfing — jetzt, zur Maienzeit, waren Tische unter den Blütenbäumen errichtet, mit weißem, rotdurchwirktem Linnen bedeckt, auf dem in langer Reihe Trinkhörner und bunte, thönerne Teller aufgepflanzt waren.

Schon saßen an einem der Tische die frühesten der Gäste, erprobten das zum Feste gebraute Bier und den kühlenden Met und schauten mit Behagen den neuen Ankömmlingen entgegen; in ihrer Mitte war der Hausherr, der stattliche Edeling

Walafried. Am Herde im Saal waltete vielgeschäftig unter den Mägden die wirtliche Hausfrau Herlinde. Die drei Söhne des Hauses waren mit den jüngeren Gästen zur Fohlenweide gegangen, um ihnen den Stolz ihres Besitztums, die Rosse zu zeigen, auf die der germanische Mann so viel hielt.

Im Innern des Hauses aber, in der Kemenate, weilte, umgeben von den Gespielinnen, die Braut. Waldeshauch und Blütenduft strömte durch die offene Fensterluke in das kleine Gemach. Ein grünes Binsengeflecht bedeckte den Boden; auf dem von einem kunstfertigen Knechte geschnitzten Brette an der Wand war manch zierliches Geräte zu schauen; auf dem hellen Ahorntische lag ein bogenförmiges Holz, mit Saiten bezogen, einer Lyra ähnlich. Daneben lehnte an der Wand eine vollständige Waffenrüstung, das Weihgeschenk der Braut für den Bräutigam.

Die Braut, Friedhilde, stand in der Mitte des Gemaches. Ein weißes Linnengewand, von roten Fäden durchwoben, floß vom Halse bis zum Knöchel der hochgestalteten Jungfrau und war von einem roten Gürtel umschlossen; es war das Hochzeitsgewand, das die Gespielinnen gemeinsam verfertigt und Friedhilde zur Probe nun angelegt hatten. Schnüre von Bernsteinperlen schmückten den Hals und die stets unbedeckten Arme; die langwallenden blonden Haare waren der einzige Schmuck des Hauptes; am folgenden Morgen erst sollten sie von Blütenzweigen und Bändern durchflochten werden.

Jugendfrohes Gespräch begleitete die Beschäftigung der Mägdlein, nur die Braut stand ernst in ihrer Mitte; sollte sie doch in wenigen Tagen Vater und Mutter verlassen und von der glücklichen Jugendheimat scheiden, um die ernsten Pflichten einer Hausfrau und Gefährtin des Mannes auf sich zu nehmen.

Jetzt, da der Brautschmuck vollendet war, wandte sich eine der Gespielinnen, eine muntere Maid, nach der Waffenrüstung in der Ecke; sie betrachtete das Schwert und den Speer, vor allem aber bewunderte sie den Schild, aus Eichenholz geschnitten, das vom Alter gehärtet und von Friedhildens eigener Hand mit einem blühenden Distelzweig, dem Wahrzeichen, das sich der Bräutigam erwählt hatte, bemalt war.

Von den Waffen ging das Gespräch auf den Bräutigam über, und jede der Jungfrauen hatte zu seinem Lobe ein Wort anzuführen, das sie von dem Vater oder Bruder vernommen hatte. Die erste pries seinen stattlichen Besitz, das geräumige Haus, das reiche Geräte, die ansehnliche Herde und die Zahl der Knechte. Eine zweite rühmte, daß er vor nicht geraumer Zeit einen Auerochsen erlegt und schon mehrmals den Bären in seiner Höhle aufgesucht habe, daß er schon als Jüngling in den Reihen der Wehrmannen wider die Römer gekämpft und eine ehrenvolle Wunde davongetragen habe. Die dritte legte Nachdruck darauf, daß er seit Jahren im Geleite des Herzogs lebe und sich dort in edler Sitte geübt habe. Eine andere

endlich hatte gehört, daß Hermann ihn einmal den treuesten seiner Geleitsmannen genannt und ihm sein Vertrauen vor allen andern geschenkt habe.

Während sie noch redeten, ließen sich Hufschläge vernehmen; eine kleine Reiterschar nahte dem Gehöfte, und von Mund zu Mund scholl der Ruf: „Der Bräutigam naht!“ Begleitet von seinen Sippen und Freunden kam er an der Seite seines greisen Vaters angeritten, eine hohe Gestalt, kraftvoll und markig. In dem offenen Antlitz war männliche Reife neben jugendlichem Feuer ausgeprägt, denn Emiko stand auf der Schwelle vom Jünglings- ins Mannesalter, im dreißigsten Jahre.

Schön war auch der Anblick des ehrwürdigen Greises neben dem jugendkräftigen Manne. Emiko war der jüngste von vier Söhnen des Edelings Ettichо, deren einer in der Teutoburger Schlacht, zwei in den Kämpfen gegen Germanikus gefallen waren. Der Schnee des Alters deckte nun das Haupt des greisen Edelings Ettichо; noch aber saß seine markige Gestalt aufrecht auf dem Rosse, und unter dem weißen Haare blitzten die blauen Augen hell aus dem rötlichen Antlitz.

Mit freudigem Zuruf wurden sie beide empfangen, vom Brautvater und den herbeieilenden Söhnen mit Händeschütteln begrüßt und mit den Sippen — Verwandten des Hauses — bekannt gemacht. Auch die Hausfrau trat über die Schwelle des Hauses und kredenzte zum Willkomm das schäumende Trinkhorn. Bald saßen die beiden Väter Seite an Seite, die Söhne um den künftigen Schwager gereiht, das Hochzeitsgefolge zwischen den Sippen und Freunden des Hauses beim reichlichen Mahle unter den Blütenbäumen. Stärker flackerte im Saale das Herdfeuer, zwischen Saal und Hofraum gingen eilend die Mägde mit Schüsseln und Platten und mit den schweren, steinernen Krügen.

Frohes Gespräch wechselte mit Heldensang noch, als die Sterne durch die Bäume blinkten und Fackeln aus harzigem Tannenholz ihr flackerndes Licht über den freien Raum warfen, bis endlich, als der Mond rotgolden über dem dunklen Wälderkranz unterging, Frau Herlinde von der Schwelle des Hauses aus dem Gatten winkte, daß er das Zeichen zum Aufbruch geben und die Gäste in die geräumigen Kammern führen möge, wo in langer Reihe frischgefüllte Laubsäcke mit weißen Laken bedeckt, samt Federpfühl und wollener Decke, von eigenen Schafen gewonnen und im Hause gewoben, für sämtliche Gäste bereitlagen.

Bald lagerte stille, nächtliche Ruhe über dem Haus und Gehöfte. Die Fackeln waren erloschen, nur auf dem Herde, sorgsam von Asche bedeckt, glimmte noch die Glut für den folgenden Tag.

Als der Morgen sonnengolden anbrach, entstieg zuerst die Hausfrau dem Lager, um die Mägde zu wecken; bald kamen auch die Gäste einzeln und zu mehreren aus den Kammern, um zum nahen Bache zu gehen, wo sie die riesigen Leiber im kühlen Bache erfrischten und kräftigten. Im Hofraum sammelten sich alle und die

Mutter ging, um nun auch die von ihren Gespielinnen geschmückte Braut herbeizuholen. Von ihnen gefolgt kam sie, Schwert, Speer und Schild in den Händen, die sie dem Bräutigam als Weihgeschenk übergab; ein junges Roß, das noch nie einen Reiter getragen, führten ihre Brüder herzu; Friedhilde streichelte ihm die Mähne und legte ihm den Zaum an. Emiko schwang sich empor und ritt, das sich vergeblich sträubende Roß mit der Kraft seiner markigen Glieder bezähmend, unter allgemeinem Jubel in dreimaligem Kreis um Haus und Hof. Dann reihte sich alles zum Zug in den nahen, der Göttin Freia geweihten Hain, wo sich Emiko und Friedhilde die Hände reichten, Walafried mit dem priesterlichen Rechte eines Hausvaters die Götter anrief, ihnen gnädig zu blicken, und zuletzt das Los warf, aus Stäbchen von dem Zweig eines Apfelbaumes entnommen, denen verschiedene Zeichen in die dunkle Rinde eingeschnitten waren. Mit sinnendem Antlitz betrachtete er, wie die Zeichen lagen, und verkündete freudigen Tones: „Die Himmlischen schauen gnädig auf euren Bund; unverzagt mögt ihr euer Haus gründen — blühend wie junge Bäume zur Maienzeit werden Kinder um euch emporsprossen, von der Güte der Götter euch geschenkt."

Feierlich schweigend war der Hochzeitszug in den Götterhain getreten; jubelnd kehrte er zum festgeschmückten Hause zurück; die Tische füllten sich und das fröhliche Festmahl begann, von heiterer Rede belebt. Die Freude verjüngte den greisen Ettícho, der mit dem Hausvater obenan saß. Verödet war sein Haus, seit vor Jahren die alternde Gefährtin seines Lebens zu Grabe getragen worden war. Darum hatte er den Sohn heimgerufen, der bis jetzt an des Herzogs Hof weilte. Emiko sollte eine Frau heimführen, die des Herdes häuslich walte und den Greis als Tochter pflege, daß mit ihr neue Freude im einsamen Hause erblühe.

Nach dem Mahle scholl der Heldensang zum kühlenden Met, dann sprangen die Jünglinge auf und begannen Waffenspiele, denen die älteren Männer, die Frauen und Jungfrauen mit Eifer zuschauten. Keiner der Jünglinge übertraf Emiko an Waffengewandtheit und Kraft; lauter Beifall erscholl, so oft er einen Speerwurf that oder einen der Gefährten zum Ringkampf aufforderte.

Wieder waren aller Augen auf ihn gerichtet, da er, Schild und Schwert in der Hand, in die Mitte des Hofraumes trat und nach einem Gegner umschaute.

Plötzlich erschollen Hufschläge in der Nähe; ein Ruf der Überraschung wurde unter den zuschauenden Festgästen vernehmbar. Emiko schaute sich um und eilte den Nahenden entgegen; Herzog Hermann selbst war es, der, nur von einem Jüngling begleitet, herangeritten kam.

„Wir grüßen dich, Herzog!" riefen ihm einstimmig die Hochzeitsgäste entgegen.

Walafried, auf ihn zutretend, redete hocherfreut ihn an: „Sei vielwillkommen

in meinem Hause, Herzog Hermann!" Mit diesen Worten bot er dem Herzog, der vom Rosse stieg, die Hand, und nun trat auch der greise Ettícho herzu mit den Worten: „Habe Dank, daß du meinen Sohn so hoch ehrst!"

Hermann grüßte rings im Kreise und wechselte Handschlag mit den beiden Hochzeitsvätern. Ihnen allen fiel seine ernste Miene nicht auf, denn seit sein Haus verödet, seine Gattin und sein Sohn in Gefangenschaft waren, hatte niemand ihn lächeln sehen. Nur Emiko, der ihn näher kannte als alle, nahm wahr, daß eine Wolke seine Stirne beschattete.

Herzog Hermann nahm den Willkommtrunk entgegen, den ihm die Braut in silbergefaßtem Trinkhorn kredenzte. Dann wandte er sich an Walafried mit den Worten: „Du heißt mich willkommen, doch hüte dich, daß du nicht versucht seiest, dein Wort zurückzurufen! Mein Tritt wird die Freude aus deinem festlichen Hause verscheuchen. — Laßt uns ins Haus treten, ich habe mit Emiko zu reden, und ihr beiden Väter, Ettícho und Walafried, sollt zugegen sein!" Er schritt über die Schwelle des offenen Hauses in den Saal, und schweigend folgten ihm der junge Mann und die Greise.

Unter den Blütenbäumen war die laute Fröhlichkeit verstummt; die Waffenspiele wurden nicht weiter fortgesetzt, kein Sänger erhob seine Stimme, und selbst das Gespräch stockte. Ein Schatten war auf den festfrohen Ort gefallen; schweigend reihten sich die meisten der Gäste wieder um die Tische und schauten in ahnungsvoller Erwartung dem Ende der geheimnisvollen Unterredung entgegen.

Hermann hatte sich in einen Lehnstuhl am obern Ende des Tisches niedergesetzt und winkte den dreien, das Gleiche zu thun. Der Hausherr schickte zwei noch am Herde waltende Mägde hinweg, und Hermann begann, den alten Ettícho anredend: „Drei deiner Söhne hast du im Kampf fürs Land der Väter verloren, — wirst du den vierten weigern, wenn du hörst, daß größere Gefahr droht, als die wir siegreich bestanden haben?"

Die Augen des Greises blitzten. „Herzog," sprach er, „eher würde ich ihm Schild und Speer selbst in die Hand drücken."

„Du sprichst von Gefahr," fiel Walafried ein; „ist nicht der neue Landpfleger, den die Römer Ämilius nennen, friedliebenden Sinnes? hat er nicht an die Chatten und die Marsen Boten geschickt und sie versichert, daß er den Krieg nicht erneuern werde, der so oft die Grenzen verheerte? Kommen nicht die römischen Händler wieder in unsere Wälder, uns römische Waffen, römische Gewande und römischen Wein zu verkaufen, unsere Stierhäute und Hörner, den Flaum unserer Gänse und das Fleisch im Herdrauch dagegen einzutauschen?"

„Walafried," antwortete Hermann finster, „ich kenne Tiberius, den seine eigenen Legionen die Schlange nennen. Er hat den kriegerischen Germanikus abberufen, —

muß nicht Ämilius, den er nun in unsere Grenzen schickt, gefährlicher sein? Germanikus und seine Legionen haben wir mit unsern Speeren zurückgeworfen; werden wir auch die Fallstricke zerreißen, die Ämilius uns stellen wird, während er mit glatten Friedensworten unsere Wachsamkeit einschläfert und durch seine schlauen Händler römischen Tand und römischen Prunk in unsere schlichten Häuser bringen läßt, die Sitten zu verderben und die Liebe zur Freiheit in Üppigkeit zu ersticken?"

„Es wird dem Römer nicht gelingen!" rief Emiko aus. „Dein Auge wacht, dein Arm wird die Fallstricke zerreißen."

„Herzog, rufe die sämtlichen Stämme zur Volksgemeinde zusammen!" warf der greise Ettícho ein.

„Ich habe es gethan," sprach Hermann; „schon reiten meine Boten zu den Marsen und Brukterern, den Sigambrern, den Tubanten und Usipeten." Er hielt inne.

„Herzog, du vergißt die Chatten, den mächtigen, nachbarlichen Stamm," schaltete Walafried ein.

„Mir grollt der Chattenfürst Andogast und hat sich geweigert zu kommen," versetzte Hermann; „er ist ein tapferer Mann, doch stolz und zornsüchtig; mächtiger waren seine Väter als die meinen, darum dünkt es ihn schwer, meinem Worte zu gehorchen. Ihm die Botschaft zu bringen und ihn zu versöhnen, habe ich dich ausersehen, Emiko, da ich dir vertraue, wie keinem andern Mann. Bist du bereit, dein Hochzeitsfest abzubrechen, Frau und Heimat zu verlassen und ins Chattenland zu reiten?"

Der junge Mann erhob sich vom Stuhle, indem er antwortete: „Heute und immer bin ich bereit, wann du mich rufst, Herzog Hermann! — Kannst du mir aber den heutigen Tag noch schenken, so will ich meine Braut heimführen, daß der greise Vater einer Tochter sich freue, wenn ich fern bin. Morgen mit Sonnenaufgang bin ich auf dem Wege."

„Es sei!" versetzte Herzog Hermann nach kurzem Bedenken. „Die Zeit, die du heute versäumst, wirst du auf dem Wege einholen. So höre denn," fuhr er fort, indem seine Handbewegung Emiko bedeutete, sich wieder niederzulassen, „was du Andogast zu sagen hast, und seit wann er mir grollt!"

Abermals setzte sich Emiko nieder; er und die beiden Väter lauschten mit offenem Ohre auf die Worte des Herzogs. — —

Um mehr als eine Stunde war die Sonne auf ihrer Bahn höher gestiegen und stand im Zenith des Himmels, als der Herzog mit den drei Männern aus dem Hause trat. Er grüßte die Hochzeitsgesellschaft, schwang sich aufs Roß und ritt hinweg.

An den Tischen unter den Blütenbäumen war's still geworden; alle Gäste schauten begierig den herzutretenden Männern entgegen. Das Antlitz des Brautvaters hatte sich verdüstert. Sonst pflegten sich die Hochzeitsfeste viele Tage lang auszudehnen, und sein Haus war gerüstet, die Gäste auf neun Tage zu beherbergen. Nun sollte die Tochter ihm entführt werden, um in Einsamkeit auf die Rückkehr des Gatten zu warten. Doch er überwand das widerstrebende Gefühl und sprach, gegen die Braut gewendet: „Mache dich fertig zum Abschied, meine Tochter! du warst die Blume meines Alters; gern hätte ich dich noch im Vaterhause behalten; doch du hast das Weihgeschenk deinem Manne gegeben, und der Segen der Himmlischen wurde über euch angerufen. Ich habe kein Recht mehr, dich zurückzuhalten. Folge ihm in sein einsames Haus; seiner Heimkehr harrend sei dem greisen Vater eine liebende Tochter!"

Verwundert über diese Worte blickten die Gäste, tiefer betroffen die Braut auf. Am meisten erschrak Frau Herlinde, die Mutter. Zu dem Hausherrn sprach sie flüsternd: „Was geht vor, Walafried? was soll ich beginnen mit dem geschlachteten Ochsen, den Kälbern und den Schweinen, der Brotkuchen nicht zu gedenken, wenn heute schon die Gäste das Haus verlassen?"

Doch der Hausherr sprach nachdrucksvoll: „Was gilt uns dies, da es um Krieg und Frieden, um Freiheit und Knechtschaft sich handelt? Emiko ist vom Herzoge auserwählt, ins Chattenland zu reiten. Schenke die geschlachteten Schweine und das Kalb den hörigen Mannen! sie werden's dir danken."

Nach kurzer Frist war der Brautzug bereit, der erst eine Woche später hätte aufbrechen sollen. Die Braut nahm Abschied von den Gespielinnen ihrer Jugend und von der Mutter; die beiden Väter aber und die Brüder gaben mit wenigen Sippen dem jungen Paare das Geleit in die ferne Heimat.

Mit Sonnenuntergang langte der Brautzug in dem freundlichen Thale an, das die Lippe durchströmte; an sanft aufsteigenden Hügeln weidete die Herde, und aus Bäumen blickte das Haus mit Stall und Stadel, Hof und Garten, den der Fluß bespülte.

Sie stiegen ab; Emiko führte seiner Neuvermählten das Brautgeschenk herzu, ein paar Rinder, die zum erstenmal ins Joch gespannt waren, ein Zeichen, womit der Mann ihr die Oberaufsicht über die Herde übergab. Dann trat die junge Frau an der Hand des Mannes über die Schwelle des Hauses und zündete unter Anrufung der Himmlischen das erste Feuer auf dem Herde im geräumigen Saale an.

Den Abend schloß ein kurzes Mahl, wozu die sorgsame Hausfrau Herlinde die Vorräte mitgegeben hatte. Dann suchten die Gäste Ruhe in den Schlafgelassen, die sich an den Saal reihten.

Als sie morgens wieder hervortraten, stand die junge Frau schon häuslich waltend am Herde. Emiko aber war, begleitet von zwei Jünglingen aus seinen Sippen, auf dem Wege ins Chattenland.

---

## 4.

## Wider den abtrünnigen Sohn Teuts.

Da strömen die Kühnen, die Starken,
Die Jünglinge heran,
Dort an des Landes Marken,
Da stehn sie auf dem Plan.

Abend war's, als nach zehntägigem Ritte Emiko mit seinen Begleitern zu Matten anlangte, dem Hauptort des chattischen Landes und Sitz des Fürsten. Die Römer nannten es Mattium. Zahlreiche Edelingshöfe, von den Hütten ihrer Leibeigenen umgeben, reihten sich im anmutigen grünen Thale aneinander; dazwischen hatten sich die gemeinen Freien angesiedelt; Stall und Stadel lehnten sich an die niedrigen Holzhäuser, ein Garten umfriedete jedes derselben.

Gute Weiden waren im Thale, das die Eder, von den Römern Adrona genannt, durchfloß; an den Hügeln zogen sich fette Ackertriften hin, die Korn und Hafer in reichen Ernten lieferten; auf der Höhe gedieh der lichtblühende Flachs, den die deutschen Frauen so hochschätzten. Darum hatten sich viele chattische Männer hier ihr Heim gegründet, so daß die Ansiedelung eine Stadt genannt werden konnte; nur im offenen Lande, dem Rheine nahe, und im Süden des weiten deutschen Landes, am Main und an der Donau, bestanden römische, von Mauern umgebene Städte. Den jungen cheruskischen Männern war der Anblick neu, denn die Cherusker liebten es, in gesonderten Höfen zu wohnen, der eine am Waldrand, der andere am Fluß, dieser auf der Höhe und jener in der Niederung, wie die Neigung des einzelnen es vorzog.

Über die ganze Stadt erhob sich die Wohnung des Fürsten, auf einer Anhöhe erbaut. Im weiten Hofraum derselben nahm ein Knecht den drei Ankömmlingen die Rosse ab und wies sie, da sie nach dem Fürsten fragten, in den geräumigen Saal.

Schon war das Tageslicht verdrängt vom Fackelglanz; am Tische saß eine Reihe stattlicher Männer und Jünglinge, in ihrer Mitte ein römischer Centurio in blitzender Rüstung. Römischen Helm und Harnisch trug auch ein hochgestalteter Germane, mit krausem, rotem Haar und trotzigen blauen Augen. Es war der Fürst Andogast, von den Römern Andogastrius genannt.

Die Rüstung, sowie den Wein, der die Trinkhörner füllte, hatte der römische Centurio als Freundschaftsgeschenk vom neuen Statthalter am Rheine gebracht. Einige weitere Geschenke, silberne Becher von kunstreicher Arbeit und römische Gewande aus feiner Byssuswolle, wurden an der Tafel gezeigt und bewundert.

Noch auf der Schwelle stehend überschaute Emiko diesen Vorgang mit raschem Auge. Eine kleine Weile stand er beobachtend still, dann trat er kühn vor mit den laut gesprochenen Worten: „Herzog Hermann grüßt dich durch mich, Fürst Andogast!“

Wie ein plötzlicher Donnerschlag wirkten diese Worte auf die überraschte Tafelrunde. Die soeben noch lebhaft gesprochen hatten, verstummten und wandten ihre Blicke von den römischen Geschenken ab. Der Römer aber, des Deutschen mächtig, weil er schon lange Jahre in der Kolonie im Dienste stand, flüsterte Andogast halbvernehmlich zu: „Ein schlimmer Zufall, daß der Bote mich hier trifft. Hermann, dein Gebieter, wird dir sicherlich zürnen, obwohl meine Sendung nur den Frieden zwischen den römischen und deutschen Grenzen aufrechthalten soll.“

Wohlberechnet waren diese Worte, um den stolzen Chattenfürsten zum Widerspruch zu reizen. „Du irrst, Centurio,“ sprach er grollend; „ich kenne keinen Gebieter. — Was entbietet mir der Fürst der Cherusker?“ fuhr er, gegen Emiko gewendet, fort.

„Hermann, der Herzog der Deutschen,“ antwortete Emiko mit Nachdruck, „lädt dich und dein Volk samt den andern verbündeten Stämmen auf den Tag der Sommersonnenwende zur Volksgemeinde auf die Heide am Ufer der Lippe.“

„Er sollte nicht dein Gebieter sein, und darf dir solche Ladung zusenden?“ flüsterte der Römer dem Fürsten höhnend zu.

„Ich habe nicht Lust, auf der Volksgemeinde zu erscheinen,“ sprach Andogast trotzig, gegen Emiko gewendet; „wir haben Frieden rings an den Grenzen. Wozu sollten wir zur Volksgemeinde uns sammeln? Das soll mir Hermann erst zu wissen thun! Ich bin nicht sein Gefolgsmann, daß ich blindlings seinem Rufe folgen müßte.“

„Fürst,“ antwortete Emiko mit Nachdruck, „mir ist die Kunde hiervon nicht vertraut, ich weiß nur, daß der Herzog Wichtiges zu beraten hat. Die Volksgemeinde wird seine Vorschläge zur Abstimmung bringen. Sei eingedenk, daß du dich freiwillig deines Rechtes beraubt hast, wenn von den deutschen Stämmen Beschlüsse gefaßt werden, ohne daß die Stimme des Fürsten der Chatten gehört worden ist!“

„Ha, ich durchschaue dich!“ rief der auf seinen Einfluß eifersüchtige Mann. „Hermann will, daß ich nicht auf der Volksgemeinde erscheine, weil ich der einzige bin, der es wagt, ihm zu widersprechen. Doch melde deinem Herzog, daß Fürst

Andogast seinen Willen geändert hat und auf der Heide an der Lippe eintreffen wird, damit die deutschen Stämme keine Beschlüsse fassen, um die der Fürst der Chatten nicht weiß!"

„Ich werde dem Herzog deine Botschaft ansagen," antwortete Emiko mit ruhiger Miene, indem er sich wohl hütete, seine Freude über den veränderten Entschluß des argwöhnischen Fürsten zu verraten.

Der Auftrag, den Hermann ihm anvertraut hatte, war erfüllt. Auch Fürst Andogast ward freundlicher, nachdem er seinen Entschluß ausgesprochen hatte, und bewillkommnete jetzt erst die Cherusker als Gäste. Sie reihten sich unter die Tafelgenossen und erquickten sich am Mahle.

Zwei Tage genossen Emiko und seine Begleiter die Gastfreundschaft des chattischen Fürsten, dann machten sie sich mit ihm auf den Weg nach der Heide an der Lippe, wo die Grenzen der Chatten, Cherusker und Brukterer zusammenstießen. Nur zehn Tage waren's noch bis zur Sommersonnenwende.

Von dunklem Walde umsäumt dehnte sich die weite Heide am Ufer der Lippe hin; einzelne Bäume standen schattenspendend umher, eine felsige Anhöhe in der Mitte war von hochragenden Eichen umwölbt. Nach dieser Heide wanderten in dieser Zeit der langen Tage und mondhellen Sommernächte Hunderte von germanischen Männern. Viele waren zu Roß; ein blau oder rot gefärbtes Wollengewand reichte ihnen von den Schultern bis zu den Knieen, ein Schwert hing ihnen zur Seite, die Hand hielt einen blanken Eisenschild, das Haupt war vom Helme bedeckt, welchen Adlerflügel zierten. Das waren die Edelinge, die reichen Besitz hatten, die ihr Feld durch Leibeigene, ererbte oder selbst errungene Kriegsgefangene, bearbeiten ließen und selbst nur der kühnen Jagd pflegten wider die Gewaltigen der Wälder, den riesigen Ur, den grimmen Bär, den wilden Wolf, das Elen und den schnellen Hirsch.

Noch mehr aber kamen der Männer zu Fuß; ihre nackten Schultern deckte ein Wolfsfell oder ein Schafpelz für die Nächte im Freien; den Kopf schützten die dichten blonden oder rötlichen Haare; Arme und Beine trugen sie nackt; den Leib kleidete ein kurzer Rock von rauhem Leinen- oder Wollenzeug. Ihre Rechte schwang spielend den hölzernen Spieß mit der eisernen oder nur feuergehärteten Spitze, die so vielen Römern den Tod brachte; über der Schulter hing der von Weiden geflochtene Schild, von der Frauen Hand mit den Blumen bemalt, die der freie Mann sich in Wald oder Wiese als sein Abzeichen ausgewählt hatte. Das waren die Frilinge, arme freie Männer, die mit arbeitgehärteter Hand selbst ihr Ackerfeld bauten, ihre Herden weideten, und nur zur Winterzeit der Jagd im freien Walde oblagen; ihre Stimme galt so viel als die der Edelinge im Rate.

Die Beschwerden der Reise scheuten die riesig starken Männer und Jünglinge

nicht; eine Lust war es ihnen, über Berg und Thal durch Feld und Wald zu wandern. Zur Einkehr stand ihnen jedes Haus gastlich offen, das Gehöfte des reichen Edelings und die Hütte des armen Freien. Wo sie eintraten, heischten sie grüßend Speise und Trank oder Nachtlager, und mit freudigen Mienen wurde es ihnen gewährt, denn die Pflicht der Gastfreundschaft wurde bei den Germanen heilig gehalten.

In der Nacht aber, da der Mond sich füllte, lagerten Tausende unter den weitästigen Eichen und blühenden Linden auf der Heide zwischen dem Walde und dem Flußufer; denn am Morgen des folgenden Tages sollte die Volksgemeinde versammelt sein.

Golden stieg die Sonne am Waldrande empor, und Tausende von Männern und Jünglingen sprangen von der Heide auf, eilten zum Flusse und badeten die kräftigen Glieder in der klaren Flut; dann setzten sie sich wieder unter den Bäumen umher, zogen Rauchfleisch und Brot aus dem Felle, das sie über der Schulter getragen, und hielten Frühstück aus den Vorräten, die ihnen die Gattin oder Mutter auf den Weg gegeben, oder, wenn sie von ferne herkamen, auf dem Wege eine Hausfrau dem Gaste erneuert hatte. Viele, die näher wohnten, hatten noch ein mit Met oder Bier gefülltes Horn zu leeren, während den meisten die reichlich sprudelnden Waldquellen zum Tranke genügen mußten.

Jetzt stieg die Sonne höher; von ferne tönte Geräusch wie von nahenden Rossen. Über die Heide und bis in den Wald erscholl der Ruf: „Der Herzog naht!“ Männer und Jünglinge sprangen empor und sammelten sich in dichtgedrängten Reihen um den Fuß des Hügels, den die heiligen Eichen beschatteten.

Hermann war jenseits derselben vom Rosse gestiegen und trat nun auf der Höhe vor aller Augen hervor. Ein Jubelruf erbrauste bei dem Anblick des Herzogs, der die deutschen Stämme von den römischen Ketten befreit hatte. Hoch ragte seine Heldengestalt von den Felsen empor; er war ohne Schild, seine Rechte lehnte leicht am Griff des Schwertes; die Linke bewegte er grüßend gegen die Volksgemeinde hin. Das schöne Antlitz, vor wenigen Jahren noch voll lichten Glanzes, war tief ernst, die Lippen fest gepreßt, die Stirne durchfurcht, obwohl Hermann erst zweiunddreißig Jahre zählte. War ihm doch die Freude des Lebens geraubt mit Weib und Kind, und all seine Sorge nur noch der strengen Pflicht geweiht.

Abermals winkte er mit der Hand, und der Zuruf verstummte. Stille lagerte sich über der Menschenmenge, und Hermann begann mit starker, weithallender Stimme: „Volksmannen! Cäsar, des Tiberius Sohn, von den Römern genannt Germanikus, ist abberufen von den Legionen am Rheine und wird nicht wiederkehren, denn sein Bruder Drusus, der an der Donau wohnt, ist an seiner Stelle

Statthalter geworden, und sein Untergebener, Markus Ämilius, gebietet in der römischen Ansiedelung Ara Ubiorum. Cäsar Germanikus, der größte Römer, der jetzt lebt, ist sechsmal über den Rhein gezogen, hat Brand und Mord in die Gauen der Marsen, Brukterer, Chatten und Cherusker gebracht; aber die Tapfersten seiner Legionen liegen erschlagen in unsern Wäldern, und nur wenige hat er auf schleunigem Rückzuge gerettet; nicht einen Gau hat er unter das römische Joch zurückgebracht, das wir einst im Teutoburger Walde gebrochen haben. Soll einem Geringern gelingen, was Cäsar Germanikus nicht vollbringen konnte?"

Er hielt inne. Brausender Ruf erscholl von tausend Stimmen: „Niemals — nicht ihm, nicht einem Römer nach ihm!"

„So gedenket des Bruderbundes, den ihr im Teutoburger Walde, auf dem Blut- und Siegesfelde, den Göttern geschworen habt! Ihr habt ihn heilig gehalten bis heute. Einer aber lebt, der ihn uns verweigert hat, der ein Sohn Teuts ist, wie wir, und ein Feind Roms, aber kein Freund des deutschen Landes, der inmitten eines gewaltigen Heeres es verschmäht hat, mit uns auf dem Wahlfelde zu stehen, als wir Varus und seine Legionen niederwarfen, der für seinen eigenen Thron nur kämpft und nicht für das Land der Väter und der Kinder."

Hermann hielt inne; Tausende von Stimmen riefen: „Das ist Fürst Marobod, der in Böheims Wäldern thront!"

„Er ist es," fuhr Hermann fort, als der Ruf verhallt war. „Wie die Spinne in ihrem Netz, so sitzt er inmitten seiner Berge und Wälder, und um ihn stehen seine eisernen Scharen. Uns ein Freund zu sein hat er verschmäht und grollt unserem Bündnis, unserem Sieg, unserer Freiheit. Er hat Boten gewechselt mit dem neuen Landpfleger der Römer. Zwischen zwei Feinden stehen wir nun, denn Marobod harrt des Tages, da er uns verraten und mit dem Römer sich wider uns verbünden kann, um sein eigen Reich mit den Trümmern unserer unterjochten Gaue zu vergrößern. — Darum rufe ich euch in Wehr und Waffen wider Marobod, den Verräter an der Freiheit, den Verräter am Lande der Väter!"

Mehr und mehr war während Hermanns Rede ein unwilliges Gemurmel der erregten Volksmenge angeschwollen. Als Hermann endete, brach der brausende Ruf los: „Wehr und Waffen wider Marobod, den Verräter!"

„Wohl denn, Wehrmannen!" begann Hermann noch einmal. „Am Tage, da der Mond sich wieder zu füllen beginnt, stelle ein jeder sich auf dem Gaufelde; die Graven werden euch sammeln und den Grenzmarken zuführen, wo ich zu euch zu stoßen gedenke. Allvater war mit uns wider die römischen Legionen; er wird mit uns sein wider den abtrünnigen Sohn Teuts!"

Mit diesen Worten grüßte Hermann und verschwand hinter dem Felsen.

Auf der Heide loderten jetzt Feuer auf, und eine Reihe von Ochsen und Schweinen wurde geschlachtet, zerlegt und gebraten. Es war eine freiwillige Beisteuer, welche der Fürst und die begüterten Edelinge des Gaues zu der zahlreichen Volksgemeinde geschickt hatten. Im Schatten des Waldes wurden große Fässer Bier aufgepflanzt, welche auf Karren, von Ochsen gezogen, herbeigeführt worden waren. Freunde und Bekannte berichteten sich gegenseitig von Weib und Kind, von der Herde und vom Jagdgrunde. Bald erscholl auch Gesang, Heldenlieder tönten über die weite Heide hin und verhallten erst in der fernen Tiefe des Waldes.

Hermann aber hatte zu weiterer Beratung über den beschlossenen Krieg die Fürsten und Graven um sich versammelt. Der Erste im Gaue war der Grav, ursprünglich der Graue genannt, weil ehemals nur ein vielerfahrener Greis zu dieser Würde gewählt wurde; später trug man das Vertrauensamt gern auf einen seiner Söhne über, doch mußte er erst von den freien Mannen des Gaues gewählt werden.

Fürst oder First bedeutete ursprünglich der Erste. Auch er wurde gewählt, doch erbte sich seine Würde meist in seinem Hause fort, wenn dieses nicht nur durch reichen Besitz, große Verwandtschaft unter den Edelingen, sondern auch durch hervorragende Geistesgaben seiner Söhne sich auszeichnete. Gelang es dem gemeinen Freien, sich durch große Thaten im Krieg oder durch weisen Rat im Frieden hervorzuthun, so ward er von der Gemeinde mit Gütern begabt und zum Edeling erhoben. Er konnte von nun an auch zum Fürsten gewählt werden.

Über ihnen allen stand im Kriege der Herzog, der Anführer aller Wehrmannschaften; seine Sorge war es auch im Frieden, daß die Grenzmarken wohl bewacht, daß die Wehrmannschaften in Waffenübung blieben. Er konnte deshalb alle Stämme zusammenberufen. In die inneren Angelegenheiten mischte er sich nicht; Gericht pflogen in der Gemeinde die Schöffen; Streitigkeiten der Gemeinden schlichtete im Gau der Grav; die Gaue des Stammes einte der Fürst.

Nun saßen Fürsten und Graven um den Herzog geeint. Die Volksgemeinde hatte entschieden für den Krieg, aber im engern Kreise wurden Stimmen für und wider laut. Dennoch mußten sie alle sich zur Beratung über den Kriegsplan einen. Da Hermanns Feldherrnblick jeden überragte, erfuhren seine Vorschläge wenig Widerspruch; nur der Chattenfürst Andogast sprach heftig dagegen. Er war nicht gegen den Krieg, denn er liebte Kampf und Gefahr, aber er grollte über die Unterwerfung, die er Hermanns Willen zollen mußte. Endlich mußte er doch sich fügen, aber er that's mit heimlich knirschendem Zorn.

Schon erlosch die Abendsonne hinter dem Wäldersaum, als die Fürsten den Steinring um die Linde verließen. Auch sie lagerten sich nun, Freunden und Sippen zugesellt, auf der Heide, und unter den Heldensang mischte sich heiteres Gespräch, bis die Nacht niedersank und der Sternenhimmel sich über das Thal wölbte.

Herzog Hermann ging, nur von Emiko gefolgt, durch die belebte Menge hin. Er grüßte freundlich die Wehrmannen alle, den armen Friling, wie den reichen Edeling und den mächtigen Fürsten. Daneben hörte er aufmerksam auf den Bericht, den ihm der junge Mann von seiner Sendung an den Chattenhof gab.

„Du hast meine Botschaft wohl bestellt," sprach der Herzog; „doch, obwohl du dich sehnen magst nach der jungen Gattin und dem alternden Vater, bedarf ich deines Dienstes noch weiter. Du sollst nach Böheim reiten und Marobod den Krieg ansagen." Hermann hielt inne.

„Ich bin bereit," sprach Emiko, ohne daß über seine Lippen ein Wort kam von seinem Verlangen nach dem heimischen Herd, wo die neuvermählte Gattin einsam bei dem greisen Vater lebte und mit Sehnsucht seiner Heimkehr harrte.

Während dieser Unterredung hatten sie den Waldsaum erreicht, der die Heide begrenzte, und Hermann entließ den jungen Mann, indem er ihm gebot, die Ruhe zu suchen, deren er vor dem neuen, mehrtägigen Ritte benötigt sein mußte.

Einsam schritt der Herzog weiter, bis er den nahen, Wodan geweihten Hain erreichte. Hochgewipfelte Eichen ragten aus der Mitte empor, und immergrüne Eibenbäume umschlossen den Kreis. Er trat ein und setzte sich neben dem Steinaltare nieder, der bei beginnendem Kriege mit Opferblut besprengt wurde.

Vor seinen Augen schwand der heimische, nächtliche Wald, er schaute vor sich die Türme und Mauern von Ravenna, umgrünt von Pinien und Orangen, überwölbt vom ewig blauen italienischen Himmel. Er sah Thusnelda, den schlummernden Knaben im Arme, zu den Sternen aufblicken, die als tröstende Boten Allvaters an Welschlands Himmel sowie an dem von Deutschland blinkten.

Die hoch in die Wolken sich türmende Mauer der Alpen trennte die Gatten. Sie war unübersteiglich für Hermann, denn die Germanen waren kein eroberungslustiges Volk. Das geknechtete Vaterland zu befreien, hatten sie auf Hermanns Ruf sich geeint; doch als sie die römischen Legionen vernichtet hatten, als Rom vor den Siegern zitterte, kehrten sie friedlich in ihre strohgedeckten Häuser zurück. Zu einem Kriegszug ins ferne Welschland hätte Hermanns Ruf sie nicht vermocht; mit ihren hölzernen Speeren konnten sie die eisenbewehrten Römer nicht in ihrem eigenen Lande bekriegen. Nur eines blieb Hermann übrig; er mußte die Ansiedelungen der Römer am Rhein angreifen, ihre Macht brechen und sie zu einem Frieden nötigen, für den sie die Gefangenen herausgeben mußten. Rastlos brütete sein Geist über diesem Plane. Zuvor aber mußten die deutschen Gegenden im Rücken gesichert, mußte Marobod überwunden sein.

Feierndes Schweigen lag über dem dunkelnden Walde; nur zuweilen ertönte in der Ferne der Schrei eines Nachtvogels, der auf Beute ausflog. „Er heischt Beute für seine Jungen, und Allvater hat ihn gelehrt, sie zu finden," sprach

Hermann laut. „Froh kehrt er nun zu seinem heimischen Neste. Auch auf mich schaut Allvater, der Mark und Adern mir mit Kraft geschwellt hat. Drum soll mein Haus und Heim nicht immer leer, mein Sohn nicht immer des sorgenden Vaters beraubt sein — der Tag wird kommen, der Weib und Sohn mir zurückführt in mein verödetes Haus."

Von neuem Hoffnungsmute erfüllt verließ Hermann den nächtlichen Hain und nahm sein Nachtlager auf der Heide ein, wo Gesang und Lärm verhallt war und Männer und Jünglinge schlummernd um die verglimmenden Feuer lagen.

Ehe noch die aufgehende Sonne die Waldwipfel rötete, war Emiko mit kleinem Gefolge auf dem Wege nach den Bergen von Böheim.

Die Markomannen, die ursprünglich zwischen Rhein und Donau hausten, waren von den Römern mit Unterwerfung bedroht worden, ein Jahrzehnt vor der Hermannsschlacht. Von Wanderlust getrieben führte ihr kühner Führer Marobod, der so, wie später Hermann, seine Jugendjahre in Rom zugebracht, römische Sitte und römische Kriegskunst gelernt hatte, sein Volk aus den heimischen Wohnsitzen im heutigen Schwaben hinweg nach dem bergumgürteten Böheim, dem jetzigen Böhmen, wo ein schwacher Menschenstamm, dünn gesäet, lebte. Die Markomannen machten sich zu Herren des Landes, ihr Anführer Marobod baute eine Stadt nach römischer Weise, umgab sich mit einem Heere von siebzigtausend Mann zu Fuß und viertausend zu Roß und nannte sich König. Alle süddeutschen Völkerschaften stellten sich unter seinen Schutz wider die Römer, die es nun nicht wagten, ihn anzugreifen.

Es war die Zeit, wo im Norden Hermann die Römer niedergeworfen, die umwohnenden Völker zum Bruderbündnis gesammelt hatte. Marobod, dem er nach dem Siege des Varus' Kopf schickte, verschmähte, dem Bündnis beizutreten. Fortan standen sie sich feindlich gegenüber: Marobod, der seine Königsmacht auszubreiten strebte, wollte sich nicht mit Hermann verbünden, dem Herzog freier Völker, deren Oberherr er nur im Kriege war.

Der römische Prätor, treu der Weisung, die ihm Tiberius gegeben, leitete Unterhandlungen mit Marobod ein und schürte das Feuer der Zwietracht, bis es zum Kriege Deutscher gegen Deutsche kam, zehn Jahre nach dem Teutoburger Siege, im Jahre 19 nach Christo.

---

Vergebens warteten der alte Ettichо und Friedhilde, Emikos junge Frau, auf dessen Heimkehr, bis der Kriegsruf erscholl und der Herzog selbst einkehrte, um den Wartenden zu melden, wohin er den treuen Mann geschickt habe.

„Herzog," sprach Ettichо, „der Schnee des Alters deckt mein Haupt, das Mark meiner Knochen ist versiegt. Ginge der Krieg gegen die Römer, so möchte ich gern noch mit ausziehen und auf dem Rosse sterben, wenn der Siegesruf schallt.

Nun aber Söhne Teuts wider uns stehen, mögen die Jüngern den Kampf ausfechten, ich will im Frieden meines Hauses zu den Vätern heimkehren. Grüße mir meinen Sohn, wenn mein Auge ihn nimmer erblicken sollte!"

„Du thust wohl, Ettichо," sprach Hermann, schüttelte dem Greise die Hand, leerte das Methorn, das Friedhilde ihm kredenzte, und ritt hinweg.

An den folgenden Tagen sammelten sich die Wehrmannen und zogen ab; ihnen folgten die Frauen mit Körben und Bündeln auf den Schultern, um Gatten, Söhne und Brüder vor der Schlacht mit Speise zu erquicken, ihnen nachher die Wunden auszuwaschen, sie mit Heilbalsam zu bestreichen und zu verbinden, der Sterbenden Lippen mit einem kühlen Trunke zu laben und die Toten zu bestatten oder auf dem Scheiterhaufen aufgeschichtet zu verbrennen, damit sie nicht den Tieren des Waldes zur Beute werden.

Friedhilde sah sie hinziehen, und gern wäre sie ihnen gefolgt, doch Emiko hatte ihrer Tochterpflege den greisen Vater übergeben. Sie durfte den Einsamen, dem Tode Entgegensehenden, nicht verlassen.

Still ward's nun im Gaue; die Wehrmannen waren abgezogen, die rüstigen Frauen ihnen gefolgt; nur Greise, Kinder und ältere Frauen waren noch zurückgeblieben. Sie hüteten die Herden; die Felder ruhten, denn die Ernte war vor dem Auszug noch eingebracht worden.

Auch Friedhildens Vater und Brüder waren in den Krieg gezogen, und die noch rüstige Hausmutter Herlinde war ihnen gefolgt. Öde schlichen die einsamen Tage, die stillen Nächte dahin. Der Greis Ettichо saß bei Tage im Schatten der Linden, nachts am flackernden Herdfeuer, denn ihn fröstelte mitten im Sommer, und auf dem Lager fand er nicht Ruhe. Mehr und mehr verschwand seinem Blicke die Gegenwart; in vergangenen Zeiten verweilte sein Geist, in den Kämpfen mit den Römern, mit Drusus, Tiberius, in der Schlacht im Teutoburger Walde.

Eines Abends kehrten die Knechte atemlos vom Felde zurück mit dem Rufe: „Herrin, die Wehrmannen kommen heim aus dem Kriege!"

Friedhilde trat zu dem Greise, der wie sonst beim Herdfeuer saß, und redete ihn an: „Freue dich, Vater! ehe die Nacht anbricht, wird Emiko heimkehrend über des Hauses Schwelle treten."

Doch Ettichos Auge war geschlossen, und als ihre Hand ihn berührte, fühlte sie, daß sie zu einem Toten gesprochen hatte. „So ist's Nacht um ihn geworden, bevor seine Augen den Sohn grüßen durften!" rief Friedhilde klagend aus; „soll Emiko in ein Haus der Trauer treten, wenn er nach langen Monden in die Heimat zurückkehrt?"

Sie lehnte das vorgesunkene Haupt des Greises nur leise an die Lehne des Stuhles, ohne ihn weiter zu berühren, so daß er wie schlummernd saß. „Keine

andere als des Sohnes Hand soll ihn aufs letzte Lager strecken," sprach sie bei sich und rüstete mit frommer Sorgfalt ein Lager, das sie mit frischem Linnen bedeckte und mit Eichenlaub kränzte. Dann setzte sie sich auf die Schwelle des Hauses, um dem heimkehrenden Gatten entgegenzublicken.

Die Nacht brach ein, ehe ihr in die Ferne spähendes Auge den Heimkehrenden nahen sah. Sie schickte Knechte und Mägde zur Ruhe und setzte sich wieder auf die Schwelle, um einsam zu wachen, während über den herbstlich entblätterten Bäumen der Sternenhimmel flimmerte. Da endlich, schon war's Mitternacht, klang der Hufschlag eines Rosses an ihr Ohr. „Willkommen, Emiko, in deinem Hause!" rief sie dem Nahenden entgegen.

„Nicht Emiko bin ich, — warte nicht länger auf ihn!" antwortete eine tiefe Stimme, die sie erkannte.

„Du bist's, Herzog Hermann? Du kommst, um mir anzusagen, daß mein Gatte unter den Toten ist?" fragte sie zurück; kaum merklich zitterte ihre Stimme.

„Ob er gefallen ist, ob er in Feindesgewalt lebt, weiß nur Allvater," antwortete Hermann. „Er wurde nach der Schlacht vermißt, doch nicht unter den Toten gefunden."

„Herzog, wo ward die Schlacht geschlagen? wohin hat sich Marobod und sein Heer gewandt?" fragte Friedhilde nach einer Pause bangen Schweigens.

„Die Schlacht war am Ufer der Saale," berichtete Hermann. „Während wir uns zu neuem Kampfe bereiteten, zog sich Marobod mit seinem Markomannenheer und den Stämmen, die er sich unterworfen, hinter die waldigen Berge von Böheim zurück. Seine Macht ist mit seinem Kriegsruhm gebrochen bei Deutschen und Römern; er ist uns nicht mehr gefährlich. Darum durfte ich nicht weiter deutsches Blut vergießen, durfte nicht die im Donaugebiet wohnenden Stämme wider uns erbittern, denn ich wußte, daß sie sich gern unserem Bunde anschließen möchten. Deshalb verzichtete ich darauf, Marobod nach Böheim zu verfolgen, und entließ die Wehrmannen in ihre Gaue."

„Habe Dank für deine Kunde!" erwiderte Friedhilde nach abermaliger Pause; „gepriesen sei Allvater, daß die Ohren des Greises sie nicht mehr vernehmen!"

„Ist Ettichо tot?" fragte Hermann.

Die junge Frau bejahte. „Der letzte Sonnenstrahl dieses Abends hat ihm noch ins offene Auge geleuchtet," fuhr sie fort; „nun ist er zu seinen Vätern gerufen, und statt seines Sohnes muß ich ihm das Totenmahl halten, ich, die Emiko seinem Vater als Pflegerin zurückließ."

„Die Himmlischen mögen dich stärken!" sprach Hermann; „noch bist du der Hoffnung nicht ganz bar; sie ist der helle Stern, den Allvater dem sterblichen Menschen auf dunklem Pfade leuchten läßt. Erst wenn sie erlischt, wandelt er in

freudlosem Dunkel dahin." Mit diesen Worten wandte Hermann sein Roß und ritt hinweg. Ihm leuchtete der Stern, von dem er sprach, nur noch in mattem Strahle; wenn es ihm nicht gelang, die deutschen Stämme zu neuem Krieg und Sieg gegen die Römer zu vereinen, so war alle Hoffnung erloschen, den Tiberius zur Herausgabe deutscher Gefangener zu nötigen, und verloren waren für Hermann auf immer Weib und Sohn.

Friedhilde kehrte ins Haus zurück und suchte für noch wenige Stunden ihr Lager auf. Am folgenden Tage schickte sie sich an, die letzte Liebespflicht für den Toten zu erfüllen. Während sie die Knechte aussandte, um die Sippen zu laden, traf sie im Hause alle nötigen Vorbereitungen. Der Tote wurde mit dem besten Gewande bekleidet und Schild, Speer und Schwert neben ihm aufs Lager gelegt. Als am zweiten Tage die geladenen Verwandten anlangten, wurde er abends hinausgetragen auf den Begräbnisplatz des Hauses, wo ein Scheiterhaufen von harzig duftendem Tannen- und Wachholderholz errichtet war. Der Tote wurde daraufgesetzt, ihm Schild und Speer in die starre Hand gegeben. Dann wurde unter Anrufung Wodans das Holz angezündet und ein Heldengesang angestimmt, während die sprühenden Flammen emporschlugen und zuerst einen flackernden Schein über das blasse Gesicht des Toten warfen, der ihm einen Anschein von Leben verlieh, dann aber die Gestalt in Rauch hüllten und bald in Asche verzehrten. Diese wurde in ein Thongefäß gesammelt, das in einem Steinhügel niedergesetzt wurde, der zuvor die Asche seines Weibes, seiner Eltern und Vorfahren aufgenommen hatte.

Das Leichengeleite kehrte nun zum Hause zurück und hielt das reichliche Totenmahl, das bis zum Morgengrauen währte. Mit Tagesschein verließen sie das Haus; nur ihren Vater und ihre zwei Brüder — der jüngste war an der Saale gefallen — hielt Friedhilde zurück, um im stillgewordenen Gemache Rates mit ihnen zu pflegen.

Wohl erstaunten sie, als die junge Frau ihnen ihre Absicht kundgab, nach dem Schlachtfelde und von da nach Böheim zu wandern und nach einer Spur von dem Vermißten zu suchen. Lebhaft redete besonders der Vater Hildebert, dessen Liebling sie gewesen und der in Trauer um seinen Sohn war, von der mühe- und gefahrvollen Wanderung ab. Doch fest entschlossen erklärte sie: „Ich durfte meinem Gatten nicht folgen ins Feld, weil heilige Pflicht im Hause mich festhielt; sie hält mich nimmer zurück, und auch ihr dürft mich nicht halten."

Endlich standen Vater und Brüder von fruchtlosen Einreden ab, und es wurde der jungen Frau zugesagt, daß ihr ältester Bruder an ihrer Stelle im Hause Wohnung nehmen, über Knechte und Mägde, Herden und Felder schalten solle.

Noch eine Nacht der Ruhe genoß die Scheidende im eigenen Heim. Als der erste Sonnenstrahl sie weckte, nahm sie Abschied von Vater und Brüdern, bat, die

Mutter zu grüßen und trat, das Kleid hoch geschürzt, einen Jagdspeer in der Hand, ein Dolchmesser an der Seite und ein kleines Bündel über die Schulter hängend, die Wanderung an. Das Geleite des Bruders hatte sie abgelehnt; sie wollte den Vater nicht des letzten Sohnes berauben. Auch eines Knechtes glaubte sie nicht zu bedürfen, nur einen der Hunde, ein schönes Tier, das sich der jungen Hausfrau besonders anhänglich zeigte, wählte sie zum Reisegesellen. Freudig bellend eilte er ihr jetzt voran, kehrte wieder zurück und schaute sie mit seinen klugen Augen so verständnisvoll an, als ob er den Zweck ihrer Wanderung kenne und ihr glücklichen Erfolg vorhersage.

---

## 5.

## Frohe Botschaft.

Während die deutschen Wehrmannen sich zu blutigem Kriege gegenübergestanden hatten, wartete in der römischen Ansiedelung zu Ara Ubiorum Ämilius mit Ungeduld auf neue Nachrichten aus Germanien. Er lag an einem schwülen Augustabend mit einigen Freunden auf dem Polster beim Mahle, als ein Freigelassener, der die Aufsicht über die Sklaven hatte und das Vertrauen des Herrn besaß, eiligen Schrittes in das Gemach trat und ihm meldete: „Markus Ämilius, soeben ist Sempronius, dein Bote an Marobod, angekommen und wartet, bis es dir gefallen wird, ihn zu empfangen."

„Sempronius hier?" rief der Prätor aus, indem er sich hastig aus der liegenden Stellung auf dem Ruhebett aufrichtete; „laß ihn keinen Augenblick verlieren! ich will ihn sogleich, will ihn hier empfangen."

Der Freigelassene eilte hinweg und kam nach wenig Augenblicken mit einem jungen Manne zurück, der Harnisch und Helm, einen Mantel, leicht über eine Schulter geworfen, und Schuhe mit gamaschenartiger Beinbekleidung trug. Von Staub bedeckt, die Kleidung teilweise zerrissen, stand er inmitten des prächtigen Speisegemaches, wo Ämilius und seine Freunde in den feinsten weißen Byssusgewändern auf Pupurpolstern gelagert saßen, die Hände mit blitzenden Ringen geschmückt, das Haupt mit köstlichem Öle getränkt, das nach Veilchen oder Rosen duftete.

„Salve, Markus Ämilius!" redete er den Prätor an. „Verzeihe mir, daß ich mit bestaubten Schuhen vor dir erscheine! du hast es selbst so gewollt."

„Was liegt mir an deinen Schuhen? Melde mir, Sempronius, was du mir von Germanien zu berichten hast!" rief Ämilius ungeduldig aus.

„So wisse denn, Markus Ämilius," antwortete der Abgesandte mit blitzendem Auge, „daß die Germanen sich vor kurzem in blutiger Schlacht gegenüberstanden, Speer gegen Speer und Schild gegen Schild, Marobod wider Hermann, die Wehrmannen jenseits des Maines wider die Stämme, die zwischen den Bergen von Böheim und dem Gebiet der Donau wohnen!"

Er hielt inne, Atem schöpfend; lauter Jubel antwortete ihm von den Tischen.

„Vortrefflich, Markus Ämilius!" rief einer der vornehmsten Römer in seinem Gefolge aus. „Dir muß Tiberius, muß Drusus Dank zollen, ohne daß du Krieg geführt hast; denn Größeres hast du vollbracht, als Cäsar Germanikus. Edles Römerblut wird geschont, wenn diese Germanen sich selbst zerfleischen."

„Laßt den Sempronius zu Ende reden!" gebot Ämilius und winkte zwei Sklaven: „Nehmt ihm die Schuhe ab, löset ihm Helm und Harnisch — und nun lege dich zu Tische mit uns, Sempronius, und berichte mir weiter!"

Seinem Befehl wurde gehorcht, und Sempronius, der schweren Rüstung entkleidet, nahm einen Platz unter den Tischgenossen ein, die mit gespannter Aufmerksamkeit seinem Berichte lauschten.

„Wer hat die größere Macht aufgewendet? wer den Sieg davongetragen, Hermann oder Marobod?" fragte Ämilius ungeduldig.

„Unentschieden ist die Schlacht geblieben, Ämilius," antwortete der Gesandte. „Marobod unterworfen sind die Stämme, die um die Donau wohnen; zu Hermann halten sich die freien Wehrmannen jenseits des Maines. Mancher der Fürsten ist heimlich dem Marobod zugeneigt aus Eifersucht gegen Hermann; hingegen neigen sich die Herzen der Völker, die Marobod beherrscht, zu Hermann. Marobod aber ist zurückgewichen in seine Berge; seine Macht ist gebrochen, sein Kriegsruhm vernichtet. Rom ist eines gefährlichen Feindes entledigt, den Germanikus mit seinen Legionen nicht zu überwältigen vermochte."

„Du hast recht, Sempronius," versetzte Ämilius. „Freuet euch denn, meine Freunde, denn wenn die Götter es uns verleihen, daß wir die Germanen der zwei Männer berauben, vor denen Rom gezittert hat, so ist unsere Sendung zu Ende! Gelänge es uns jetzt noch, Hermann zu stürzen, so würde Tiberius uns gestatten, die Ufer des Rheines mit ihrem nordischen Himmel und ihren Winterstürmen zu verlassen und zum sonnigen Rom zurückzukehren. — Dir, Sempronius," fuhr er fort, sich an diesen wendend, „werde ich die Ritterwürde vom Cäsar erbitten."

„Noch weißt du nicht alles, Markus Ämilius," nahm Sempronius noch einmal das Wort; „nicht fern lagerte ich von dem Orte der Schlacht und habe durch Kundschafter Kenntnis über alles erhalten. Andogastrius, der Chattenfürst, war es, der Hermanns Befehl entgegengehandelt und unterlassen hat, einen Hügel zu besetzen, wohin Hermann ihn stellte. So war er schuld, daß Marobod mit

seinem Heere entkam. Deshalb hat Hermann den Andogastrius vor allem Volk hart angelassen; der Chattenfürst aber ist ergrimmt mit seinen Wehrmannen aufgebrochen und hat bei den Göttern geschworen, an Hermann sich zu rächen. Schickst du ihm Botschaft zu, Ämilius, so werden des Andogastrius Ohren für dieselbe nicht verschlossen sein."

„Du selbst sollst mein Bote sein!" rief Ämilius triumphierend aus. „Damit du siehst, wie ich dir Dank weiß für solche Nachricht, soll das Silbergeschirr, das hier meine Tafel belastet, dein Eigentum sein. Noch heute werden es meine Sklaven dir in deine Wohnung überbringen."

Erfreut dankte Sempronius, ohne das Geschenk abzulehnen, das den römischen Sitten entsprechend war. Ämilius rief den Sklaven zu, die in vergipsten Amphoren griechischen Wein aufstellten, den kostbarsten, den sein Keller barg, herbeizubringen.

Die Becher wurden gefüllt, und der Schluß des Mahles verlief unter lärmender Heiterkeit, denn die Tischgenossen träumten schon von der glücklichen Heimkehr nach Rom, von den Würden und Ehren, mit denen Tiberius sie alle belohnen werde, die zu der Entzweiung und Niederlage Germaniens mitgewirkt hatten.

---

## 6.

## König Marobod.

Rastlos wanderte Friedhilde Tag für Tag weiter, zuerst thalaufwärts, dann über Höhenzüge, über grüne Felder und durch den dichten, stillen Wald. Gastfreundliche Herberge über die Nacht fand sie in jedem Hause, in das sie abends eintrat. Wenn sie morgens weiterging, ward ihr meist der Wunsch auf den Weg gegeben: „Mögen die Himmlischen dich schirmen auf dem Wege und dich glücklich zum Ziele führen!" Ihr Vorhaben galt für heldenmütig, aber nicht für abenteuerlich, da die Frauen ja häufig den Männern in den Krieg nachfolgten.

Endlich gelangte sie zum Schlachtfeld; sie fand Gräber in weiter Reihe, Aschenhügel mit Steinen bedeckt. Der Hund stieß ein klagendes Geheul aus, dann sprang er, nach einer Spur suchend, auf dem weiten Felde umher. Ihr Bruder ruhte hier unter den Gefallenen; sie setzte sich auf der Todesstätte nieder und rief sich die Erinnerung an ihn vor die Seele, sie dachte seiner muntern Knabenspiele, die sie mit ihm geteilt, sah ihn zum Jüngling heranreifen und vor der Gaugemeinde feierlich mit Waffen bekleiden. Sie hörte seine Stimme im Heldengesang, wenn zur Winterzeit, beim Sonnenwendfest Männer und Jünglinge sich im fackelerhellten Saale sammelten, sah ihn von der kühnen Jagd zurückkehren, über die Schulter das Fell des Bären geworfen, mit dem er Brust gegen Brust

gerungen hatte. Endlich sah sie ihn mit Vater und Brüdern zum Kriege ausziehen, sah ihn kühn gegen die Feinde eindringen, bis der tödliche Speerwurf ihn traf und er von Vater und Bruder hinter die Schlachtreihen getragen wurde, wo er in den Armen der Mutter sein junges Leben aushauchte.

Der herankommende Hund weckte sie aus ihren wachen Träumen; er hatte seine Runde auf dem Schlachtfeld beendet und sich still zu ihren Füßen niedergelassen. Jetzt legte er den Kopf auf ihre Kniee und schaute sie mit den klugen Augen an, als ob er zum Aufbruch mahnen müsse.

„Du hast recht, Fasso! mein Bruder ist bei Allvater im himmlischen Saal," sprach die Trauernde und richtete den Blick von der Reihe der Grabhügel zum herbstlich klaren Himmel empor; „doch mein Gatte ward nicht unter den Toten gefunden; er schmachtet in Feindesgewalt, zu ihm führt mein Weg."

Eine Stunde hatte sie der Erinnerung an den Toten geschenkt; nun erhob sie sich und verließ das Schlachtfeld, um ihren einsamen Weg weiter fortzusetzen. Sie durchwanderte die Orte rings im Kreise um das Schlachtfeld, wo mancher wunde Mann gastliches Obdach und Pflege gefunden hatte. Emiko war nicht unter diesen. Schon begannen die kürzeren Tage, Herbstnebel und Regen die Wanderschaft zu erschweren, als endlich die stets vorwärts Eilende die böhmischen Berge erreichte, indem sie den Weg erfragte, welchen König Marobod mit seinem Heere genommen hatte.

War sie auch jetzt im feindlichen Markomannenland, so waren doch auch die Bewohner dieses Landes Söhne Teuts und übten deutsche Gastfreundschaft; die Familienbande wurden heilig gehalten; eine Frau stand als Gefährtin des Mannes in höherer Achtung bei ihnen, als bei den hochgebildeten Römern. Offen erzählte Friedhilde die Absicht ihrer Wanderschaft, und nirgends wurde ihr etwas in den Weg gelegt. Wenn ihr Mann Gefangener war, so mochte sie immer versuchen, seine Befreiung zu bewirken. Allgemein wurde sie nach der Hauptstadt gewiesen, wohin Marobod die Gefangenen geführt hatte, deren nur wenige mitgebracht worden waren. Sie machte die Wahrnehmung, daß der unterjochte Stamm der Einwohner des Landes Marobod fürchtete und haßte, daß aber auch die markomannischen Eroberer mit ihm unzufrieden seien, die einen wegen seiner Niederlage, die andern, weil kundgeworden war, daß er um die Freundschaft der Römer sich bewerbe.

Schon brach der Winter ein; kaum waren die Jugendkräfte des starken Germanenweibes den Mühseligkeiten des Weges noch gewachsen, doch ihr Mut blieb aufrecht, und der Stern, von dem Herzog Hermann gesprochen, hörte nicht auf, ihr zu strahlen. Ihre Hoffnung aufrechtzuhalten, trug ihr stummer Reisegefährte, der treue Hund, bei. Er half ihr die Wege finden und leitete sie aus Wäldern und Einöden zu menschlichen Ansiedelungen; sein Knurren warnte sie, wenn er die

Nähe eines Bären witterte; den einsam schleichenden Wolf trieb er in die Flucht und half ihr einmal, den Kampf gegen drei dieser Raubtiere zu bestehen. Mehrmals deuchte es Friedhilde, als ob er die Spur seines Herrn wittere, wenn er bald am Wege, bald in der Luft schnaubte, dann schmeichelnd an der Herrin empor, von ihr weg in kurzem Laufe in die Ferne und wieder zurücksprang, als ob er sie zur Beschleunigung der Wanderschaft antreiben wolle.

Jeden Abend, wenn sie Obdach suchend in ein Haus trat, fragte sie, wie weit sie noch entfernt sei von Marobods Stadt. Jeder Tag minderte ihre Kräfte, aber er verkürzte die Strecke.

Bleich und hohlwangig verließ sie eines Morgens wieder eine einsame Hütte, worin sie die Nacht über geruht hatte. Kaum hatte sie das Frühstück berührt, das ihr reichlich geboten wurde; die gastlichen Leute wollten sie nötigen, einige Tage zu rasten, doch sie lehnte es ab. „Nur noch zwei Tage habe ich der Wanderung bis zu Marobods Stadt," sprach sie. „Allvater wird mich das Ziel erreichen lassen."

Der Dezembersturm pfiff über die öde Heide, und ein graues Gewölke hing schwer am Himmel; es löste sich im Laufe des Tages in dicht fallende Schneeflocken auf, welche die Luft verfinsterten. Seit dem Morgen hatte Friedhilde keine menschliche Wohnung mehr gesehen, ihre Kräfte waren erschöpft; vergebens wollte sie sich noch aufraffen, gegen die Schwäche und den erstarrenden Frost ankämpfen; vergebens strebte Fasso, sie zu ermuntern — sie brach bewußtlos am Wege zusammen.

Der Hund schmiegte sich neben sie, ihr Wärme zu geben, und wartete eine Weile zu, ob sie nicht aufwache und den Weg weiter fortsetze. Plötzlich aber erhob er sich, streckte die Nase prüfend in die Luft und rannte querfeldein, indem er die unglückliche Herrin auf der Heide zurückließ, wo der Schnee, unablässig niederfallend, sie bald unter weißer Decke zu begraben drohte.

Als Friedhilde allmählich wieder zum Bewußtsein erwachte, fiel ihr Blick auf die Flamme eines Herdfeuers, sie selbst sah sich auf einem Bärenfell ruhend, das als Lotterbett in der Ecke einer Hütte ausgespannt war. Da sie sprechen wollte, versagten ihr die Worte; sie bewegte die lechzenden Lippen, und eine Frau eilte vom Herde herzu, um ihr einen aus Milch und Honig bereiteten Labetrunk zu reichen. Gierig schlürfte die von brennendem Durst Gequälte das warme Getränk; doch als sie getrunken, fielen ihr die Augen wieder zu, und wiederum umfing sie der Schlaf mit festen Banden.

Erst nach zwei Tagen erwachte sie mit vollem Bewußtsein, doch so matt und schwach, als sei sie an den Gliedern gelähmt. Sie sah ein junges Weib am Herdfeuer spinnen, einen Greis und einen jüngern Mann, den Bierkrug vor sich, am Tisch in der Ecke sitzen, ein Kind in einem Schaffell liegen, das als Schaukelwiege in der Mitte der Stube aufgehängt war. Zu den Füßen ihres Bettes lag Fasso.

Sie erfuhr in der Folge, daß er es gewesen war, der die Hütte aufgespürt hatte und durch sein Winseln und sein ausdrucksvolles Gebaren die Bewohner vermochte, ihm durch Sturm und Schneegestöber nach der Heide zu folgen, wo sie noch rechtzeitig kamen, um Friedhilde vor dem Tode des Erfrierens zu retten.

Jetzt aber lag sie krank; es füllte sich der Mond und schwand wieder hin, bis sie das Lager verlassen konnte. „Nur zwei Tageswanderungen von Marobods Stadt sollte ich erliegen?" klagte sie oft.

„Die Himmlischen haben dich vom Tode gerettet," tröstete dann Wanda, die Hauswirtin; „sie werden dich nicht ungetröstet heimkehren lassen."

Die Männer duldeten nicht, daß sie ihre Wanderung schon wieder begann, als sie sich kräftig genug dazu glaubte. Sonnenwende war vorüber und der Wintermonat mit seiner Schnee- und Eispracht gekommen; nur der Besitzer der Hütte, ein Mann in der vollen Kraft des Lebens, konnte sich von Zeit zu Zeit hinauswagen, um der kühnen Jagd zu pflegen und ein Wild als Nahrung in die Hütte zu bringen.

Noch ein voller Mondeslauf ging hin, bis in der Mitte des Hornung mildere Lüfte zu wehen begannen, die Tage sich verlängerten und unter den Strahlen der näherkommenden Sonne die Schneelasten in Wald und Feld hinschwanden.

Da sich Friedhilde nicht mehr zurückhalten ließ, sprach der Greis zu seinem Sohne, dem Hauswirt: „Gieb ihr Geleite bis jenseits des großen Waldes! Es könnte ein wilder Eber oder ein Rudel hungriger Wölfe die einsame Frau gefährden."

Willig machte sich der Sohn auf. Von Wanda für den Weg sorglich mit Nahrung versehen, verließ Friedhilde mit Dank und Händedruck die Hütte, die ihr lange Obdach geboten hatte. Die Glückwünsche des Greises und der jungen Frau tönten ihr nach, als sie an der Seite des rüstigen Mannes in den sonnenhellen Morgen hinausschritt, Fasso unter lautem Gebell voraussprang und aber- und abermals zurückkehrte, um der Herrin seine Freude über den Neubeginn der Wanderung auszudrücken.

„Schau hin, Frau, da ist die Stadt des Königs Marobod! Fahre wohl! weder Bär noch Wolf wird dich hier mehr gefährden." Mit diesen Worten deutete Gernot vom waldigen Bergrand, wo sie standen, hinab in ein weites Thal, wo sich sonnbeglänzte Türme zum hellen Frühlingshimmel emporhoben.

„Willst du nicht mit mir hinabgehen in die Königsstadt?" fragte Friedhilde.

„Ich habe sie schon einmal gesehen," versetzte der Mann; „mich verlangt nicht mehr danach; die Stadt hat steinerne Häuser, hohe Paläste und stolze Türme, aber schöner ist doch immer der grüne Wald und die sonnige Heide. Drum laß mich heimkehren, Frau, mögen dich die Himmlischen ferner geleiten wie bisher!"

Friedhilde die Hand schüttelnd wandte er sich um und schritt in den Wald

zurück. Lieber wollte er dort unter dem schützenden Dach verschlungener Buchen oder Tannen die Nacht zubringen, als in den steinernen Häusern der Königsstadt.

Friedhilde, nun einsam, wanderte mit raschem Schritte weiter. Vor ihren Blicken lag die Stadt, worin, wie sie sicher vermutete, ihr Gatte gefangen lag; darum regte die Hoffnung ihre Kräfte neu an. Fasso, der treue Hund, mochte dasselbe empfinden, denn er sprang erst froh an der Herrin hinauf, und dann eilig den Weg ins Thal hinab. Friedhilde folgte ihm und erreichte mit dem Erlöschen des Tages das erste Haus der Markomannenstadt. Eine offene Schmiedewerkstatt war an das kleine Haus angebaut. Noch glimmten die Kohlen, auf dem Amboß aber ruhte der Hammer; der Waffenschmied saß mit seiner Frau in der Stube am Tisch.

Es war ein altes Paar. Als Friedhilde durch die offene Thüre und über die niedere Schwelle schritt, ward ihr Gruß freundlich erwidert und ihr zugleich Platz am Tisch gemacht. Sie setzte sich, ohne sich nötigen zu lassen, und die alte Hausfrau holte vom Herdbrett eine kleine irdene Schale herab, worein sie ihr vom heißen Milchbrei goß, der flüssig gekocht wurde, um getrunken zu werden, denn Löffel waren noch nicht im Gebrauch. Hernach kam noch ein Stück Rauchfleisch, das der Hausvater mit dem Messer zerschnitt, worauf jedes seinen Anteil mit dem Brote verspeiste. Es war dies die gewöhnliche kräftige Abendmahlzeit der gemeinen Germanen. Das Herdfeuer gab Helle; als es erlosch, wurde es durch einen Kienspan ersetzt, den die Hausfrau in die ob dem Tisch befestigte Eisenklamme steckte.

Erst nachdem das Essen beendigt war, fragte der greise Hausherr, den Blick auf Friedhilde heftend: „Woher kommst du und wohin geht dein Weg, junge Frau?“

Friedhilde berichtete ohne Rückhalt, warum sie die Heimat verlassen und was sie inzwischen erlebt habe. Schweigend hörte der greise Waffenschmied sie an; redseliger gab die alte Frau ihre Teilnahme zu erkennen.

„Hierher hat Marobod seine Gefangenen gebracht; hier muß ich meinen Gatten finden,“ schloß Friedhilde ihre Rede.

„Du hast recht, junge Frau,“ versetzte der alte Waffenschmied; „lebt dein Gatte, so muß er hier weilen, denn die Gefangenen hält König Marobod hier in strenger Hut; doch wird es schwer halten, bis du ihn findest.“

„Verzage darum nicht!“ setzte die alte Frau tröstend hinzu; „haben die Himmlischen dich bis hierher beschützt, so werden sie dich jetzt nicht verlassen.“

„Wollt ihr mich beherbergen, bis ich meinen Gatten gefunden habe?“ fragte Friedhilde.

„Es ist Platz an unserem Herde für dich,“ antwortete der Mann. „Bleibe, so lange du willst, und sei uns willkommen!“

„Deine frische Jugend ist wie ein Sonnenstrahl für unser einsames Alter,“ setzte die freundliche alte Frau hinzu. „Zwei unserer Söhne sind im Kriege

gefallen; der dritte steht in König Marobods Heer. Meine beiden Töchter sind ihren Männern in ferne Heimat gefolgt; darum ist unser Alter einsam, unser Haus öde."

„Ihr habt einen Sohn in Marobods Heer? er wird mir Zugang zum Könige verschaffen," versetzte Friedhilde. „Allvater hat mich in euer Haus geleitet, darum nehme ich dankbar euer Obdach an."

Die alte Frau wies ihr eine Ruhestätte in der Kammer an, die einst ihre Töchter innegehabt hatten. Der Hund legte sich als Wächter vor die Schwelle, bereit, jedem Feinde die Zähne zu weisen.

Am andern Tage sah Friedhilde den Sohn, der seine Eltern zu besuchen kam. Er war mit Brustharnisch, Helm und Schild bekleidet, wie die Römer, aber aus den Augen blickte ihm ein treues deutsches Gemüt. Verwundert schaute er auf die junge Frau, die an der alten Eltern Seite saß. Als er vernahm, in welcher Absicht sie vom Cheruskerlande hergewandert sei, zeigte er sich willig, ihr Zugang in der Königsburg zu verschaffen, sobald König Marobod zurückgekehrt sei, der sich jetzt an der Grenze von Böheim befand.

Einen Monat durch saß Friedhilde bei den einsamen Alten des Abends am flackernden Herdfeuer und löste den Tag über die Hausfrau am Webstuhle ab. Ein Hausgewand für den Waffenschmied und ein schmucker Waffenrock für Gerwin, den Sohn, wurde von ihrer emsigen Hand gefertigt. Einmal ging sie auch aus, um nach den Gefangenen in der Königsburg zu spähen; doch die Burg war mit Wällen und Mauern umzogen, gepanzerte Wächter standen an den Pforten aufgepflanzt und verwehrten jeden Eintritt, jeden Blick. Die Stadt selbst mit ihren stolzen Häusern, die Männer und Frauen in römisch prunkenden Gewändern gewannen der Cheruskerin wenig Teilnahme ab.

Eines Abends brachte Gerwin die Meldung, daß König Marobod zurückgekommen sei. Am folgenden Tage geleitete er Friedhilde an den Wachen vorüber über Wall und Graben durch Pforten und Höfe der Burg bis zum innersten Gebäude, dem Palaste, in dem Marobod thronte. „Nun kann ich dich nicht weiter geleiten. Die breite Treppe führt zur Halle, darin Marobod tafelt," sprach er.

Sie sagte ihm Dank und schritt mutig weiter, die Treppe empor zur weiten Halle, aus welcher Gesang und Becherklang ihr entgegenscholl.

Die überraschten Diener wagten nicht, der Cheruskerfrau den Eingang zu wehren, denn wie eine Fürstin erschien sie in Gang und Blick, obschon ihr Gewand dem der Frauen von Marobods Hof gegenüber ärmlich erschien. Kühn schritt sie die Säulen der Halle entlang, an deren oberem Ende Marobod mit seinen vornehmsten Heerführern saß, die ihren Eintritt nicht beachtet hatten und nun die junge Frau, hochragend von Gestalt und mit blitzenden Augen, sich plötzlich gegenüberstehen sahen.

Friedhilde warf nur einen flüchtigen Blick über die Tafel, dann blieb ihr Auge auf der hohen Gestalt des Königs haften, der, wie seine Tafelgenossen, römische Kleidung trug. Erstaunt über ihr Eindringen und ihre kühne Haltung rief dieser ihr zu: „Was suchst du hier, Frau, an König Marobods Hof?"

„Ich suche meinen Mann, den du gefangen hältst, König Marobod," antwortete sie furchtlos.

Alle Blicke richteten sich auf sie, und erwartungsvolle Stille herrschte in der Halle.

„Wer bist du und wer ist dein Mann?" fragte der König streng.

„Emiko ist sein Name, ein Edeling der Cheruskер ist er. Vom Kriege gegen dich ist er nicht heimgekehrt und ward auch nicht unter den Toten gefunden. Darum machte ich mich auf nach deinem Lande, um ihn von dir loszubitten, wenn er dein Gefangener ist. Allvater wird's dir lohnen; mein Gatte ist ja kein römischer Feind, sondern ein Sohn Teuts, wie du und dein Volk."

„Du hast den Weg vom Cheruskerland bis hierher zurückgelegt? ohne Schutz und ohne Geleitsmann?" fragte Marobod erstaunt.

„Die Himmlischen haben mich geführt und geschützt," antwortete sie. „Auch war ich nicht ganz allein; ich hatte einen treuen Hund zur Seite."

In Marobods Zügen verriet sich ein flüchtiger Kampf. Er konnte dem Heldenmut der jungen Frau seine Bewunderung nicht versagen, darum zögerte er mit der Antwort. Endlich sprach er, indem er die Augen von ihrem flehenden Blicke abwandte: „Edeling Emiko war unter den Gefangenen — er ist nicht mehr hier."

„Ist er gestorben, seinen Wunden erlegen? denn nur als wunder Mann kann er entwaffnet worden sein," fragte sie erbleichend.

„Er ist genesen," antwortete Marobod; „doch du wirst ihn nicht wieder sehen — er war mein durch der Waffen Recht und ich konnte mit ihm schalten nach meinem Willen."

„Wo ist er nun? was hast du mit meinem Gatten begonnen?" fragte Friedhilde, indem ihre Stimme vor Aufregung zitterte.

Marobod machte eine Pause, als wolle er die Antwort verweigern; doch er empfand, daß die junge Cheruskerfrau die Halle nicht verlassen werde, ehe sie Gewißheit erhalten hatte. Sie mit Gewalt hinwegschleppen zu lassen, widerstrebte der Achtung, welche die germanische Sitte den Frauen erwies. Darum gab er nach einer Pause finsteren Blickes die Antwort: „Ich habe die Gefangenen an den römischen Prokonsul Drusus geschickt, wie Segestes, der Cheruskerfürst mit seinen eigenen Kindern, mit Hermanns Weib und ihrem Bruder, gethan hat. Drusus hat sie nach Rom ausgeliefert." Er brach ab, wider seinen Willen betroffen durch die Erschütterung, die Friedhilde verriet.

Sie verstummte zuerst, nur ihre Blicke sprachen; ein banges Schweigen herrschte in der Halle. Dann streckte sie die Arme anklagend zum Himmel empor und rief mit markdurchschneidender Stimme: „Wehe über dich, Marobod, der du die Söhne deines Bruderstammes den römischen Wölfen als Beute vorwarfest! Die hohen Götter haben deine That gesehen und werden sie strafen und deine stolze Macht brechen; als Gefangener Roms mögest du bar der Freude und Ehre hinsterben!" Sie ließ die Arme sinken, wandte sich ab und schritt lautlos aus der Königshalle hinweg, ohne daß einer der Tafelgenossen oder der Diener ihr etwas in den Weg legte.

Als sie aus der Burgpforte trat, wartete Gerwin auf sie; Fasso aber, der treue Hund, sprang an ihr empor, als lese er in ihren Zügen, daß ihre Hoffnung zerstört sei und wolle sie trösten. Mit wenigen Worten kündete sie Gerwin an, welchen Bericht sie erhalten habe. Er begleitete sie zurück in die Waffenschmiede, wo er mit den beiden Alten ihr zusprach, daß sie, ihres Gatten beraubt, die ferne Heimat vergessen und bei ihnen bleiben möge. Obwohl zum Tode betrübt, weigerte sie sich dessen mit den Worten: „Noch leben mir Vater, Mutter und Brüder und harren mit Sehnsucht meiner Heimkehr."

Nur den Abend brachte sie noch mit ihnen am Herdfeuer zu und verließ mit Sonnenaufgang das gastliche Dach, um die beschwerliche Rückwanderung nach dem Cheruskerland anzutreten. Erloschen war ihr der Stern, der ihr auf der weiten Wanderung bis jetzt so freundlich geleuchtet hatte, und sie kehrte als Witwe heimwärts; denn die Römer gaben so wenig wie das Grab ihre Gefangenen heraus.

Zur selben Zeit des Spätsommers, in der sie die Heimat ein Jahr zuvor verlassen hatte, langte sie in derselben an, der Freude beraubt, ohne laute Klage, aber stumm und ernst, der Welt abgekehrt, wie eine Matrone, über deren Scheitel viele Jahre hingegangen.

Nur eine Nachricht, die kurz nach ihrer Heimkehr durch die Gaue sich verbreitete, bewegte sie lebhaft, es war die Kunde vom Sturze des mächtigen Marobod. Chatwald, ein früher von ihm vertriebener Fürst der Gothonen, war mit seinen Mannen in Böheim eingefallen, hatte Verbündete unter Marobods wegen seiner römischen Gesinnung unzufriedenen Heerführern gewonnen, mit ihrer Hilfe seine Burg erobert und ihn zum schleunigen Rückzug aus Böheim gezwungen.

Marobod flüchtete zu den Römern, die ihm Leben und Sicherheit gewährten, aber jede bewaffnete Hilfe verweigerten. Sie wiesen ihm Ravenna zum Aufenthalt an, den befestigten Ort, wo die meisten germanischen Gefangenen, unter ihnen auch Hermanns Gemahlin und Sohn, festgehalten wurden; dort lebte Marobod noch achtzehn Jahre, vergessen und wenig geachtet, in der Verbannung, bis er ruhmlos im Feindeslande hinstarb.

## 7.

# Fürst Hermann ist in Gefahr.

Nur einen Teil der Gefangenen hatte Drusus nach Rom abgeliefert, die übrigen in die Colonia geschickt, wo der Prätor starker Sklaven zu Bauten benötigt war. Unter diesen war Emiko, der sich sowohl durch ungewöhnlich hohen Wuchs und Schönheit der Gestalt, als auch durch besondern Adel des Wesens auszeichnete — hatte er doch an Herzog Hermanns Hof seine Jünglingsjahre verbracht. Auf des Ämilius Befehl wurde er von den andern Gefangenen getrennt und zu Dienstleistungen in seinem Haushalt verwendet, denn schöne und starke Sklaven galten einem römischen Hause als besonderer Schmuck. Wohl sann er auf Flucht, doch die Wachsamkeit der Sklavenaufseher verhinderte dieselbe; überdies wurde er die Nacht über stets gefesselt in enger Zelle eingeschlossen.

Zwei Jahre waren seit dem Kriege verflossen, ein Jahr seit Emiko an Ämilius ausgeliefert worden war, als er eines Morgens mit zwei andern Sklaven, einem Griechen und einem Perser, den Prätor im Bade zu bedienen hatte. Auf einem Ruhebett mit Rollen wurde dieser aus seiner Bibliothek, wo er zuvor einige Briefe diktiert hatte, nach dem üppigen Badegemach geschoben. Ein prächtiger Teppich aus Smyrna bedeckte hier den Boden, ein roter Seidenvorhang verhüllte das Fenster und warf ein rosiges Dämmerlicht durch das ganze Gemach, in dessen Ecken herrliche Marmorstatuen sich weiß von den Wänden abhoben, deren Malereien eine südliche Landschaft darstellten. Aus dem Marmorbecken in der Mitte stiegen Dampfwolken empor, die einen köstlichen Duft verbreiteten.

Als sich Ämilius die Gewänder hatte abnehmen lassen und in das Becken gestiegen war, hob sich der purpurne Thürvorhang, und ein Freigelassener, ein vertrauter Günstling des Prätors, trat ein mit der Meldung, Sempronius sei soeben aus dem Chattenlande angekommen.

„Führe ihn zu mir!“ befahl Ämilius.

„Salve, Sempronius! ich zählte die Tage bis zu deiner Rückkehr,“ rief er dem gleich darauf Eintretenden entgegen.

„Salve, Markus Ämilius,“ antwortete der Ankommende. „Ich habe keinen Tag meiner Rückkehr verzögert, nachdem ich erst gewiß geworden war, daß dein Auftrag erfüllt sei.“

„Ist dem so, Sempronius?“ fragte Ämilius hastig zurück; „ist jener Chattenfürst endlich gerüstet zum Kampfe gegen Hermann? Bisher hat er gegrollt nur und gezögert.“

„Du weißt, Markus Ämilius,“ berichtete der Vertraute, „daß Andogastrius

einen Brief nach Rom gesandt hatte, worin er Tiberius anbot, Hermann aus dem Wege zu schaffen, und sich hierzu Gift erbat."

„Es ist mir bekannt," versetzte Ämilius. „Tiberius, der scharfsichtige Imperator, konnte unmöglich auf den plumpen Vorschlag des Barbarenfürsten eingehen. Wer war ihm Bürge dafür, daß Andogastrius es ernst damit meinte? Konnte nicht sein Vorschlag nur als Hohn gemeint sein? Schierling und Wied wächst auch in den deutschen Wäldern — wozu brauchte Andogastrius Gift von Rom zu verlangen?"

„Sicher, Prätor," bestätigte Sempronius; „des Cäsar erhabener Geist hat den Chattenfürsten durchschaut. Wir selbst sind im Zweifel, ob Andogastrius jene Botschaft aufrichtig gemeint hat. Wie du selbst sagst — er hat bisher nur gegrollt und gezögert —"

„Und jetzt? sprich, Sempronius!" unterbrach ihn der Prätor hastig.

„Fürst Andogastrius ist mit seinen Wehrmannen schon auf dem Wege, um Rom und den Cäsar zu rächen an Hermann dem Cherusker, um den Gefürchteten für immer unschädlich zu machen und den germanischen Bruderbund zu zerreißen, den Hermann die Stämme schwören ließ," erwiderte Sempronius.

„Höre ich recht?" rief Ämilius aus; „wie ist es möglich, daß Andogastrius uns dienen will?"

„Edler Markus Ämilius," antwortete Sempronius, „der trotzige Chatte denkt nicht daran, dir oder dem Cäsar zu dienen, doch da Fürst Arp gestorben, der zu Hermann hielt, will er Rache nehmen an Hermann, von dem er sich in seiner Fürstenehre beleidigt glaubt — die Fürstenehre eines germanischen Barbaren!" Er lachte höhnisch, und Ämilius stimmte ein.

Emiko stand dabei und vernahm alle diese Worte. Von Herzog Hermann, welcher der römischen Sprache vollkommen mächtig war, hatte er dieselbe teilweise erlernt und während seiner Gefangenschaft sie sich völlig zu eigen gemacht. Sein Blut wallte, als er die Römer so von deutschen Fürsten reden hörte; seine Augen flammten, aber er zwang die innere Empörung nieder und stand zwischen dem schlanken Griechen- und dem geschmeidigen Perserſklaven, sie beide hoch überragend, ruhig und ernst wie in Stein gehauen.

Jetzt fragte Ämilius mit bedenklicher Miene weiter: „Was wird der Chattenfürst wider Hermann vermögen, zu dem nicht die Cherusker nur, sondern alle verbündeten Stämme halten?"

Triumphierend versetzte Sempronius: „Glaubst du, edler Markus Ämilius, das ich umsonst so lange im Chattenlande verweilt, daß ich umsonst meine Vertrauten zu den Fürsten in der Cherusker, in der Brukterer, in der Marsen Gaue geschickt habe? Sie haben nicht vergeblich an den eichenen Tischen unter Kienfackelglanz verweilt, nicht umsonst auf Bärenfällen geruht, Bier und Met statt

römischen Weines mit den Barbaren getrunken; sie haben erreicht, was ich anstrebte: die Gaue sind in sich entzweit, die Hälfte der Fürsten und der Edelinge fürchtet, daß Hermann ihre Freiheit antasten, sich zum König aufwerfen wolle, wie Marobod that. Zur Tag- und Nachtgleiche werden die Stämme sich unter den Gaueichen an der gemeinsamen Grenze sammeln; dort werden Hermanns Feinde ihn anklagen, es wird zum Kampfe kommen mit seinen Anhängern und mit den gemeinen Frilingen, die zu ihm halten. Andogastrius ist von Haß so entflammt, daß er zunächst auf Hermann eindringen und die Waffen nicht senken wird, bis Hermanns Blut den Boden tränkt."

„Dank dir, Sempronius!" rief Ämilius triumphierend aus; „du hast den Plan des Tiberius ausgeführt, denn er war es, der mir sagte: In der Liebe zur Freiheit liegt die Schwäche der Germanen, schwer werden sie einem gemeinsamen Herrscher sich unterwerfen, um so eher aber werden wir sie unterjochen."

Ein Blitz flammte aus den Augen des Germanensklaven Emiko, doch alsbald stand er wieder stumm und unbeweglich.

Sempronius antwortete mit ehrerbietiger Bewegung gegen den Prätor: „Cäsar Tiberius hat die Natur der Germanen scharfblickend erkannt. Ist Hermann getötet und das Bruderbündnis der Gaue zersprengt, so wird es nicht mehr schwer halten, sie dem Cäsar zu unterwerfen. Bald wirst du, Prätor Ämilius, das sonnige Rom wieder sehen, denn keinen Vorwand hat Tiberius mehr, dich unter den nebligen Himmel Germaniens zu verbannen."

„Auch du sollst belohnt sein, Sempronius!" gab der Landpfleger zurück. „Ich weiß, deine Familie ist verarmt — erröte nicht über meine Worte — eine Provinz sollst du bekommen und zum Glanz deines Namens dir Reichtum sammeln. Germanien ist arm an Erzeugnissen, ich werde dich zum Quästor nach Syrien empfehlen, Sempronius. Vor der Cena werde ich dich wiedersehen und dich um weiteres befragen."

Sempronius verstand den Wink des Prätors und zog sich ehrerbietig aus dem Badegemache zurück. Ämilius stieg nun aus dem Marmorbecken, ließ sich von den Sklaven mit warmen Tüchern reiben und ankleiden, die kurz geschnittenen Haare wurden mit wohlriechendem Öle gesalbt und in kleine Locken geordnet; nachdem noch die Hände mit blitzenden Ringen geschmückt waren, ließ er sich auf dem Ruhebett nach dem Triklinium, dem kleinen Speisegemach, rollen.

Der Tag neigte sich. Als Emiko in sein Schlafgemach trat, durch dessen vergittertes Fenster der Sternenhimmel blickte, rief er: „Ihr hehren Götter, Wodan, Allvater, Thonar, du starker Gebieter der Lüfte, Thio, du den Menschen Huldreicher, nun helft mir, meine Fesseln zu brechen! Fürst Hermann ist in Gefahr, ich muß ihn warnen oder an seiner Seite kämpfend für ihn sterben."

Am folgenden Morgen traf der Aufseher die Zelle des Germanen leer; es war dem riesenstarken Manne gelungen, die nur lässig verschlungenen Fesseln zu zerreißen und das Fenstergitter aus der Wand zu brechen. Noch in der Nacht durchschwamm er den Rhein, und die aufgehende Sonne traf ihn auf der deutschen waldbegrenzten Heide.

---

## 8.

## Ein Schauplatz blutigen Kampfes.

„That Hermann mehr, als was wir alle thaten?
Wird ihm allein des Sieges Dank gezollt?
Eh' soll mein eigner Todespfeil ihn fällen,
Eh' er als Herzog sich ob uns darf stellen!"

Gekommen war die Zeit der Tag- und Nachtgleiche; Herzog Hermann ritt mit kleinem Gefolge zu dem Gautag, auf dem seine Gegner sich wider ihn zu sammeln beschlossen hatten. Er wußte, daß gar mancher Fürst, manch ein mächtiger Edeling eifersüchtig seinem wachsenden Einfluß grollte, aber er war zu hochgesinnt, um auf heimliche Anfeindungen zu achten. Seit Marobod, der gefährliche Nachbar, sich zu den Römern geflüchtet hatte, war Hermanns Macht größer geworden als je. Er ahnte nicht die im Finstern lauernde Gefahr.

Mit Sonnenaufgang sammelten sich die Fürsten und mächtigsten Edelinge mit Herzog Hermann in Wodans Hain. Opfer von Früchten des Herbstes und Sommers wurden auf dem Altare dargebracht und Wodan, Allvater, angerufen. Von dort schritten die Fürsten zu den Gaueichen, die auf weiter Heide unweit des geweihten Haines emporragten, wo die Volksgemeinde schon ihrer harrend versammelt stand.

Die heimlich Verschworenen stellten sich in geschlossene Haufen. Fürst Andogast trat zuerst vor, indem er Hermann mit bittern Worten anklagte, daß er danach trachte, die Freiheit der Deutschen zu unterdrücken.

Nur mit wenigen, fast verächtlichen Worten wies der Herzog die Beschuldigung von sich. Doch einer der Gegner um den andern trat vor, und immer stürmischer wurden ihre Anklagen, immer höhnischer die Beleidigungen, die sie Hermann ins Gesicht schleuderten.

Gelassen blieb der Herzog, doch seine getreuen Mannen hielten nicht länger an sich; wild antworteten sie den Gegnern und warfen die Beschuldigungen, die jene gegen Hermann erhoben, auf sie selbst zurück.

Das war's, was die Geschworenen gewollt hatten. In lodernbem Zorn zogen

jetzt ihre Mannen die Waffen, und die friedliche Heide, so nahe dem geweihten Hain, wurde zum Schauplatz blutigen Kampfes.

Vergebens scholl des Herzogs Stimme, Frieden gebietend; sie ward übertönt vom Waffengetöse. Immer noch bemüht zu vermitteln hatte er nicht acht, daß er durch die anstürmenden Chatten von seinen Cheruskern abgeschnitten und feindlich umringt ward. Erst als er ihre Speere wider sich gekehrt sah, wollte er sich mit dem Schwerte Bahn brechen. Doch ein sausender Speerwurf durchschnitt die Luft, geschleudert vom Fürsten Andogast. Die tödliche Eisenspitze drang in Hermanns unbewehrte Brust, und der Held, der die Römer zurückgeworfen hatte, fiel von deutscher Waffe auf heimischem Boden.

Als der Herzog fiel und sein rinnendes Blut den Boden färbte, brachen Hunderte von Kämpfern in einen Schrei der Wut und des Wehes aus. Die Chatten wichen bestürzt zurück und Andogast, als ob ihm vor der eigenen That graue, wandte sich jäh ab von dem Ort seiner Blutthat.

„Rächet den Herzog!“ brauste donnernder Ruf hinter ihm, und in so wilder Hast begann die Verfolgung, daß der verwundete Herzog darüber fast ohne Hilfe blieb.

Nur zwei Männer, die erst mit dem Beginne des Kampfes bei den Gaueichen angelangt waren, eilten, alles andere nicht achtend, auf den Gefallenen zu.

„Er lebt, er atmet!“ rief der jüngere aus.

Bei diesen Worten schlug Hermann die Augen auf und fragte mit schwacher Stimme: „Du — Emiko?“

„Ich habe die Fesseln des Römers zerrissen, bin Tag und Nacht hindurch gewandert, um dich zu warnen, mein Herzog. Wehe mir, daß ich zu spät kam!“ rief Emiko in Verzweiflung aus.

„Klage nicht, laß uns die Wunde verbinden!“ drängte Walafried, sein Begleiter.

„Es ist umsonst,“ sprach Hermann mit klarer Stimme; „mein Leben entweicht — tragt mich hinüber in den heiligen Hain, daß mein Blut die Opfersteine netze und mein Geist sich zum Herrscher des Himmels aufschwinge!“

Sie gehorchten und trugen den Sterbenden in den Hain, wo sie ihn neben den Opfersteinen niederlegten, bei denen er oft in stiller Nacht geweilt hatte. In trostlosem Schmerze kniete Emiko an seiner Seite, in düsterer Trauer stand Walafried, auf sein Schwert gestützt, daneben.

Jetzt flammten Hermanns Augen in unnatürlichem Glanze; vor der fliehenden Seele erhob sich noch einmal die Erinnerung an die gewaltigste That seines Lebens. „Drei Tage . . .“ murmelte er, „und drei Legionen — — stürze hin, stolzer Römer, der Sieg ist unser . . . frei ist das Land der Söhne Teuts — —“

Seine Worte wurden unverständlich; Emiko, der sich über ihn beugte, vernahm noch von verstummenden Lippen gehaucht den Namen Thusnelda . . . dann erloschen die strahlenden Augen, die so manche Schlacht dem Vaterlande zum Heile gelenkt hatten; das feurige Herz stand still, und das Heldenblut tränkte den Boden des heiligen Haines.

Emiko, der tapfere Mann, der in Ketten und Banden unverzagt geblieben war, brach in wildem Schmerze in lautes Schluchzen aus. Walafried ließ ihn eine Zeit lang gewähren, dann sprach er ernst: „Hermann hat das Größte geleistet, was ein Mann für sein Volk leisten kann. Nun ruft Allvater ihn ab in der Blüte seiner Jahre, in der Stärke seiner Kraft, ohne Flecken, ohne Schmach, — sein Name, unvergessen, soll als ein Stern leuchten in Tagen der Not unseres Volkes! Warum willst du ihn beklagen? War ihm nicht das Haus verödet und das Glück seines Lebens zertrümmert?“

„Du sprichst wahr, Vater,“ gab Emiko mit dumpfer Stimme zurück. „Ihn hat der Herrscher des Himmels gerettet in Walhallas glänzenden Saal.“

„So laß uns still die Totenwache halten, bis die andern zurückkehren, sie mit uns zu teilen!“ sagte Walafried, und beide setzten sich neben der Leiche nieder. Das Getöse des Kampfes war in der Ferne verhallt; rings war feiernde Stille, nur die heiligen Eichen rauschten über dem Toten. —

Aus allen Gauen strömten in den folgenden Tagen die Mannen herzu, um dem gefeierten Herzog, dem Befreier seines Volkes, die letzten Ehren zu erweisen. Zerstoben waren seine Feinde, wie vom Sturme verweht. Andogast lag, von der Rache ereilt, unbeklagt und unbegraben im Walde. Von seinen Anhängern wagte sich keiner unter den Gaueichen zu zeigen, denn neu erwacht war in allen Stämmen die Erinnerung an die Zeiten der römischen Knechtschaft, an die Schlacht im Teutoburger Walde, worin Hermann die römischen Ketten brach, an das Bruderbündnis, das er auf dem Siegesfelde die befreiten Stämme schwören ließ. Neun Tage lang lag der edle Tote in voller Rüstung auf den geweihten Opfersteinen im heiligen Haine, denn als Opfer war er für sein Volk gefallen; zuerst das Glück seines Lebens, dann das Leben selbst hatte ihm die Arglist der römischen Feinde geraubt.

Während der Nächte loderten helle Feuer rings um den Hain; um diese führten die Jünglinge unter Heldengesängen Waffenspiele und den Schwertertanz auf. Inzwischen ward auf dem Gipfel des Hügels ein tiefes Grab gegraben, denn die teuren Reste durften nicht von den Flammen verzehrt werden wie die Leichen anderer Edler — treu verwahrt im Mutterschoß der heimischen Erde sollten sie ruhen.

Auf den Schultern der edelsten Männer des Gaues wurde er zu Grabe

getragen. Nächst der Bahre wurden zwei Rosse geführt; das ältere, ein Schimmelhengst, hatte den Herzog in der großen Völkerschlacht im Teutoburger Walde getragen, das jüngere, ein feuriger Rappe, war zuletzt Hermanns Leibroß gewesen.

Einen Heldengesang anstimmend folgten edle Jünglinge in voller Waffenrüstung. Rings umstanden in feierndem Schweigen die Scharen der gemeinen Frilinge den heiligen Hain.

Stille herrschte, während der Sarg ins Grab gesenkt und die erste Schicht Erde von greiser Männer Hand darübergestreut und der Erdhügel aufgeworfen ward. Dann wurden die beiden Rosse geopfert und mit ihrem Blute die Grabeserde besprengt, während das Feuer auf dem Altar ihre Gebeine verzehrte.

Zuletzt traten die alten Edelinge vor, und einer um den andern wälzte einen schweren Stein zur Ringmauer um das Grab. Bald schichtete sich diese empor; nach den Männern kamen die Jünglinge, und nach diesen die gemeinen Frilinge, der eine einen glänzenden Stein, der andere einen gewaltigen Felsbrocken in der Hand, um ihn zur Schutzmauer einzufügen. Nur der Erdhügel in der Mitte blieb frei, bedeckt mit Eichenzweigen, denn nicht beschwert wollten die Deutschen ihre Gräber sehen, die auf Wodans Ruf sich wieder öffnen sollten.

In trauerndem Schweigen verließen die Scharen, die er einst zur Befreiung des Landes der Väter gesammelt, die er in noch schwereren Kämpfen wider den heldenmütigen Germanikus geführt hatte, das Grab ihres Herzogs. Schweigen kehrte wieder im heiligen Haine ein, Waldesstille herrschte ringsumher; ob dem hochragenden Grabe aber auf dem Gipfel des Hügels spielten die Sonnenstrahlen in goldenem Glanz.

---

Unter den letzten der vom heiligen Haine Heimkehrenden war Emiko, den Walafried, sein Schwäher, nach dem verwaisten Hause geleitete, wo Friedhilde in Witwentrauer wohnte. Wie einen vom Tode Erstandenen empfing sie den Gatten und pries Allvater, der nach langem Leide mit dem Gatten ihrem Leben wieder Freude, Weihe und Hoffnung geschenkt hatte.

Glücklich lebten bis in hohes Alter Emiko und Friedhilde, hochgeehrt im Gaue und umblüht von froher Kinderschar. Vom Vater lernten die Söhne die Waffen führen und der kühnen Jagd wider die räuberischen Tiere des Waldes pflegen. Mit der Mutter walteten früh die Töchter am traulichen Herdfeuer, woben winters Gewande für Vater und Brüder, trieben sommers die Herde auf die Weide und bleichten das Linnen am Flusse. Abends aber sammelten sich Söhne und Töchter um Vater und Mutter unter den Bäumen im Hofe zur Sommerzeit, des Winters aber am Eichentische beim Schein des Herdfeuers, dann lauschten sie seinen weisen erzählenden Reden von den üppigen Römern, unter

denen er ein Jahr als Gefangener gelebt hatte, und vom stolzen König Marobod in Böheim, vor den ihre Mutter, jetzt die schlichte, treue Hausfrau, einst furchtlos getreten war. Emiko berichtete ferner vom stolzen römischen Kaiser Tiberius, der von den Römern die Schlange genannt ward. Bis in die stillen germanischen Wälder war die Kunde davon gedrungen, wie Tiberius im Glanze seiner Macht sich selbst auf die Felseninsel Capri im Mittelmeere verbannte, weil er unter den Tausenden, die ihm gehorchten, nicht einen wußte, der ihn liebte und dem er vertraute. Als achtundsiebzigjähriger Greis, achtzehn Jahre nach Hermanns Tod, ward er dort von dem Meuchelmord erreicht und angesichts seines Enkels im Bett erstickt. Dieser, sein Nachfolger Cajus, mit dem Beinamen Caligula, des heldenmütigen Germanikus jüngster Sohn, übertraf noch an Grausamkeit den Tiberius, bis auch ihn ein früher Tod durch Meuchlerhand ereilte.

Mutter und Töchter schauerten, als Emiko den Seinen diese Kunde am Herdfeuer mitteilte. „Wir wollen nichts wissen von der Schlange Tiberius!“ riefen die jungen Söhne, den Vater umringend; „von Hermann erzähle uns, Vater, vom Herzog und Befreier der Söhne Teuts!“

Nie wurde Emiko müde, Söhnen und Töchtern das Bild Herzog Hermanns, des Befreiers, ins Leben zu rufen, ihnen zu erzählen, wie der Herzog als Jüngling von fünfundzwanzig Jahren in der gewaltigen Schlacht im Teutoburger Walde sein Volk befreite, wie er es einte auf dem Siegesfelde, wie er es verteidigte wider den Kaisersohn Germanikus und seine Legionen, wie er Weib und Sohn verlor durch römische Arglist und zwölf Jahre nach der Befreiungsschlacht als Opfer der römischen Rache fiel, die, bekannt mit der Neigung der germanischen Stämme zur Uneinigkeit und mit der Eifersucht ihrer Fürsten, in dem ehrgeizigen Chatten Andogast ein williges Werkzeug gefunden hatte.

Des Gerechten Gedächtnis bleibet im Segen.

Der römische Geschichtschreiber Tacitus sagt: „Armin, unbestreitbar der Retter Deutschlands, hat das römische Volk nicht wie andere Könige und Heerführer in seinen Anfängen, sondern als ein zu höchster Kraftentwicklung entfaltetes Reich herausgefordert. In Schlachten ihm die Wage haltend blieb er im Kriege unüberwunden. In Gesängen seines Volkes wird er noch gefeiert.“

So konnte die deutsche Kraft und der deutsche Geist in dem freien Deutschland langsam und ungestört zu künftigen großen Thaten reifen. Niemals wieder schalteten Ruten und Beile römischer Gewalthaber jenseits der großen Grenzströme. Niemals wieder spiegelten sich die Adler der Legionen in den gelben Wellen der Weser oder in dem breiten Spiegel der Elbe. Das ist das niemals welkende Verdienst des großen Herzogs der Cherusker.

In diesen Gauen erhielt sich der deutsche Stamm unverfälscht, befreite und

bevölkerte später auch das römische Zehntland zwischen Main und Donau bis zu der Alpenmauer Rhätiens.

Hermanns Name blieb der leuchtende Stern seines Volkes Jahrhunderte durch. Sein Name ward auf den Schild gehoben in den Zeiten neuer Unterdrückung und Not; seiner ward vom deutschen Volke gedacht in den glorreichen Siegen der Jahre 1813 und 1870; ihm zu Ehren hat es auf den Höhen des Teutoburger Waldes ein seines Namens und seiner Thaten würdiges Denkmal errichtet. Nie soll Hermanns, des Cheruskers, vergessen werden in Ruhm und Sieg des Volkes, das er befreit und geeint hat!

Hermann, der Held,
Hoch auf riesige Schilde gestellt,
Hat die germanische Mutter entkettet,
Hermann, der Deutsche, hat Deutschland gerettet.

Verlag von Alfred Dehmigke in Leipzig.

# Spiegelbilder aus dem Leben und der Geschichte der Völker.

## Erzählungen für die Jugend.

Bd.

1. **Gott verläßt keinen Deutschen.** Geschichte eines jungen Seefahrers. Von Franz Kühn, Hauptlehrer in Breslau.
2. **Auf der Steppe.** Erlebnisse in einer deutschen Ansiedelung Rußlands. Von Franz Kühn, Hauptlehrer in Breslau.
3. **Die Brüder.** Erzählung aus der Zeit der Befreiungskriege. Von Franz Kühn, Hauptlehrer in Breslau.
4. **Peter Szapar** oder: Die Türken in Ungarn und vor Wien. Von Franz Kühn, Hauptlehrer in Breslau.
5. **Zwei Lebenswege.** Erzählung aus dem Leben in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Franz Kühn, Hauptlehrer in Breslau.
6. **Treue Freundschaft.** Eine Erzählung aus der Franzosenzeit. Von Franz Kühn, Hauptlehrer in Breslau.
7. **Die junge Griechin** am Hofe des Kaisers Nero. Von Ferdinand Schmidt.
8. **Unter deutschen Eichen** zur Zeit Karls des Großen. Von Franz Wiedemann, Oberlehrer in Dresden.
9. **Treue Anhänglichkeit.** Erzählung aus der Vergangenheit Venedigs. Von Franz Kühn, Hauptlehrer in Breslau.
10. **Die Schwestern.** Erzählung aus einem schlesischen Gebirgsdorfe. Von Franz Kühn, Hauptlehrer in Breslau.
11. **Ein edler Sohn** oder: Im Dienste der Ostindischen Compagnie. Von Franz Kühn, Hauptlehrer in Breslau.
12. **Gustav.** Erzählung aus der Geschichte Schwedens. Von Franz Kühn, Hauptlehrer in Breslau.
13. **Schwester Martha** oder: Ein edler Beruf. Von Franz Kühn, Hauptlehrer in Breslau.
14. **Jakob, der kleine Farmer** oder: Bleibe im Lande. Von Franz Kühn, Hauptlehrer in Breslau.
15. **Die Farm im Urwald.** Erlebnisse eines jungen Auswanderers. Von Franz Kühn, Hauptlehrer in Breslau.
16. **Admiral Carpfänger,** ein deutscher Seeheld. Von Heinrich Smidt.
17. **Der Goldsucher in Australien.** Erzählung nach dem Englischen. Von Adolph Nitsche, Lehrer in Wien.
18. **Der Katzenraphael.** Lebensbild eines seltsamen Künstlers. Von Franz Wiedemann, Oberlehrer in Dresden.
19. **Das Vaterunser** und das Leben. Erzählung zu Nutz und Frommen der lieben Jugend. Von Franz Wiedemann, Oberlehrer in Dresden.
20. **Christlieb.** Eine erzgebirgische Dorfgeschichte. Von Franz Wiedemann, Oberlehrer in Dresden.
21. **Durch Sturm zum Hafen.** Erzählung aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Von Fritz Carstädt, Schuldirektor in Breslau.
22. **Vaterlandsliebe.** Erzählung aus der Zeit der Not und Erhebung Deutschlands. Von Franz Kühn, Hauptlehrer in Breslau.

**Preis jedes Bändchens gebunden 75 Pf.**

HTO55225Z

18 L 7279

…m Alfred Dehmigke in Leipzig.

## …te Erzählungen für die Jugend

von

## Gustav Nieritz.

…itz, ein alter Freund der Kinderwelt, von H. Stiehler.
…chermädchen von Helgoland. 3. Aufl.
…e Musikant. — Das Opfer einer Mutter. — Die

…einrich. 4. Auflage.
…sse eines Gänsejungen. — Ein Türmer und eine
…sdose.
…und der Lindwurm. 4. Auflage.
… Knopf. 2. Auflage.

7. „ Es bedarf wenig, um glücklich zu sein. — Gewaltsame Austreibung von 10000 Hamburgern durch die Franzosen am Weihnachtsfest 1813.
8. „ Talbot und Levingthon. — Sehet die Vögel unter dem Himmel an.
9. „ Deutsche Treue.
10. „ Stall, Storchnest und Backtrog, oder: Die Franzosen in Deutschland. — Die vier Jahreszeiten zu Pferd.
11. „ Über und unter der Erde. — Aus dem Leben eines alten Kriegers.
12. „ Ein christlicher Seelenverkäufer.
13. „ Der Starost und sein Sohn. — Ein jeder thue seine Schuldigkeit.
14. „ Streichhölzchen und Räucherkerzchen. — Die Gefangene.
15. „ Der Gänsemann von Nürnberg. — Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. — Das wilde Schwein.
16. „ Ein Kaiserspaß. — Krämer, Doktor und Edelmann.
17. „ Des Reichtums Not.
18. „ Die Kahlköpfe. — Ehrgeiz und Geldgeiz.
19. „ Wie Gott mich führt, so will ich gehen. — Großmutter und Enkel.
20. „ Die Armenkaserne. — Der Arbeit Segen.
21. „ Die Vergeltung.
22. „ Kurze Lust, lange Pein. — Die verhängnisvolle Nacht.
23. „ Die Entdeckung. — Die gelbe Kutsche.
24. „ Die Pflegetochter. — Der reiche Mann und das Nadelöhr.
25. „ Der Kuhhirte von Oggersheim (historische Erzählung). — Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.
26. „ Ein Weihnachtslied. — Ein Freund in der Not.
27. „ Der Kaufmann von Venedig.

**Preis jedes Bändchens gebunden 75 Pfg.**

Lippische Landesbibliothek
03279840